Michael

Crichton

DinoPark

Roman

Knaur
30 JAHRE TASCHENBÜCHER

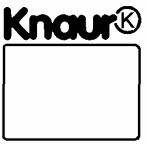
Michael Crichton wurde 1942 in Chicago geboren. Sein Studium absolvierte er am Harvard College und an der Harvard Medical School. Nach seiner Promotion arbeitete er als Dozent am Salk Institute in La Jolla, Kalifornien, und seit 1988 als Gastdozent am Massachusetts Institute of Technology. Außerdem führte er Regie bei mehreren Filmen, darunter der Adaptation seines eigenen Romans »Der große Eisenbahnraub«.
Sein Roman »Nippon Connection« erschien 1992 im Droemer Knaur Verlag und eroberte sofort die deutschen Bestsellerlisten.

Michael Crichton

DinoPark

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Klaus Berr



Von Michael Crichton ist außerdem erschienen
Andromeda (Band 3258)

Dieses Buch wurde auf chlor- und säurefreiem Papier gedruckt

Vollständige Taschenbuchausgabe April 1993
Droemersche Verlagsanstalt Th Knaur Nachf, München
©1991 für die deutschsprachige Ausgabe
Droemersche Verlagsanstalt Th Knaur Nachf, München
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen
©1990 Michael Crichton
Titel der Originalausgabe »Jurassic Park«
Originalverlag Alfred A Knopf, New York
Umschlaggestaltung Graupner + Partner, München
Satz Compusatz GmbH, München
Druck und Bindung Eisnerdruck, Berlin
Printed in Germany
ISBN 3-426-60021-8
24531

by Mathaswintha

Für A-M und T

»Reptilien sind abstoßend
wegen ihres kalten Körpers,
ihrer bleichen Farbe,
ihres Knorpelskeletts,
ihrer schmutzigen Haut,
ihres bedrohlichen Aussehens,
ihrer berechnenden Augen,
ihres widerwärtigen Geruchs,
ihrer rauhen Stimme,
ihrer verwahrlosten Behausung
und ihres entsetzlichen Giftes,
weshalb ihr Schöpfer seine Macht
auch nicht dazu benutzte,
viele von ihnen zu erschaffen «
Linaeus, 1797

»An eine neue Lebensform
kann man sich nicht erinnern «
Erwin Chargaff, 1972

Einführung

»Der InGen-Vorfall«

Das ausgehende 20 Jahrhundert erlebt einen wissenschaftlichen Goldrausch von erstaunlichem Ausmaß: die unbesonnene und überhastete Kommerzialisierung der Gentechnologie. Dieses Projekt entwickelt sich so schnell, mit so viel Geld und so wenig Kontrolle von außen, daß seine Dimensionen und Implikationen noch kaum zu begreifen sind.

Die Biotechnologie verspricht die größte Revolution in der Geschichte der Menschheit. Bis zum Ende dieses Jahrzehnts wird sie, was die Auswirkungen auf unser alltägliches Leben betrifft, die Kernkraft und den Computer weit hinter sich gelassen haben. Ein Beobachter vermerkt »Die Biotechnologie wird jeden Aspekt des menschlichen Lebens verändern unsere medizinische Versorgung, unsere Nahrung, unsere Gesundheit, unsere Freizeitgestaltung, sogar unsere Körper. Nichts wird je wieder so sein, wie es war. Sie wird das Gesicht unseres Planeten grundlegend verändern «

Aber die biotechnologische Revolution unterscheidet sich in drei wichtigen Aspekten von früheren naturwissenschaftlichen Umwälzungen.

Zum einen kann sie sich auf eine breite Basis stützen. Das Atomzeitalter begann in Amerika mit der Arbeit eines einzigen Forschungslabors, dem in Los Alamos. Und das Computerzeitalter begann dank der Bemühungen von nur etwa einem Dutzend Firmen. Doch im Bereich der Biotechnologie arbeiten inzwischen allein in Amerika über zweitausend Forschungslabors. 500 Kon-

zerne investieren pro Jahr fünf Milliarden Dollar in diese Technologie.
Zum zweiten wird ein Großteil dieser Forschungen von Gedankenlosigkeit oder Leichtsinn geleitet. Versuche, hellere Forellen zu kreieren, die in Flüssen und Bächen leichter zu erkennen sind, quadratische Bäume für eine einfachere Holzverarbeitung oder injizierbare Geruchszellen, die einen Menschen immer nach seinem Lieblingsparfüm riechen lassen, mögen nach einem Witz klingen, sind es aber nicht. In Wirklichkeit verstärkt die Anwendbarkeit der Biotechnologie in Produktionszweigen, die traditionell modischen Veränderungen unterworfen sind, etwa im Bereich der Kosmetik und der Freizeitgestaltung, die Besorgnis über den leichtfertigen Umgang mit dieser mächtigen neuen Technologie erst recht.
Zum dritten ist die Arbeit keiner Kontrolle unterworfen. Niemand überwacht sie. Kein Bundesgesetz regelt sie. Es existiert keine einheitliche Regierungspolitik, weder in Amerika noch irgendwo anders auf der Welt. Und da die Produktpalette der Biotechnologie von Medikamenten über Saatgut bis hin zu künstlichem Schnee reicht, ist ein vernünftiges Vorgehen auch schwierig. Aber am meisten beunruhigt wohl, daß es unter den Wissenschaftlern selbst keine Wachhunde gibt. Es ist erstaunlich, daß fast jeder Genetiker mit der kommerziellen Nutzung der Biotechnologie beschäftigt ist. Es gibt keine unbeteiligten Beobachter. Jeder hat ein wirtschaftliches Interesse.

Die Kommerzialisierung der Molekularbiologie ist das verblüffendste moralisch relevante Ereignis in der Geschichte der Naturwissenschaften, und sie vollzieht sich mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit. Nach Galilei hat die Naturwissenschaft vierhundert Jahre lang an der freien und offenen Erforschung der inneren Abläufe der Natur gearbeitet. Die Wissenschaftler ignorierten Staatsgrenzen und sahen sich erhaben über die Wechselfälle der Politik und sogar der Kriege. Wissenschaftler rebellierten

gegen Heimlichtuerei in der Forschung und lehnten es ab, ihre Entdeckungen patentieren zu lassen, da sie nach ihrer Überzeugung zum Wohle der gesamten Menschheit tätig waren. Und über Generationen hinweg besaß die Arbeit der Wissenschaftler wirklich eine eigentümlich selbstlose Qualität.

Als 1953 zwei junge englische Forscher, James Watson und Francis Crick, die Struktur der DNS entzifferten, wurde ihre Arbeit als Triumph des menschlichen Geistes gefeiert, als Erfüllung jahrhundertelangen Strebens nach einem wissenschaftlichen Verständnis des Universums. Und man ging voller Zuversicht davon aus, daß ihre Entdeckung selbstlos zum Nutzen der ganzen Menschheit angewandt würde.

Aber genau das geschah nicht. 30 Jahre später waren fast alle ihrer Kollegen längst mit ganz anderen Dingen beschäftigt. Die molekulargenetische Forschung war zu einem gigantischen, viele Milliarden Dollar schweren kommerziellen Unternehmen geworden, das allerdings nicht bereits 1953, sondern erst im April 1976 seinen Anfang gefunden hat.

Dies war das Datum der inzwischen berühmt gewordenen Begegnung zwischen dem kapitalschweren Spekulanten Robert Swanson und Herbert Boyer, einem Biochemiker der Universität von Kalifornien. Die beiden Männer kamen überein, eine Firma zur wirtschafllichen Nutzung von Boyers Technik des Genspleißens zu gründen. Ihre neue Firma, Genentech, wurde sehr schnell zum größten und erfolgreichsten der Gentechnologieunternehmen, die damals aus dem Boden schossen.

Plötzlich schien jeder reich werden zu wollen. Fast wöchentlich wurden neue Unternehmen gegründet, und die Wissenschaftler kamen in Scharen, um an der wirtschaftlichen Nutzung der Genforschung teilzuhaben. 1986 saßen bereits 362 Wissenschaftler, darunter 64 Mitglieder der National Academy, in Gutachtergremien von Biotechnologiefirmen. Die Zahl der Aktionäre und der Wissenschaftler, die über Beratervertrage mit diesen Firmen verbunden waren, war noch viel größer.

Man kann gar nicht deutlich genug herausstellen, wie bedeutend dieser Gesinnungswandel wirklich war. In der Vergangenheit hatten »reine« Wissenschaftler über geschäftliche Angelegenheiten die Nase gerümpft. Geldverdienen übte auf sie keinen intellektuellen Reiz aus, es war eine Sache für Krämerseelen. Und Forschungsaufträge der Industrie übernahmen nur solche Wissenschaftler, die keine Universitätsstellen bekommen konnten, auch wenn es sich um so prestigeträchtige Firmen wie Bell oder IBM handelte. Gegenüber der angewandten Wissenschaft und der Industrie im allgemeinen war der »reine« Wissenschaftler grundsätzlich kritisch eingestellt. Diese traditionsreiche Feindschaft bewahrte die universitären Wissenschaftler vor schädlichen Bindungen an die Industrie, und sooft ein Streit über wichtige technologische Entwicklungen aufkam, waren immer unvoreingenommene Wissenschaftler zur Hand, die das Thema auf höchstem Niveau diskutieren konnten.
Aber das trifft längst nicht mehr zu. Es gibt nur noch sehr wenige Molekularbiologen und sehr wenige Forschungseinrichtungen ohne Bindungen an die Industrie. Die alten Tage sind vorbei. Die Genforschung entwickelt sich mit einer Geschwindigkeit wie nie zuvor. Dies aber geschieht im geheimen, überstürzt und im Dienste des Profits.

Daß sich eine Revolution von solcher Durchschlagskraft wie die in der Biotechnologie entwickeln kann, ohne daß Vorsichtsmaßnahmen getroffen werden, birgt große potentielle Gefahren in sich. So war es vermutlich unausweichlich, daß diese Bedingungen eine so ehrgeizige Firma wie die International Genetic Technologies in Palo Alto hervorbrachten. Es sollte auch kaum überraschen, daß der von InGen ausgelöste Vorfall nicht an die Öffentlichkeit drang. Sämtliche Forschungen waren geheim, das eigentliche Geschehen ereignete sich in einer abgelegenen Region in Zentralamerika, und es waren weniger als 20 Personen in die Krise verwickelt. Von ihnen überlebten nur eine Handvoll.

Nicht einmal am Ende, als International Genetic Technologies am 5. Oktober 1989 vor dem Konkursgericht der Vereinigten Staaten in San Francisco Konkurs anmeldete, interessierte sich die Presse sonderlich für das Verfahren. Es schien ja alles so gewöhnlich. InGen war die dritte kleine amerikanische Biotechnologiefirma, die in diesem Jahr bankrott ging, und die siebte seit 1986. Nur wenige Gerichtsunterlagen wurden veröffentlicht, da die Gläubiger der Firma japanische Investmentkonsortien wie Hamaguri und Densaka waren, die traditionsgemäß die Öffentlichkeit scheuten. Um unnötige Enthüllungen zu vermeiden, vertrat Daniel Ross von Cowan, Swain & Ross, der Anwalt von InGen, auch die japanischen Investoren. Und die ziemlich ungewöhnliche Petition des Vizekonsuls von Costa Rica wurde hinter verschlossenen Türen vorgetragen. So ist es nicht überraschend, daß InGens Probleme innerhalb eines Monats gütlich und in aller Stille bereinigt wurden.

Alle an dieser Übereinkunft Beteiligten, darunter auch das hochkarätige wissenschaftliche Gutachtergremium, verpflichteten sich zu Stillschweigen, und von ihnen wird keiner berichten, was passierte; aber viele der Hauptfiguren in dem eigentlichen sogenannten »InGen-Vorfall« gehörten nicht zu den Vertragspartnern und waren bereit, über die bemerkenswerten Ereignisse zu reden, die schließlich zu jenen letzten drei Tagen im August 1989 auf einer abgelegenen Insel vor der Westküste von Costa Rica führten.

Prolog

Der Biß des Raptors

Der tropische Regen war wie eine undurchdringliche Wand aus Wasser; er prasselte auf das Wellblechdach der Krankenstation, rauschte dröhnend durch die metallenen Abflußrinnen und platschte wie ein Sturzbach auf die Erde. Roberta Carter starrte seufzend aus dem Fenster. Von der Station aus waren der Strand und das von tiefhängendem Nebel bedeckte Meer kaum noch zu erkennen. Es war ganz und gar nicht das, was sie erwartet hatte, als sie in Bahia Anasco, dem kleinen Fischerdorf an der Westküste von Costa Rica, eintraf, um hier zwei Monate als Gastärztin zu verbringen. Nach zwei aufreibenden Jahren als Assistenzärztin in der Notfallstation des Michael-Reese-Krankenhauses in Chicago hatte Bobbie Carter Sonne und Entspannung erwartet.

Seit drei Wochen war sie jetzt in Bahia Anasco. Es hatte jeden Tag geregnet.

Alles andere war in Ordnung. Sie mochte die Einsamkeit von Bahia Anasco und die Freundlichkeit der Leute. Das medizinische Versorgungssystem von Costa Rica gehörte zu den 20 besten der Welt, und sogar in diesem einsamen Küstendorf war die Krankenstation gut in Schuß und hervorragend ausgerüstet. Manuel Aragón, der Sanitäter, war intelligent und gut ausgebildet. Bobbie konnte auf dem gleichen medizinischen Niveau praktizieren wie zuvor in Chicago.

Aber der Regen! Dieser dauernde, unaufhörliche Regen!

Manuel am anderen Ende des Untersuchungszimmers hob plötzlich den Kopf. »Horchen Sie«, sagte er.

»Ich hör's, das können Sie mir glauben«, erwiderte Bobbie. »Nein. Horchen Sie doch.«
Und dann hörte sie es, ein anderes Geräusch, das sich mit dem Regen vermischte, ein dumpferes Dröhnen, das immer mehr anschwoll, bis man es klar unterscheiden konnte: das rhythmische Rattern eines Hubschraubers. Die können in diesem Wetter doch nicht fliegen, dachte Bobbie.
Doch das Geräusch wurde immer lauter, und plötzlich durchbrach der Hubschrauber den Nebel über dem Meer, dröhnte über das Dach hinweg, kreiste und kam zurück. Bobbie sah, wie er über dem Wasser in der Nähe der Fischerboote wendete, seitlich auf den klapprigen Holzpier zuflog und schließlich zum Strand zurückkehrte.
Der Hubschrauber suchte nach einem Landeplatz.
Es war ein dickbäuchiger Sikorsky mit einem blauen Streifen und dem Schriftzug INGEN CONSTRUCTION an der Flanke. So lautete der Name der Baufirma, die auf einer der Inseln vor der Küste ein neues Touristenzentrum errichtete. Angeblich sollte es ein spektakuläres und sehr vielseitiges Zentrum werden; zahlreiche Dorfbewohner waren bei dem Bau beschäftigt, der inzwischen schon über zwei Jahre dauerte. Bobbie konnte sich das Ganze gut vorstellen - eins dieser riesigen amerikanischen Touristenzentren mit Swimmingpools und Tennisplätzen, wo die Gäste spielen und ihre Daiquiris trinken konnten, ohne mit dem wirklichen Leben des Landes in Berührung zu kommen.
Bobbie fragte sich, was auf dieser Insel nur so dringend sein konnte, daß der Hubschrauber sogar bei diesem Wetter flog. Hinter der Windschutzscheibe sah sie den Piloten erleichtert aufatmen, als der Hubschrauber auf dem nassen Sand des Strandes aufsetzte. Uniformierte Männer sprangen heraus und schobenen die große Seitentür auf. Bobbie hörte hektische Schreie in Spanisch, und Manuel stieß sie an.
Die Männer riefen nach einem Arzt.

Zwei schwarze Besatzungsmitglieder trugen einen schlaffen Körper auf Bobbie zu, während ein Weißer Befehle brüllte. Der Weiße hatte einen gelben Regenmantel an; rote Haare sahen unter seiner Baseballkappe mit dem Abzeichen der Mets hervor. »Gibt es hier einen Arzt?« schrie er, den Regen übertönend, Bobbie zu, als sie zu der Gruppe lief.
»Ich bin Dr. Carter«, sagte sie. Der Regen prasselte ihr in schweren Tropfen auf Kopf und Schultern. Der Rothaarige sah sie stirnrunzelnd an. Sie trug abgeschnittene Jeans und ein T-Shirt mit Spaghettiträgern. Von ihrer Schulter baumelte ein Stethoskop, dessen Hörmuschel in der salzigen Luft bereits Rost angesetzt hatte.
»Ed Regis. Wir haben hier einen Schwerverletzten, Doktor.«
»Dann bringen Sie ihn besser nach San José«, erwiderte Bobbie. San José war die Hauptstadt und nur 20 Flugminuten entfernt.
»Das würden wir gern tun, aber wir kommen bei diesem Wetter nicht über die Berge. Sie müssen ihn hier behandeln.«
Bobbie ging neben dem Verletzten her. Es war noch ein Junge, nicht älter als 18. Als sie das blutdurchtränkte Hemd anhob, sah sie einen großen, klaffenden Riß an der Schulter und einen weiteren am Bein.
»Was ist mit ihm passiert?«
»Arbeitsunfall«, rief Ed. »Er ist gestürzt. Ein Schaufelbagger hat ihn überfahren.«
Der Junge war blaß und ohne Bewußtsein. Er zitterte.
Manuel stand neben der grünen Tür der Krankenstation und winkte. Die Männer trugen den Jungen ins Untersuchungszimmer und legten ihn auf den Tisch in der Mitte. Während Manuel eine Infusion setzte, brachte Bobbie die Lampe über dem Jungen in Position und beugte sich über ihn, um die Wunden zu untersuchen. Sie erkannte sofort, daß es nicht gut aussah. Der Junge würde höchstwahrscheinlich sterben.
Eine lange, ausgefranste Wunde lief von der Schulter über den Oberkörper. Das Fleisch an den Wundrändern war zerfetzt, wie

aufgerissen. Die Schulter war ausgerenkt, helle Knochen lagen bloß. Eine zweite Wunde klaffte in der kräftigen Oberschenkelmuskulatur, sie war so tief, daß man die Femoralarterie pulsieren sah. Ihrem ersten Eindruck nach war das Bein von Klauen aufgerissen worden.
»Erzählen Sie mir von dieser Verletzung «, sagte sie.
»Ich hab es nicht gesehen«, entgegnete Ed. »Die andern sagen, der Schaufelbagger hat ihn mitgeschleift.«
»Es sieht nämlich fast so aus, als sei er von einem Tier angefallen worden«, sagte Bobbie Carter, während sie die Wunde genauer untersuchte. Wie die meisten Notärzte konnte sie sich in allen Einzelheiten an Patienten erinnern, die sie schon vor Jahren gesehen hatte. Und sie konnte sich an zwei Verstümmelungen durch Tiere erinnern. Der eine Fall betraf ein zweijähriges Kind, das von einem Rottweiler angegriffen worden war, der andere einen betrunkenen Zirkuswärter, der eine unglückliche Begegnung mit einem bengalischen Tiger gehabt hatte. Beide Verletzungen ähnelten dieser hier. Angriffe durch Tiere hinterließen charakteristische Spuren
»Von einem Tier angefallen?«, fragte Ed. »Nein, nein. Glauben Sie mir, es war ein Schaufelbagger.« Ed leckte sich beim Sprechen über die Lippen. Er war unruhig und nervös, als hätte er etwas angestellt. Bobbie fragte sich, warum; da die Firma bei dem Bau unerfahrene Arbeiter aus dem Dorf verwendete, mußte es doch die ganze Zeit zu Unfällen kommen.
»Soll ich die Wunden ausspülen?« fragte Manuel.
»Ja«, antwortete sie. »Aber erst einen Druckverband anlegen.« Sie beugte sich tiefer und betastete die Wunde mit den Fingerspitzen. Falls ihn ein Bagger überrollt hatte, mußte Erde tief in der Wunde stecken. Aber da war keine Erde, nur ein schmieriger schleimiger Schaum. Außerdem roch die Wunde eigenartig, ein verfaulter Gestank, ein Geruch nach Tod und Verwesung.
»Wann ist das passiert?«
»Vor einer Stunde.«

Wieder fiel ihr auf, wie angespannt Ed Regis war, und sie fragte sich erneut nach dem Grund. Er war einer dieser ehrgeizigen Typen, sah eigentlich überhaupt nicht wie der Vorarbeiter auf einer Baustelle aus - eher wie ein Manager. Der Situation war er offensichtlich nicht gewachsen.
Bobbie Carter wandte sich wieder den Verletzungen zu. Irgendwie glaubte sie nicht, daß es sich dabei um Wunden handelte, die von einer Maschine verursacht worden waren. Keine Erdverschmutzung der Wunden, keine Anzeichen für Quetschungen; von Maschinen verursachte Verletzungen - ob bei Auto- oder Betriebsunfällen - wiesen dagegen fast immer Quetschungen auf. Aber hier gab es keine. Statt dessen war die Haut des Mannes im Schulterbereich und am Oberschenkel zerfetzt, wie von Klauen aufgerissen. Es sah wirklich wie der Angriff eines Tieres aus. Andererseits war der Rest des Körpers unversehrt, und das war untypisch für tierische Angriffe. Bobbie untersuchte noch einmal den Kopf, die Arme, die Hände -
Die Hände.
Es lief ihr kalt den Rücken hinunter, als sie sich die Hände des Jungen betrachtete. An beiden Handflächen entdeckte sie kurze Schnittwunden und Blutergüsse an den Handgelenken und Unterarmen. Sie hatte lange genug in Chicago gearbeitet, um zu wissen, was das bedeutete.
»Na schön«, sagte sie. »Warten Sie bitte draußen.«
»Warum?« fragte Ed beunruhigt. Das paßte ihm gar nicht.
»Wollen Sie, daß ich ihm helfe oder nicht?« fragte sie zurück, schob ihn zur Tür hinaus und stieß sie ihm vor der Nase zu. Sie wußte nicht was hier eigentlich los war, aber es gefiel ihr nicht. Manuel zögerte, »Soll ich weiterwaschen?«
»Ja«, sagte Bobbie. Sie griff nach ihrer Olympus-Automatikkamera und machte mehrere Fotos, wobei sie zur besseren Ausleuchtung immer wieder die Lampenposition veränderte. Doch plötzlich stöhnte der Junge, sie legte die Kamera weg und beugte sich über ihn. Seine Lippen bewegten sich, aber seine Zunge war schwer.

»*Raptor*«, sagte er. »*Lo sa raptor*...«
Bei diesen Worten erstarrte Manuel und trat entsetzt einen Schritt zurück.
»Was heißt das?« fragte Bobbie.
Manuel schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, Doktor. *>Lo sa raptor< - no es español*.«
»Nein?« In ihren Ohren hatte es spanisch geklungen. »Dann waschen Sie ihn bitte weiter.«
»Nein, Doktor.« Er rümpfte die Nase. »Schlimmer Gestank.« Und er bekreuzigte sich.
Bobbie sah sich wieder den schmierigen Schaum an, der in Schlieren die Wunden bedeckte. Sie berührte ihn und verrieb ihn zwischen ihren Fingern. Es war fast wie Speichel...
Der Junge bewegte die Lippen. »*Raptor*«, flüsterte er.
»Es hat ihn gebissen«, sagte Manuel entsetzt.
»Was hat ihn gebissen?«
»Raptor.«
»Was ist ein Raptor?«
»Es bedeutet *hupia*.«
Bobbie runzelte die Stirn. Die Costaricaner waren zwar nicht sehr abergläubisch, aber von *hupia* hatte sie im Dorf schon öfters gehört. Es waren angeblich Nachtgeister, gesichtslose Vampire, die kleine Kinder entführten. Der Legende nach hatten sie früher in den Bergen von Costa Rica gelebt, sich inzwischen aber auf die Inseln vor der Küste zurückgezogen.
Murmelnd und sich bekreuzigend wich Manuel immer weiter zurück.
»Das ist doch nicht normal, dieser Gestank«, sagte er. »Es ist der *hupia.* «
Bobbie wollte ihm eben befehlen, wieder an seine Arbeit zu gehen, als der verletzte Junge sich kerzengerade aufsetzte. Manuel kreischte vor Entsetzen. Der Junge stöhnte und warf den Kopf hin und her, blickte mit weit aufgerissenen, starren Augen nach links und nach rechts und spuckte plötzlich einen Schwall

Blut. Dann krümmte er sich zusammen, sein Körper bebte, und Bobbie griff nach ihm, aber er glitt zuckend vom Tisch auf den Boden. Er erbrach noch einmal Blut. Es spritzte überall hin. Ed öffnete die Tür, fragte: »Was ist denn hier los?«, und als er das Blut sah, wandte er sich ab und hielt sich die Hand vor den Mund. Bobbie griff nach einem Holzstab, um ihn dem Jungen zwischen die zusammengebissenen Zahne zu schieben, aber noch in der Bewegung merkte sie, daß es keinen Sinn mehr hatte. Er zuckte noch einmal, erschlaffte dann und lag still.

Sie beugte sich über ihn, um ihn von Mund zu Mund zu beatmen, aber Manuel packte sie heftig an der Schulter und riß sie zurück. »Nein«, sagte er. »Der *hupia* springt über.«

»Um Himmels willen, Manuel -«

»*No*.« Er starrte sie wild entschlossen an. »Nein. Sie verstehen diese Dinge nicht.«

Bobbie betrachtete den Körper am Boden und merkte, daß es gleichgültig war, sie konnte den Jungen nicht wiederbeleben. Manuel rief nach den Männern, die ins Zimmer kamen und die Leiche wegbrachten. Ed kehrte zurück, wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab und murmelte: »Ich bin sicher, daß Sie alles getan haben, was in Ihrer Macht stand.« Bobbie sah zu, wie die Männer mit der Leiche auf den Hubschrauber zugingen und dieser sich dröhnend in die Luft erhob

»Es ist besser so«, sagte Manuel.

Bobbie dachte an die Hände des verletzten Jungen. Seine Hände waren mit Schnitten und blauen Flecken übersät gewesen: typische Verteidigungswunden. Sie war sich ziemlich sicher, daß er nicht an den Folgen eines Arbeitsunfalls gestorben war; er war angegriffen worden und hatte die Hände zum Schutz gegen den Angreifer gehoben. »Wo liegt diese Insel, von der sie gekommen sind?« fragte sie.

»Im Meer. Vielleicht 150 oder 200 Kilometer vor der Küste.«

»Ziemlich weit weg für ein Touristenzentrum«, sagte sie.

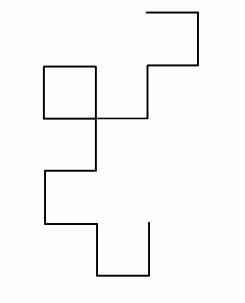
Manuel sah dem Hubschrauber nach »Ich hoffe, die kommen nie wieder zurück«
Hm, dachte sie, wenigstens habe ich die Fotos. Doch als sie sich zum Tisch umdrehte, war die Kamera verschwunden.

Später am Abend hörte es schließlich auf zu regnen. Bobbie saß allein in ihrem Schlafzimmer hinter der Krankenstation und blätterte in ihrem zerfledderten Spanischlexikon. Der Junge hatte »Raptor« gesagt, und trotz Manuels Protesten vermutete sie, daß es sich um ein spanisches Wort handelte. Und natürlich fand sie es im Lexikon. Es bedeutete »Schänder« oder »Entführer«.
Das ließ sie stutzen. Die Bedeutung des Wortes war der von *hupia* verdächtig ähnlich, Natürlich war sie nicht abergläubisch. Und die Verletzungen an diesen Händen stammten nicht von einem Geist. Was hatte der Junge ihr sagen wollen?
Sie hörte Stöhnen aus dem angrenzenden Zimmer. Eine der Frauen aus dem Dorf lag in den Wehen, und Elena Morales, die örtliche Hebamme, kümmerte sich um sie. Bobbie ging ins Krankenzimmer und winkte Elena, sie solle einen Augenblick mit ihr nach draußen gehen.
»Elena... «
»*Sí*, Doktor?«
»Wissen Sie, was ein Raptor ist?«
Elena war eine grauhaarige 60jährige, eine Frau von pragmatischem, zugreifendem Wesen. Jetzt stand sie stirnrunzelnd unter dem nächtlichen Sternenhimmel und sagte: »Raptor?«
»Ja. Kennen Sie dieses Wort?«
»*Sí.*« Elena nickte. »Es bedeutet... jemand, der in der Nacht Kinder stiehlt«
»Ein Entführer?«
»Ja«
»Ein *hupia*?«
Mit Elena ging eine plötzliche Veränderung vor. »Sagen Sie dieses Wort nicht, Doktor.«

»Warum nicht?«
»Reden Sie jetzt nicht von *hupia*«, sagte Elena bestimmt und nickte in Richtung auf die stöhnende Schwangere. »Es ist nicht klug, dieses Wort jetzt in den Mund zu nehmen.«
»Aber beißt und zerfetzt ein Raptor seine Opfer?«
»Beißen und zerfetzen?« fragte Elena verwirrt. »Nein, Doktor. So was nicht. Ein Raptor ist ein Mann, der ein neugeborenes Baby holt.« Elena war die Unterhaltung offensichtlich unangenehm, sie schien sie beenden zu wollen. Sie ging wieder auf die Krankenstation zu. »Ich rufe Sie, wenn es soweit ist, Doktor. Ich glaube, noch eine Stunde oder vielleicht zwei.«
Bobbie betrachtete den Sternenhimmel und lauschte dem friedvollen Plätschern der Brandung am Strand. In der Dunkelheit sah sie die Schatten der Fischerboote, die vor dem Ufer vor Anker lagen. Die Szene war so ruhig, so normal, daß sie sich blöd dabei vorkam, über Vampire und verschleppte Babys geredet zu haben.
Als sie in ihr Zimmer zurückkehrte, fiel ihr ein, daß Manuel behauptet hatte, »Raptor« sei kein spanisches Wort. Aus Neugier sah sie nun auch in ihrem kleinen englischen Lexikon nach und fand zu ihrer Überraschung auch dort das Wort:

raptor/n [lat. *raptor* Plünderer, fr. *raptus*]: Raubvogel

Erste Iteration



»Bei den ersten Darstellungen der Fraktalkurve zeigen sich nur wenige Hinweise auf die zugrundeliegende mathematische Struktur.«
Ian Malcolm

Fast ein Paradies

Fröhlich pfeifend steuerte Mike Bowman den Landrover durch das Naturreservat von Cabo Blanco an der Westküste von Costa Rica. Es war ein wunderbarer Morgen. Ende Juli und die Straße vor ihm allein schon die Fahrt wert: eine eng am Klippenrand entlangführende Uferstraße, von der aus man den Dschungel und den blauen Pazifik überblicken konnte. Nach den Angaben der Reiseführer war Cabo Blanco eine unverdorbene Wildnis, fast ein Paradies. Bei dem Anblick, der sich ihm hier bot, hatte Bowman das Gefühl, als würde aus dem Urlaub nun doch noch etwas werden.

Bowman, ein 36jähriger Immobilienmakler aus Dallas, hielt sich mit Frau und Tochter für einen zweiwöchigen Urlaub in Costa Rica auf. Eigentlich war die Reise die Idee seiner Frau gewesen; wochenlang hatte sie ihm in den Ohren gelegen, wie wundervoll die Naturparks von Costa Rica seien und wie gut es für Tina wäre, diese Reservate zu sehen. Als sie dann hier angekommen waren, zeigte es sich, daß Ellen einen Termin bei einem Schönheitschirurgen in San José hatte. Und Mike Bowman hörte zum ersten Mal von den ausgezeichneten und preisgünstigen Schönheitsoperationen, die man in Costa Rica machen lassen könne, und von den luxuriösen Privatkliniken in San José.

Natürlich gab es einen Riesenstreit. Mike hatte das Gefühl, sie habe ihn belogen, und das stimmte auch. Doch bei der Geschichte mit der Schönheitsoperation setzte er seinen Kopf durch. Ellen war immerhin erst 30 und eine sehr schöne Frau. Im College war sie sogar einmal Schönheitskönigin gewesen, vor kaum zehn Jahren.

Aber Ellen war leicht zu verunsichern, machte sich über alles Mögliche Sorgen, und in den letzten Jahren schien ihr am meisten der Gedanke Kummer zu bereiten, daß sie ihr gutes Aussehen verlieren könne.
Das und alles andere.
Der Landrover holperte über ein Schlagloch, Schlamm spritzte auf. Ellen, die neben ihm saß, sagte: »Mike, bist du sicher, daß das die richtige Straße ist? Wir haben seit Stunden keine Menschenseele gesehen.«
»Da war doch vor 15 Minuten ein anderes Auto«, erwiderte er. »Ein blaues, weißt du noch?«
»Aber das fuhr in die andere Richtung...«
»Darling, du wolltest einen einsamen Strand«, sagte er. »Und genau den wirst du auch bekommen.«
Ellen schüttelte zweifelnd den Kopf. »Ich hoffe nur, daß du recht hast.«
»Ja, Dad, ich hoffe, daß du recht hast«, bemerkte Christina vom Rücksitz her. Sie war acht Jahre alt.
»Glaubt mir, ich habe recht.« Einige Sekunden lang fuhr er schweigend weiter. »Es ist doch wunderschön, oder? Seht euch nur die Aussicht an. Es ist wunderschön.«
»Es ist okay«, sagte Tina.
Seine Frau zog eine Puderdose hervor, betrachtete sich im Spiegel und betastete die Haut unter ihren Augen. Dann seufzte sie und steckte die Puderdose wieder weg.
Nach einer Weile fiel die Straße ab, und Bowman konzentrierte sich auf das Fahren. Plötzlich huschte eine kleine, schwarze Gestalt über die Straße, und Tina kreischte: »Schaut, schaut!« Dann war es im Dschungel verschwunden.
»Was war das?« fragte Ellen. »Ein Affe?«
»Ein Totenkopfäffchen vielleicht«, antwortete Bowman.
»Kann ich es aufschreiben?« fragte Tina und zückte den Bleistift. Sie führte eine Liste mit allen Tieren, die sie auf der Reise sah, als Materialsammlung für die Schule.

»Ich weiß nicht«, erwiderte Mike zweifelnd.
Tina sah sich die Bilder im Reiseführer an. »Ich glaube nicht, daß es ein Totenkopfäffchen war«, sagte sie. »Ich glaube, es war nur ein Brüllaffe.« Brüllaffen hatten sie auf der Reise schon mehrere gesehen. »He«, sagte sie dann aufgeweckter, »nach diesem Buch sind >die Strände von Cabo Blanco bevölkert von einer Vielzahl von Wildtieren, darunter Brüllaffen und Weißgesichtaffen, Dreizehen - Faultiere und Weißrüsselbären.< Dad, glaubst du, daß wir ein Dreizehenfaultier sehen?«
»Wetten, daß?«
»Wirklich?«
»Schau doch einfach in den Spiegel.«
»Sehr lustig, Dad.«
Die Straße führte abwärts durch den Dschungel auf das Meer zu.

Mike Bowman fühlte sich wie ein Held, als sie schließlich den Strand erreichten: ein drei Kilometer langer Halbmond aus weißem Sand, vollkommen verlassen. Er stellte den Landrover im Schatten der Palmen ab, die den Strand begrenzten, und holte die Proviantpakete heraus. Ellen zog ihren Badeanzug an und bemerkte: »Also ich weiß wirklich nicht, wie ich die Pfunde loswerden soll.«
»Du siehst großartig aus, Liebling.« Eigentlich war sie ihm fast etwas zu dünn, aber er hatte gelernt, daß es besser war, dies nicht zu erwähnen.
Tina lief bereits den Strand entlang.
»Vergiß nicht, daß du dich noch eincremen mußt«, rief Ellen.
»Später«, rief Tina im Laufen. »Ich will nachsehen, ob ich ein Faultier finde.«
Ellen Bowman musterte den Strand und die Bäume. »Bist du sicher, daß ihr nichts passiert?«
»Liebling, hier ist weit und breit kein Mensch«, erwiderte Mike. »Was ist mit Schlangen?«

»Mein Gott«, sagte Mike Bowman. »An einem Strand gibt es keine Schlangen.«
»Na, aber vielleicht...«
»Liebling«, entgegnete er bestimmt, »Schlangen sind wechselwarm. Reptilien. Die können ihre Körpertemperatur nicht der Umgebung anpassen. Der Sand hat über 30 Grad. Eine Schlange, die hier rauskommt, würde verschmoren. Glaub's mir. Es gibt keine Schlangen auf dem Strand.« Er sah zu, wie seine Tochter den Strand entlanghüpfte, ein dunkler Fleck auf dem weißen Sand. »Laß sie gehen. Laß ihr doch den Spaß.«
Er legte seiner Frau den Arm um die Taille.

Tina rannte, bis sie nicht mehr konnte, ließ sich dann in den warmen Sand fallen und rollte ausgelassen zum Wasserrand. Das Meer war warm, es gab kaum Brandung. Sie setzte sich eine Weile, um wieder zu Atem zu kommen, und drehte sich dann zu ihren Eltern und dem Auto um; sie wollte sehen, wie weit sie schon gekommen war.
Ihre Mutter winkte und deutete ihr an, sie solle zurückkommen. Tina winkte zurück und tat so, als hatte sie nicht verstanden. Tina wollte sich nicht mit Sonnencreme einschmieren. Sie wollte auch nicht zurückgehen und ihre Mutter übers Abnehmen reden hören. Sie wollte genau da bleiben, wo sie war, und vielleicht ein Faultier sehen.
Ein paar Tage zuvor hatte Tina im Zoo von San José ein Faultier gesehen. Es sah aus wie eine Figur aus der Muppets-Show, schien aber harmlos zu sein. Auf jeden Fall konnte es sich nicht schnell bewegen; es wurde kein Problem sein, ihm davonzulaufen. Nun rief ihre Mutter wieder nach ihr, und Tina beschloß, aus der Sonne am Wasserrand in den Schatten der Palmen zu gehen. Die Palmbäume an diesem Strand überwucherten ein knotiges Gewirr aus Mangrovenwurzeln, das ein Vordringen ins Inland unmöglich machte. Tina setzte sich in den Sand und wirbelte mit dem Fuß trockene Mangrovenblatter hoch. Sie bemerkte verschiedene Vo-

gelspuren im Sand. Costa Rica war berühmt für seine Vögel. In den Reiseführern hieß es, in Costa Rica gebe es dreimal so viele Vögel wie in Nordamerika und Kanada zusammen.
Überall im Sand verliefen diese dreizehigen Vogelspuren. Einige waren klein und so schwach, daß man sie kaum sehen konnte. Andere waren größer, tiefer in den Sand eingedrückt. Tina betrachtete gerade gelangweilt die Spuren, als sie plötzlich ein Piepsen hörte, gefolgt von einem Rascheln im Mangrovendickicht. Es kam von irgendwo ganz in der Nähe.
Machten Faultiere vielleicht piepsende Geräusche? Tina glaubte es nicht, war sich aber nicht sicher. Das Piepsen kam wahrscheinlich von einem Meeresvogel. Sie wartete still und unbeweglich, hörte dann noch einmal das Rascheln und sah schließlich den Urheber der Geräusche. Wenige Meter entfernt tauchte eine Echse zwischen den Mangrovenwurzeln auf und sah zu ihr hinüber. Tina hielt den Atem an. Ein neues Tier für ihre Liste. Die Echse stand auf ihren Hinterläufen, stützte sich mit ihrem dicken Schwanz ab und starrte sie an. So aufgerichtet war das Tier etwa 30 Zentimeter hoch, mit dunkelgrüner Haut und am Rücken entlanglaufenden braunen Streifen. Die winzigen Vorderläufe endeten in wackelnden, kleinen Echsenfingern. Die Echse legte den Kopf schief und sah Tina an.
Tina fand sie sehr niedlich. So eine Art großer Salamander. Sie hob die Hand und wackelte ebenfalls mit den Fingern.
Die Echse hatte keine Angst. Aufrecht auf ihren Hinterläufen gehend, kam sie auf Tina zu. Sie war kaum größer als ein Huhn, und beim Gehen nickte sie wie ein Huhn mit dem Kopf. Tina stellte sich vor, daß sie ein wunderbares Haustier abgeben würde. Sie bemerkte, daß die Echse dreizehige Spuren hinterließ, die genauso aussahen wie Vogelspuren. Das Tier kam näher. Tina war erstaunt, daß die Echse sich so nahe herantraute, aber dann fiel ihr ein, daß das ja ein Naturpark war. Die Tiere im Park wußten bestimmt, daß sie beschützt wurden. Die Echse war vermutlich zahm. Vielleicht erwartete sie Futter von Tina. Leider hatte sie

nichts dabei. Tina streckte die offene Hand aus, um der Echse zu zeigen, daß sie kein Futter hatte.
Die Echse blieb stehen, legte den Kopf schief und piepste.
»Tut mir leid«, sagte Tina. »Ich habe nichts.«
Plötzlich und ohne Vorwarnung sprang die Echse auf Tinas ausgestreckte Hand. Tina spürte, wie die kleinen Zehen in ihre Haut stachen, und war überrascht von dem Gewicht des Tiers, das ihr den Arm nach unten drückte.
Und dann krabbelte die Echse Tinas Arm hoch zu ihrem Gesicht.

»Mir war's lieber, wenn ich sie sehen könnte«, sagte Ellen Bowman und blinzelte in die Sonne. »Das ist alles. Sie nur sehen.«
»Es ist ganz bestimmt alles in Ordnung«, erwiderte Mike und stocherte in dem Imbiß, den man ihnen im Hotel zusammengepackt hatte: ein unappetitliches gegrilltes Hähnchen und eine Art Pastete mit Fleischfüllung. Ellen würde sowieso nichts davon essen.
»Bist du sicher, daß sie auch am Strand bleibt?« fragte Ellen.
»Ja, Liebling, das bin ich.«
»Ich fühle mich hier so einsam.«
»Ich dachte, du wolltest es so«, entgegnete Mike Bowman.
»Wollt ich ja auch.«
»Na, was ist dann los?«
»Mir wär's einfach lieber, wenn ich sie sehen könnte«, sagte Ellen. Auf einmal trug der Wind die Stimme ihrer Tochter vom Strand her zu ihnen. Sie schrie.

Puntarenas

»Schmerzen hat sie jetzt keine mehr«, sagte Dr. Cruz und senkte die Plastikplane des Sauerstoffzelts über das Bett, in dem Tina schlief. Mike Bowman saß auf einem Stuhl neben dem Bett, nah bei seiner Tochter. In Mikes Augen schien Dr. Cruz ein recht fähiger Arzt zu sein; er sprach ausgezeichnet Englisch, was von seiner Ausbildung an den medizinischen Fakultäten in London und Baltimore herrührte. Dr. Cruz strahlte Kompetenz aus, und die Clinica Santa Barbara, das moderne Krankenhaus in Puntarenas, war makellos sauber und gut durchorganisiert.

Trotzdem war Mike Bowman nervös. Schließlich war seine Tochter schwerkrank, und sie waren sehr weit weg von zu Hause. Mike hatte Tina am Strand hysterisch schreiend zwischen den Mangrovenwurzeln gefunden. Ihr ganzer linker Arm war blutig, bedeckt von einer Unmenge kleiner Bisse, etwa von der Größe eines Daumenabdrucks. Außerdem hatte sie Spritzer einer klebrigen Masse auf dem Arm, wie von schäumendem Speichel.

Er trug sie über den Strand zurück. Der Arm schwoll fast sofort an und wurde rot. Die überstürzte Rückfahrt zur Zivilisation würde Mike so schnell nicht wieder vergessen. Der Landrover rutschte und schlitterte über den schlammigen Hügelpfad, während seine Tochter vor Angst und Schmerzen schrie und ihr Arm immer dicker und roter wurde. Lange bevor sie die Grenze des Parks erreichten, hatte sich die Schwellung bis zum Hals ausgebreitet, und Tina bekam Atembeschwerden...

»Wird sie jetzt wieder gesund?« fragte Ellen und starrte durch das Plastikzelt.

»Ich glaube schon«, sagte Dr. Cruz. »Ich habe ihr noch einmal eine Dosis Steroide gegeben, sie atmet jetzt schon viel leichter. Außerdem können Sie sehen, daß die Schwellung am Arm schon sehr zurückgegangen ist.«

»Und diese Bisse...«, sagte Mike Bowman.
»Wir konnten sie noch nicht identifizieren«, entgegnete der Arzt. »Ich persönlich habe solche Bisse noch nie gesehen. Aber Sie werden bemerken, daß sie bereits verschwinden. Sie sind kaum noch zu erkennen. Glücklicherweise habe ich sie fotografiert. Und ich habe ihr den Arm gewaschen und Proben von diesem klebrigen Speichel genommen - eine für die Analyse hier im Haus, eine zweite, die ins Labor nach San José geschickt wird. Und eine dritte werden wir einfrieren für den Fall, daß sie noch gebraucht wird. Haben Sie das Bild, das sie gezeichnet hat?«
»Ja«, sagte Mike Bowman. Er gab Dr. Cruz die Skizze, die Tina als Antwort auf die Fragen des Arztes in der Notaufnahme gezeichnet hatte.
»Das ist also das Tier, das sie gebissen hat?« fragte er.
»Ja«, antwortete Mike Bowman. »Sie meinte, es sei eine grüne Echse gewesen, etwa so groß wie ein Huhn oder eine Krähe.«
»Von einer solchen Echse habe ich noch nie etwas gehört«, sagte der Arzt. »In Tinas Zeichnung steht das Tier aufrecht auf den Hinterläufen...«
»Genau«, erwiderte Mike Bowman. »Tina sagt, die Echse sei aufrecht gelaufen.«
Der Arzt runzelte die Stirn und betrachtete eingehend die Zeichnung. »Ich bin kein Experte. Ich habe um einen Besuch von Dr. Guitierrez gebeten. Er ist einer der leitenden Wissenschaftler in der Reserva Biológica de Carara, auf der anderen Seite der Bucht. Vielleicht kann er das Tier für uns identifizieren.«
»Gibt es denn in Cabo Blanco niemanden?« fragte Bowman. »Dort wurde sie nämlich gebissen.«
»Leider nein. Cabo Blanco hat kein festes Personal, und Wissenschaftler haben dort schon seit einiger Zeit nicht mehr gearbeitet. Sie waren vermutlich seit vielen Monaten die ersten, die diesen Strand betreten haben. Aber ich kann Ihnen versichern, daß Dr. Guitierrez sich sehr gut auskennt.« Er sah auf seine Uhr. »Vor drei Stunden habe ich in der Station in Carara angerufen, gleich

als Ihre Tochter eingeliefert wurde. Er müßte jeden Augenblick hier sein.«
Dr. Guitierrez erwies sich als bärtiger Mann in Khakishorts und -hemd. Überraschenderweise war er Amerikaner. Als er den Bowmans vorgestellt wurde, sagte er mit weichem Südstaatenakzent: »Mr. und Mrs. Bowman, sehr erfreut. Wie geht es Ihnen?« und erklärte dann, er sei Biologe aus Yale und betreibe seit fünf Jahren in Costa Rica Feldforschung. Er wirkte etwas pedantisch, aber Mike Bowman mußte zugeben, daß Guitierrez Tina sehr sorgfältig untersuchte. Er hob sanft ihren Arm, betrachtete eingehend jeden einzelnen Biß mit einer kleinen Stablampe und maß sie mit einem Lineal. Nach einer Weile richtete Guitierrez sich wieder auf und nickte gedankenverloren, als hätte er etwas begriffen. Dann sah er sich die Polaroids an und stellte verschiedene Fragen über den Speichel, worauf Cruz ihm sagte, daß dieser noch im Labor untersucht werde.
Schließlich wandte sich Guitierrez wieder Mike Bowman und dessen Frau zu, die beide ungeduldig und besorgt warteten. »Ich glaube, es wird alles wieder gut. Ich würde vorschlagen, daß Sie sich etwas ausruhen. Ich möchte zuvor nur noch ein paar Einzelheiten klären«, sagte er und machte sich mit penibler Handschrift Notizen. »Ihre Tochter gibt an, sie sei von einer etwa 30 Zentimeter großen grünen Echse gebissen worden, die in aufrechter Haltung aus dem Mangrovensumpf zum Strand kam?«
»Das stimmt, ja.«
»Und die Echse gab Laute von sich?«
»Tina sagt, sie habe gepiepst oder gequiekt.«
»Was meinen Sie, etwa wie eine Maus?«
»Ja.«
»Also gut«, sagte Dr. Guitierrez. »Ich weiß jetzt, um welchen Echsentyp es sich handelt.« Er erklärte, daß von den sechstausend Echsenarten auf der Welt nur etwa ein Dutzend aufrecht ging. In Lateinamerika seien nur vier dieser Arten zu finden. Und der Färbung nach zu urteilen, müsse dieses Exemplar zu einer der vier

Arten gehören. »Ich bin mir sicher, daß es sich hier um einen *Basiliscus amoratus* handelt, einen gestreiften Leguan aus der Gattung der Basilisken, der hier in Costa Rica und auch in Honduras vorkommt. Aufgerichtet sind sie manchmal gut 30 Zentimeter hoch.«
»Sind sie giftig?«
»Nein, Mrs. Bowman. Überhaupt nicht.« Guitierrez erläuterte, das Anschwellen des Arms sei eine allergische Reaktion. »Laut Fachliteratur zeigen vierzehn Prozent der Menschen heftige allergische Reaktionen auf Reptilien«, sagte er, »und Ihre Tochter scheint zu dieser Gruppe zu gehören.«
»Sie schrie und sagte, daß sie solche Schmerzen habe. Sie hörte nicht auf zu schreien, weil es so wehtat.«
»Das hat es wahrscheinlich auch«, erwiderte Guitierrez. »Reptilischer Speichel enthält Serotonin, was starke Schmerzen verursacht.« Er wandte sich an Cruz. »Ihr Blutdruck sank nach der Verabreichung von Antihistaminen?«
»Ja«, antwortete Cruz. »Sofort.«
»Serotonin«, bekräftigte Guitierrez. »Keine Frage.«
Ellen Bowman schien noch immer nicht beruhigt. »Aber daß eine Echse sie überhaupt beißt? Und dann gleich so oft?«
»Echsenbisse sind sehr häufig«, sagte Guitierrez. »Tierpfleger in Zoos werden dauernd gebissen. Und erst vor ein paar Tagen habe ich gehört, daß in Amaloya, das liegt etwa 100 Kilometer von Ihrem Rastplatz entfernt, ein Kind in seinem Bettchen von einer Echse gebissen wurde. Solche Bisse kommen also vor. Ich weiß nicht genau, warum Ihre Tochter so oft gebissen wurde. Was tat sie denn zu dem Zeitpunkt?«
»Nichts. Sie sagte, sie sei ganz still dagesessen, weil sie sie nicht verscheuchen wollte.«
»Ganz still gesessen«, wiederholte Guitierrez stirnrunzelnd.
»Ganz still...« Er schwieg eine Weile.
»Dr. Guitierrez?«
»Entschuldigung.« Er schüttelte den Kopf. »Nun gut. Ich glaube,

wir können nicht mehr genau rekonstruieren, was passiert ist. Wilde Tiere sind unberechenbar.«
»Und was ist mit diesem schäumenden Speichel auf ihrem Arm?« fragte Ellen. »Ich muß immer an Tollwut denken...«
»Nein, nein«, erwiderte Dr. Guitierrez. »Ein Reptil kann Tollwut nicht übertragen. Ihre Tochter hat auf den Biß eines Basilisken allergisch reagiert. Nichts Ernsteres.«
Nun zeigte Mike Bowman Guitierrez das Bild, das Tina gezeichnet hatte. Guitierrez nickte. »Ich wurde das durchaus für einen Basilisken halten«, sagte er. »Ein paar Details sind natürlich falsch. Der Hals ist viel zu lang, und sie hat an die Hinterläufe drei Zehen anstelle von fünf gezeichnet. Der Schwanz ist zu dick und zu hoch erhoben. Aber ansonsten ist es eine ganz brauchbar gezeichnete Echse von der Art, über die wir gesprochen haben.«
»Aber Tina hat den langen Hals ausdrücklich erwähnt«, sagte Ellen Bowman. »Außerdem hat sie von drei Zehen am Fuß gesprochen.«
»Tina ist sehr aufmerksam«, ergänzte Mike Bowman.
»Ich bin mir sicher, daß Ihre Tochter das ist«, entgegnete Guitierrez lächelnd. »Aber ich bin trotzdem davon überzeugt, daß sie von einem gewöhnlichen *Basiliscus amoratus* gebissen wurde und eine heftige allergische Reaktion zeigt. Bei medikamentöser Behandlung beträgt der normale Krankheitsverlauf zwölf Stunden. Morgen früh müßte sie wieder auf den Beinen sein.«

Das moderne Labor im Keller der Clinica Santa Maria erhielt die Nachricht, daß Dr. Guitierrez das Tier, das das amerikanische Kind gebissen hatte, als harmlosen Basilisken identifiziert hatte. Die Analyse des Speichels wurde sofort gestoppt, obwohl eine vorläufige Trennung der Bestandteile auf einige Proteine von außergewöhnlich hohem Molekulargewicht und unbekannter biologischer Wirkung hingewiesen hatte. Aber der Techniker im Nachtdienst hatte viel zu tun und verstaute deshalb die Speichelproben im Aufbewahrungsfach des Kühlschranks.

Am nächsten Morgen verglich der ihn ablösende Kollege den Inhalt des Fachs mit der Liste der Entlassungspatienten. Als er sah, daß BOWMAN, CHRISTINA L. an diesem Morgen entlassen werden sollte, warf er die Speichelproben in den Abfall. Doch im letzten Augenblick merkte er, daß eine der Speichelproben mit einem roten Aufkleber versehen war, was bedeutete, daß sie an das Labor der Universität in San José weitergeleitet werden sollte. Er holte das Teströhrchen wieder aus dem Abfalleimer und schickte es weg.

»Na los. Sag danke zu Dr. Cruz«, sagte Ellen Bowman und gab Tina einen Schubs.
»Vielen Dank, Dr. Cruz«, sagte Tina. »Mir geht es schon viel besser.« Sie gab dem Arzt die Hand. Dann ergänzte sie: »Sie haben heute ein anderes Hemd an.«
Einen Augenblick lang zögerte Dr. Cruz. Dann erwiderte er: »Das stimmt, Tina. Wenn ich die ganze Nacht im Krankenhaus arbeite, wechsle ich am Morgen das Hemd.«
»Aber Ihre Krawatte nicht?«
»Nein, nur das Hemd.«
»Mike hat Ihnen doch gesagt, daß sie sehr aufmerksam ist«, bemerkte Ellen Bowman.
»Das ist sie wirklich.« Dr. Cruz lächelte und schüttelte ihr feierlich die Hand. »Noch schöne Ferien, Tina. Genieße die Zeit in Costa Rica.«
»Bestimmt.«
Die Familie Bowman wollte eben aufbrechen, als Dr. Cruz fragte: »Ach, Tina, kannst du dich noch an die Echse erinnern, die dich gebissen hat?«
»Mhm.«
»Kannst du dich auch an ihre Füße erinnern?«
»Mhm.«
»Hatte sie Zehen?«
»Ja.«

»Wie viele Zehen hatte sie?«
»Drei«, antwortete Tina.
»Woher weißt du das?«
»Weil ich hingesehen habe«, sagte sie. »Außerdem haben alle Vögel am Strand Spuren mit drei Zehen im Sand gemacht. Ungefähr so.« Sie hielt die Hand hoch und spreizte die drei mittleren Finger. »Und die Echse hat auch solche Spuren im Sand gemacht.«
»Die Echse hat Spuren gemacht wie ein Vogel?«
»Mhm«, machte Tina. »Sie ist auch gelaufen wie ein Vogel. Hat immer mit dem Kopf genickt, rauf und runter. So.« Sie ging ein paar Schritte und nickte mit dem Kopf.
Nach der Abfahrt der Bowmans war Dr. Cruz so beunruhigt, daß er Dr. Guitierrez, der inzwischen in seine Forschungsstation zurückgekehrt war, anrief und ihm von dieser Unterhaltung erzählte. »Ich muß zugeben, die Geschichte des Mädchens klingt verwirrend«, sagte Guitierrez. »Ich habe selber noch einige Nachforschungen angestellt. Ich bin froh, daß es dem Mädchen gutgeht, aber ich bin mir nicht mehr sicher, ob sie von einem Basilisken gebissen wurde. Ganz und gar nicht mehr sicher.«
»Was kann es denn sonst sein?«
»Hm«, erwiderte Guitierrez, »wir wollen mal keine verfrühten Spekulationen anstellen. Ach, übrigens, haben Sie bei Ihnen im Krankenhaus noch von anderen Echsenbissen gehört?«
»Nein, warum?«
»Falls Sie etwas hören, mein Freund, lassen Sie es mich wissen.«

Der Strand

Marty Guitierrez saß am Strand von Cabo Blanco und sah zu, wie die Nachmittagssonne langsam zum Horizont hinunterwanderte, bis sie grell auf der Wasseroberfläche funkelte und ihre Strahlen in das Mangrovendickicht unter den Palmen schienen, wo Guitierrez seinen Beobachtungsposten bezogen hatte. Soweit er das beurteilen konnte, saß er in der Nähe der Stelle, wo sich zwei Tage zuvor das amerikanische Mädchen aufgehalten hatte.

Obwohl es natürlich stimmte, was er den Bowmans erzählt hatte, daß nämlich Echsenbisse sehr häufig seien, hatte er noch nie davon gehört, daß ein Basilisk jemanden gebissen hatte. Und mit Sicherheit hatte er noch nie davon gehört, daß jemand deswegen ins Krankenhaus mußte. Außerdem war der Bißradius auf Tinas Arm etwas zu groß für einen Basilisken. Gleich nach seiner Rückkehr nach Carara hatte er in der kleinen Forschungsbibliothek der Station nachgelesen, aber keine Hinweise auf Basiliskenbisse gefunden. Danach hatte er bei International BioSciences Services, einer Online-Datenbank in Amerika, nachgefragt. Aber auch dort fand er keine Hinweise auf Basiliskenbisse oder stationäre Behandlung nach solchen Bissen.

Schließlich rief er den Arzt in Amaloya an, der bestätigte, daß ein neun Tage altes Baby, das in seinem Bettchen schlief, von einem Tier in den Fuß gebissen worden war. Die Großmutter, die einzige Person, die das Tier wirklich gesehen hatte, behauptete, es sei eine Echse gewesen. Der Fuß war daraufhin angeschwollen, das Kind wäre beinahe gestorben. Die Großmutter beschrieb die Echse als grün mit braunen Streifen. Das Kind wurde mehrere Male gebissen, bevor die Großmutter das Tier verscheuchen konnte.

»Eigenartig«, bemerkte Guitierrez.

»Nein«, erwiderte der Arzt und fügte hinzu, er wisse auch von anderen Bissen. Ein Kind in Vásquez, dem Nachbardorf an der Küste, war ebenfalls im Schlaf gebissen worden, und ein anderes in

Puerta Sotrero. All diese Vorfälle waren in den vergangenen zwei Monaten passiert. Und bei allen handelte es sich um schlafende Kinder oder Babys.
Ein so neues und so deutlich zutage tretendes Muster brachte Guitierrez zu dem Schluß, es sei eine bis dahin unbekannte Echsenart aufgetaucht, was in Costa Rica auch nicht unwahrscheinlich war. Costa Rica bildet einen Teil der Landbrücke, die Nord- und Südamerika verbindet; an der schmalsten Stelle nur 120 Kilometer breit, ist es kleiner als der US-Bundesstaat Maine. Doch trotz des begrenzten Platzes weist Costa Rica eine erstaunliche Vielfalt an Biotopen auf: Küstenlandschaften sowohl am Pazifik wie am Atlantik, vier voneinander unabhängige Gebirgsketten mit bis zu 4000 Meter hohen Gipfeln und aktiven Vulkanen; Regenwälder, Nebelwälder, gemäßigte Zonen, Sumpfgebiete und trockene Wüsten. Diese ökologische Vielfalt bringt eine erstaunliche Vielfalt an pflanzlichem und tierischem Leben hervor. Costa Rica beherbergt dreimal so viele Vogelarten wie ganz Nordamerika; über 1000 Orchideenarten; über 5000 Insektenarten. Immer noch werden in Costa Rica neue Arten entdeckt, und in den letzten Jahren sogar immer häufiger, allerdings aus einem traurigen Grund. Wegen der fortschreitenden Entwaldung verlieren viele im Dschungel lebende Arten ihren natürlichen Lebensraum; sie ziehen dann in andere Gegenden und ändern manchmal sogar ihr Verhalten.
Eine neue Art war also durchaus denkbar. Aber zu der Freude über die Entdeckung einer neuen Art kam die Gefahr neuer Krankheiten. Guitierrez wußte, daß Echsen Viruserkrankungen übertragen können, einige davon auch auf den Menschen. Die gefährlichste war die Central Saurian Encephalitis oder CSE, eine Gehirnentzündung, die bei Menschen und Pferden eine Art Schlafkrankheit hervorrief. Guitierrez war deshalb klar, daß er diese neue Echse finden mußte, und wenn auch nur, um sie auf Krankheiten zu überprüfen.
Er sah die Sonne untergehen und seufzte. Vielleicht hatte Tina

Bowman ein neues Tier gesehen, vielleicht auch nicht. Guitierrez hatte auf jeden Fall keins gesehen. Früh am Morgen hatte er seine Luftpistole genommen, sie mit Betäubungspfeilen geladen und sich hoffnungsvoll zum Strand aufgemacht. Aber es war ein verlorener Tag geworden. Er mußte bald aufbrechen, denn den Pfad vom Strand den Hügel hinauf wollte er nicht in der Dunkelheit befahren.

Guitierrez stand auf und ging den Strand entlang. Etwas weiter vorne sah er den dunklen Umriß eines Brüllaffen, der am Rand des Mangrovensumpfes herumschlich. Guitierrez machte einen Bogen und ging näher am Wasser entlang. Wenn sich hier ein Brüllaffe aufhielt, lauerten wahrscheinlich noch andere in den Bäumen, und Brüllaffen hatten die Eigenart, auf Eindringlinge zu urinieren. Doch dieser Brüllaffe schien allein zu sein; er bewegte sich nur langsam und hockte sich immer wieder hin. Der Affe hatte etwas im Maul. Als Guitierrez sich ihm näherte, sah er, daß das Tier eine Echse fraß. Der grüne Schwanz und die Hinterlaufe hingen ihm aus dem Maul. Sogar aus der Entfernung konnte Guitierrez die braunen Streifen am Rücken deutlich erkennen.

Guitierrez ließ sich zu Boden fallen, stützte sich mit den Ellbogen ab und zielte. Der Brüllaffe, daran gewöhnt, in einem geschützten Reservat zu leben, sah ihn nur neugierig an. Er lief nicht einmal weg, als der erste Pfeil wirkungslos an ihm vorbeizischte. Aber als ihn der zweite am Oberschenkel traf, kreischte er überrascht und wütend auf, ließ den Rest seiner Mahlzeit fallen und floh in den Dschungel.

Guitierrez stand auf und ging vorwärts. Um den Affen machte er sich keine Sorgen, denn die Betäubungsmitteldosis war so schwach, daß das Tier sich höchstens ein paar Minuten lang benommen fühlen wurde. Guitierrez dachte bereits darüber nach, was er mit seinem Fund anfangen wurde. Den vorläufigen Bericht würde er selber schreiben, aber dann mußte er natürlich die Überreste in die Vereinigten Staaten schicken, um sie dort eindeutig identifizieren zu lassen. Wem sollte er sie schicken? Der allge-

mein anerkannte Experte war Edward H. Simpson, emeritierter Professor der Zoologie an der Columbia University in New York. Simpson, ein eleganter älterer Herr mit zurückgekämmten weißen Haaren, war die weltweit führende Autorität auf dem Gebiet der Echsensystematik. Höchstwahrscheinlich, dachte Marty, werde ich Dr. Simpson diese Echse schicken.

New York

Dr. Richard Stone, Leiter des Tropical Diseases Laboratory am Columbia University Medical Center pflegte zu sagen, daß dieser Name etwas viel Großartigeres heraufbeschwöre, als sein Institut tatsächlich darstelle. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts, als das Labor noch den gesamten dritten Stock des Biomedical Research Building belegte, arbeiteten Scharen von Technikern an der Ausrottung von Seuchen wie Gelbfieber, Malaria und Cholera. Doch medizinische Erfolge - die Entwicklung von Antibiotika und Impfstoffen - und die Entlastung durch Forschungslaboratorien in Nairobi und São Paulo hatten dem TDL viel von seiner früheren Bedeutung genommen. Inzwischen war es zu einem Bruchteil seiner früheren Größe geschrumpft und beschäftigte nur noch zwei Vollzeittechniker, die sich vorwiegend mit der Diagnose von Krankheiten beschäftigten, die New Yorker von Auslandsreisen mitgebracht hatten. So kam es, daß die Sendung, die an diesem Morgen eintraf, den Alltagstrott des Labors eher störte. »Oh, sehr hübsch«, bemerkte die Laborantin des Tropeninstituts, als sie die Zollbescheinigung las. »Teilweise zerkautes Fragment einer unidentifizierten costaricanischen Echse.« Sie rümpfte die Nase. »Das ist etwas für Sie, Dr. Stone.«
Der weiße Plastikzylinder war etwa so groß wie eine Zweiliterflasche. Er hatte metallene Verschlußklammern und einen Schraub-

deckel. Neben der Aufschrift INTERNATIONALER BIOLOGISCHER PROBENBENBEHÄLTER drängten sich Aufkleber und Warnungen in vier Sprachen. Die Warnungen sollten verhindern, daß irgendein mißtrauischer Zollbeamter den Zylinder öffnete.
Offensichtlich hatten die Warnungen funktioniert, denn als Richard Stone die große Untersuchungslampe zu sich drehte, sah er, daß die Plomben noch intakt waren. Stone schaltete die Luftfilteranlage an und zog Gummihandschuhe und eine Gesichtsmaske über; immerhin hatte das Labor erst vor kurzem Fälle von venezuelanischem Pferdefieber, japanischer B-Enzephalitis, des Kyasanur-Forest-Virus, des Langat-Virus sowie von Mayoro identifiziert. Dann schraubte Stone den Deckel ab.
Es gab ein Zischen von entweichendem Gas, und weißer Nebel quoll heraus. Der Zylinder wurde eiskalt. Im Innern fand er eine Plastiktüte mit Klemmverschluß, die etwas Grünes enthielt. Stone breitete eine Papierunterlage auf dem Tisch aus und schüttelte den Inhalt aus der Tüte. Mit einem dumpfen Schlag fiel ein gefrorenes Stück Fleisch auf den Tisch.
»Puh«, machte die Laborantin. »Sieht angefressen aus.«
»Aber wirklich«, sagte Stone. »Was wollen die von uns?«
Die Laborantin sah in die beigefügten Unterlagen. »Echse beißt Kinder. Sie haben Probleme mit der Identifikation der Echsenart und machen sich Sorgen wegen möglicher Übertragung von Krankheiten durch die Bisse.« Sie zog die Kinderzeichnung einer Echse mit der Unterschrift TINA hervor. »Eins der Kinder hat die Echse gezeichnet.«
Stone betrachtete das Bild. »Wir können die Art natürlich nicht identifizieren«, sagte er. »Aber Krankheitserreger können wir ziemlich schnell abchecken, wenn wir nur etwas Blut aus diesem Fragment herausbekommen. Wie nennen sie dieses Tier?«
»*Basiliscus amoratus* mit genetischer Dreizehenanomalie«, antwortete sie lesend.
»Okay«, sagte Stone. »Dann wollen wir mal anfangen. Während wir warten, bis es aufgetaut ist, machen Sie eine Röntgenaufnah-

me und Polaroids für die Akten. Sobald wir Blut bekommen, beginnen Sie mit den Antikörpertestreihen. Sagen Sie mir Bescheid, wenn es Probleme gibt.«

Kurz vor Mittag hatte das Labor die Ergebnisse: Das Eidechsenblut zeigte keine signifikanten Reaktionen auf virale oder bakterielle Antigene, und die zusätzlich vorgenommene Toxizitätsprüfung war nur in einem einzigen Fall positiv: Das Blut reagierte schwach mit dem Gift der indischen Königskobra. Eine solche Immunreaktion war zwischen Reptilienarten sehr häufig, und Dr. Stone hielt es deshalb nicht für nötig, sie in dem Fax zu erwähnen, das seine Laborantin noch am gleichen Abend an Dr. Martin Guitierrez schickte.
Der Versuch einer Identifikation der Echse stand nie zur Debatte; das mußte bis zur Rückkehr von Dr. Simpson warten. Da er erst in einigen Wochen zurückerwartet wurde, bat seine Sekretärin das TDL, das Fragment in der Zwischenzeit aufzubewahren. Dr. Stone steckte es wieder in die Plastiktüte und legte es in den Gefrierschrank.
Marty Guitierrez las das Fax, das er vom Tropical Diseases Laboratory der Columbia University erhalten hatte. Es war nur kurz:

Untersuchungsgegenstand:	*Basiliscus amoratus* mit genetischer Anomalie (aus Dr. Simpsons Büro)
Material:	Hinteres Teilstück eines angefressenen (?) Tieres
Angewandte Methoden:	Röntgenolog., mikroskop., immunolog. Untersuchungen auf virale, parasitische, bakterielle Krankheiten.
Befunde:	Keine histologischen oder immunologischen Hinweise auf eine auf den Menschen übertragbare Krankheit bei dieser *Basiliscus-amoratus*-Probe.

(gezeichnet) Dr. med. Richard A. Stone, Direktor.

Aus diesem Kurzbericht zog Guitierrez zwei Schlüsse. Zum einen, daß seine Identifikation der Echse als Basilisk von Wissenschaftlern der Columbia University bestätigt worden war. Und zum anderen, daß das Fehlen einer übertragbaren Krankheit bedeutete, daß die sporadisch aufgetretenen Echsenbisse der letzten Zeit kein ernstzunehmendes Gesundheitsrisiko für Costa Rica darstellten. Er glaubte ganz im Gegenteil seine ursprüngliche Ansicht bestätigt: daß nämlich eine Echsenart aus dem Wald vertrieben worden war, sich einen neuen Lebensraum gesucht hatte und dabei auch Kontakte mit der Dorfbevölkerung nicht auszuschließen waren. Guitierrez war sicher, daß die Echsen innerhalb weniger Wochen zur Ruhe kommen und sich einleben würden. Dann würden auch die Beißattacken ein Ende finden.

Der tropische Regen war wie eine undurchdringliche Wand aus Wasser; er prasselte auf das Wellblechdach der Krankenstation von Bahia Anasco. Es war beinahe Mitternacht, die Stromversorgung war im Sturm zusammengebrochen und die Hebamme Elena Morales arbeitete im Schein einer Taschenlampe, als sie plötzlich ein Geräusch hörte, eine Mischung aus Quieken und Piepsen. Da sie glaubte, daß es sich um eine Ratte handelte, legte sie der Mutter schnell ein feuchtes Tuch auf die Stirn und ging ins angrenzende Zimmer, um nach dem Neugeborenen zu sehen. Als sie die Hand auf die Klinke legte, hörte sie das Geräusch erneut und wurde ruhiger. Offensichtlich war es nur ein Vogel, der aus dem Regen ins Zimmer geflüchtet war. Nach einem costaricanischen Sprichwort bedeutete es Glück, wenn ein Vogel ein Neugeborenes besuchen kam.
Elena öffnete die Tür und leuchtete mit der Taschenlampe ins Zimmer. Einen Vogel sah sie nicht.
Das Baby lag in einem Weidenkorb, eingewickelt in eine Decke, die nur das Gesicht freiließ. Auf dem Rand des Korbes hockten dunkelgrüne Echsen wie fratzengesichtige Wasserspeier an einem Brunnenrand. Als sie Elena bemerkten, legten sie die Köpfe schief und

sahen sie neugierig an, liefen aber nicht davon. Im Schein der Taschenlampe sah Elena, daß ihnen Blut von den Schnauzen tropfte. Leise piepsend bückte sich eine der Eidechsen und riß mit einem schnellen Ruck ihres Kopfs ein Stück Fleisch aus dem Baby. Kreischend vor Entsetzen stürzte Elena ins Zimmer, und die Echsen flohen in die Dunkelheit. Noch bevor sie den Korb erreichte, sah sie, was mit dem Gesicht des Babys passiert war, und sie wußte, daß es tot sein mußte. Piepsend und quiekend verschwanden die Echsen in der Regennacht und ließen nur blutige, dreizehige Abdrücke zurück. Sie sahen aus wie Vogelspuren.

Die Gestalt der Daten

Als Elena Morales sich einige Zeit später wieder etwas beruhigt hatte, beschloß sie, den Echsenüberfall nicht zu melden. Trotz der Abscheulichkeiten, die sie gesehen hatte, machte sie sich langsam Sorgen, daß man ihr Vorwürfe machen könnte, weil sie das Baby unbeaufsichtigt gelassen hatte. So sagte sie der Mutter, ihr Kind sei erstickt, und den Behörden in San José meldete sie den Vorfall als plötzlichen Kindstod. Dieses Syndrom des ungeklärten Todes sehr kleiner Kinder war nichts Ungewöhnliches, ihr Bericht wurde deshalb nicht angezweifelt.

Das Universitätslabor in San José, das die Speichelproben von Tina Bowmans Arm analysierte, machte einige bemerkenswerte Entdeckungen. Man fand darin, wie erwartet, eine große Menge Serotonin. Aber unter den Speichelproteinen war auch ein echtes Monster: Mit einem Molekulargewicht von 1,980 gehörte es zu den größten bekannten Proteinen. Die biologische Wirksamkeit wurde noch untersucht, aber es schien sich um ein Nervengift ähnlich dem Gift der Kobra zu handeln, nur weniger stark und primitiver strukturiert.

Darüber hinaus entdeckte das Labor Spuren des Enzyms Gamma-Amino Methionin Hydrolase. Da dieses Enzym auf gentechnischen Ursprung hinwies und in wilden Tieren nicht vorkam, nahmen die Techniker an, daß es sich um eine Verunreinigung aus dem Labor handelte, und beschlossen, es nicht zu erwähnen, als sie Dr. Cruz, den behandelnden Arzt in Puntarenas, anriefen. Aber Dr. Cruz war sowieso nicht im Dienst. Und die Telefonistin des Krankenhauses klang unsicher, als sie sagte, sie würde die Nachricht weiterleiten.

Das Echsenfragment lag im Gefrierschrank der Columbia University und wäre auch bis zur Rückkehr von Dr. Simpson dort unbeachtet geblieben, wäre nicht eines Tages eine Technikerin namens Alice Levin in das Labor für Tropenkrankheiten spaziert, hätte Tina Bowmans Bild entdeckt und sofort ausgerufen: »Oh, welches Kind hat denn den Dinosaurier gezeichnet?«

»Was?« sagte Richard Stone und drehte sich langsam zu ihr um.

»Den Dinosaurier. Das ist doch einer, oder? Mein Kind zeichnet sie die ganze Zeit.«

»Das ist irgendeine Echse«, erwiderte Stone. »Haben wir aus Costa Rica bekommen. Ein Kind da unten hat sie gezeichnet.«

»Nein«, sagte Alice Levin und schüttelte den Kopf, »sehen Sie es sich doch an. Es ist ganz deutlich: großer Kopf, langer Hals, steht auf den Hinterlaufen, dicker Schwanz. Das ist ein Dinosaurier.«

»Unmöglich. Das Tier war nur 30 Zentimeter hoch.«

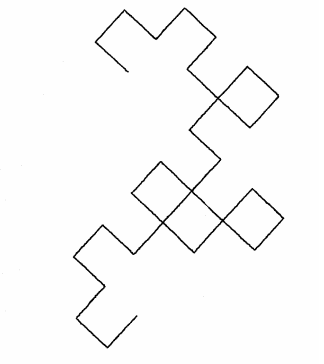
»Und? Es gab auch kleine Dinosaurier«, entgegnete Alice. »Glauben Sie mir, ich weiß das. Die kleinsten Dinosaurier waren noch kleiner als 30 Zentimeter. Babysaurus oder so ähnlich, ich weiß auch nicht genau. Diese Namen sind einfach unmöglich. Sobald man älter als zehn ist, kann man sie nicht mehr behalten.«

»Sie verstehen nicht«, sagte Richard Stone. »Das ist eine Zeichnung von einem Tier, das bis vor kurzem noch gelebt hat. Man hat uns ein Teilstück dieses Tiers geschickt. Es liegt jetzt im Gefrierschrank.« Stone holte es und schüttelte es aus der Tüte.

Alice Levin betrachtete das gefrorene Stück Bein und Schwanz

und zuckte die Achseln. Sie rührte es nicht an. »Ich weiß auch nicht«, sagte sie, »aber für mich sieht das aus wie ein Dinosaurier.«
Stone schüttelte den Kopf.
»Warum nicht?« wollte Alice Levin wissen. »Möglich ist es. Es konnte ein Überbleibsel oder ein Relikt sein, oder wie man das nennt.«
Stone schüttelte nur weiter den Kopf. Alice hatte keine Ahnung; sie war eine Technikerin aus dem bakteriologischen Labor am anderen Ende des Gangs. Außerdem hatte sie eine sehr lebhafte Phantasie. Er erinnerte sich noch gut an die Zeit, als sie glaubte, einer der beiden Pfleger aus dem Krankenhaus stelle ihr nach...
»Wissen Sie, Richard«, sagte Alice Levin, »wenn das wirklich ein Dinosaurier ist, dann könnte es eine Riesensache werden.«
»Es ist kein Dinosaurier.«
»Hat das schon jemand nachgeprüft?«
»Nein«, antwortete Stone.
»Na, dann bringen Sie es doch ins Naturkundliche Museum oder sonstwohin«, schlug Alice Levin vor. »Das sollten Sie wirklich.«
»Das wäre mir peinlich.«
»Soll ich es für Sie tun?« fragte sie.
»Nein«, erwiderte Richard Stone. »Das will ich nicht.«
»Sie werden also gar nichts tun?«
»Überhaupt nichts.« Er legte die Tüte wieder in den Gefrierschrank und schlug die Tür zu. »Das ist kein Dinosaurier, das ist eine normale Echse. Aber egal was es ist, es kann warten, bis Dr. Simpson aus Borneo zurück ist, um es zu identifizieren. Das ist mein letztes Wort, Alice. Diese Echse kommt nirgendwohin.«

Zweite Iteration



»Bei nachfolgenden Darstellungen des Fraktals können plötzliche Veränderungen auftreten.«
Ian Malcolm

Die Küste des Binnenmeeres

Tief gebückt kauerte Alan Grant auf der Erde, die Nase nur wenige Zentimeter vom Boden entfernt. Das Thermometer zeigte beinahe 40 Grad. Seine Knie schmerzten, trotz der Beinschützer, die er trug. Seine Lunge brannte von dem beißenden alkalischen Staub. Schweiß tropfte von seiner Stirn auf den Boden. Doch Grant beachtete das alles nicht. Seine ganze Aufmerksamkeit war auf das wenige Quadratzentimeter große Fleckchen Erde vor ihm gerichtet.

Mit einem Zahnstocher und einem Kamelhaarpinsel legte er geduldig das winzige L-förmige Fragment eines Kieferknochens frei. Es war kaum drei Zentimeter lang und gerade so dick wie sein kleiner Finger. Die Zähne waren eine Reihe kleiner Spitzen und zeigten die charakteristische leichte Krümmung nach innen. Knochenpartikel blätterten ab, als er weitergrub, und er bestrich deshalb den Knochen mit einem Konservierungsmittel. Es gab keinen Zweifel, daß es sich um den Kieferknochen eines fleischfressenden Dinosaurierjungen handelte. Sein Besitzer war vor 79 Millionen Jahren gestorben, im Alter von circa zwei Monaten. Mit etwas Glück fand Grant vielleicht auch noch das übrige Skelett. Und das wäre dann das erste vollständige Skelett eines jungen fleischfressenden...

»He, Alan!«

Alan Grant hob den Kopf und blinzelte in die Sonne. Er schob sich die Sonnenbrille auf die Nase und wischte sich mit dem Handrükken den Schweiß von der Stirn.

Grant kauerte an einer Hügelflanke im Ödland außerhalb von Snakewater, Montana. Unter der riesigen blauen Himmelskuppel erstreckten sich stumpfe Hügel und nackte, bröselige Kalksteinfelsen meilenweit in jede Richtung. Es gab keinen Baum, keinen Busch. Nichts als kahlen Fels, heiße Sonne und heulenden Wind. Zufällige Besucher fanden das Ödland deprimierend und trostlos, aber wenn Grant diese Landschaft betrachtete, sah er etwas ganz anderes. Dieses nackte Land war der Überrest einer vollkommen anderen Welt, die vor 80 Millionen Jahren untergegangen war. In seiner Vorstellung sah Grant sich mitten in einem schwülen Sumpfland, das die Küstenlinie eines riesigen Binnenmeeres bildete. Dieses Binnenmeer war 1500 Kilometer breit und erstreckte sich von den damals frisch aufgeworfenen Rocky Mountains bis zu den spitzen, zerklüfteten Gipfeln der Appalachians. Der gesamte amerikanische Westen lag damals unter Wasser.

Zu jener Zeit hatten dünne, vom Rauch der nahen Vulkane geschwärzte Wolken den Himmel bedeckt, und die Atmosphäre war dichter, reicher an Kohlendioxid. Die Pflanzen wuchsen sehr schnell an diesem Küstenstrich. Es gab keine Fische in diesen Gewässern, aber Muscheln und Schnecken boten reiche Nahrung. Pterosaurier senkten ihre Köpfe, um die Algen an der Oberfläche abzufressen. Ein paar fleischfressende Dinosaurier durchstreiften die Palmwälder an den sumpfigen Rändern des Sees. Vor der Küste lag eine kleine Insel, nur einen knappen Hektar groß. Umgeben von einem Gürtel dichter Vegetation, bildete diese Insel ein behütetes Schutzgebiet, wo Herden pflanzenfressender Entenschnabelsaurier ihre Eier in Gemeinschaftsnester legten und ihre quiekenden Jungen aufzogen.

In den Jahrmillionen, die folgten, wurde der blaßgrüne, alkalische See immer flacher und verschwand schließlich ganz. Das nackte Land verdorrte in der Hitze und bekam Risse. Und aus der Insel vor der Küste mit ihren Dinosauriereiern wurde der erodierte Hügel im nördlichen Montana, auf dem Alan Grant nun stand.

»He, Alan!«

Grant, ein breitschultriger, bärtiger Vierzigjähriger, stand auf. Er hörte das Tuckern des fahrbaren Generators und das entfernte Rattern des Preßlufthammers, der sich in das dichte Gestein des Nachbarhügels bohrte. Er sah die Jungen rund um den Preßlufthammer arbeiten; sie schleppten große Felsbrocken weg, nachdem sie sie nach Fossilien abgesucht hatten. Als er den Hügel hinunterschaute, fiel sein Blick auf die sechs Tipis seines Lagers, das flatternde Kantinenzelt und den Wohnwagen, der ihnen als Feldlabor diente. Und dann sah er Ellie, die ihm aus dem Schatten des Feldlabors heraus zuwinkte.

»Ein Besucher!« rief sie und deutete nach Westen.

Grant sah eine Staubwolke und die blaue Ford-Limousine, die über die furchige Straße auf das Lager zuholperte. Er sah auf die Uhr: pünktlich zur vereinbarten Zeit. Die Jungen am anderen Hügel sahen interessiert auf. In Snakewater bekam man nicht viel Besuch, und es hatte schon eine Menge Spekulationen gegeben, was denn ein Anwalt von der Umweltschutzbehörde von Alan Grant wolle.

Doch Grant wußte, daß die Paläontologie, das Studium ausgestorbenen Lebens, in den letzten Jahren eine unerwartete Bedeutung für die moderne Welt bekommen hatte. Die moderne Welt änderte sich sehr schnell, und drängende Fragen zum Wetter, zur Entwaldung, zur globalen Erwärmung und zur Ozonschicht schienen oft mit Hilfe von Informationen aus der Vergangenheit zumindest teilweise zu beantworten zu sein. Informationen also, die Paläontologen liefern konnten. In den letzten Jahren war Grant zweimal um ein Expertengutachten gebeten worden.

Grant ging den Hügel hinunter, um den Besuch zu empfangen. Der Besucher hustete in dem weißen Staub, als er die Tür zuschlug. »Bob Morris von der Umweltschutzbehörde«, sagte er und streckte die Hand aus. »Vom Büro in San Francisco.«

Grant stellte sich vor und sagte dann: »Ihnen scheint ziemlich warm zu sein. Wollen Sie ein Bier?«

»Mein Gott, ja«, erwiderte Morris. Er war Ende 20 und trug Hemd,

Krawatte und die Hose eines Straßenanzugs. In der freien Hand hielt er eine Aktentasche. Seine Schuhe mit den perforierten Kappen knirschten über die Steine, während sie zum Wohnwagen gingen.
»Oben auf dem Hügel dachte ich zuerst, das hier sei ein Indianerreservat«, sagte Morris und zeigte auf die Tipis.
»Nein«, erwiderte Grant. »Nur die beste Art, hier draußen zu wohnen.« Grant erklärte, daß sie 1978, im ersten Jahr der Ausgrabungen, mit North-Slope-Achtflächenzelten angefangen hätten, den modernsten, die es damals gab. Aber die hatte der Wind immer wieder umgeweht. Sie hatten auch andere Zelte ausprobiert, aber mit dem gleichen Ergebnis. Schließlich fingen sie an, Tipis aufzustellen, die innen geräumiger und komfortabler waren und dem Wind besser standhielten. »Das da sind Schwarzfuß-Tipis, mit vier Pfosten«, sagte Grant. »Sioux-Tipis haben nur drei Pfosten. Aber da das hier früher Schwarzfußgebiet war, dachten wir...«
»Mhm«, machte Morris. Er betrachtete die öde Landschaft und schüttelte den Kopf. »Wie lange sind Sie schon hier draußen?«
»Ungefähr 60 Kisten«, antwortete Grant. Als Morris ihn überrascht ansah, erklärte er: »Wir messen die Zeit nach Bierkisten. Im Juni haben wir mit 100 Kisten hier angefangen. Bis jetzt haben wir ungefähr 60 davon geschafft.«
»63, um genau zu sein«, bemerkte Ellie Sattler, als sie den Wohnwagen erreichten. Grant beobachtete amüsiert, wie Morris sie anstarrte. Ellie trug abgeschnittene Jeans und ein Arbeitshemd, das sie unter der Brust verknotet hatte. Sie war 24 und braungebrannt. Die blonden Haare waren zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden.
»Ellie ist unsere große Stütze«, sagte Grant und stellte sie vor. »Was sie macht, macht sie perfekt.«
»Und was macht sie?« fragte Morris.
»Paläobotanik«, antwortete Ellie. »Außerdem kümmere ich mich um die Ausgrabungspräparate.« Sie öffnete die Tür, und sie gingen hinein.

Die Klimaanlage im Wohnwagen brachte die Temperatur nur auf etwa 30 Grad herunter, aber nach der Mittagshitze draußen war das kühl. In dem Wohnwagen standen eine Reihe langer Holztische, auf denen, ordentlich aufgereiht, gekennzeichnete und mit Etiketten versehene Knochenstückchen lagen. Weiter hinten waren Keramikschüsseln und Krüge zu sehen. Es roch stark nach Essig.
Morris warf einen flüchtigen Blick auf die Knochen. »Ich dachte, Dinosaurier waren riesig«, sagte er.
»Waren sie auch«, entgegnete Ellie. »Alles, was Sie hier sehen, stammt von Saurierbabys. Bedeutend ist Snakewater vor allem wegen der vielen Dinosauriernistplätze, die man hier findet. Bevor wir mit unserer Arbeit begonnen haben, wußte man praktisch nichts über Dinosaurierjunge. Man hatte bis dahin nur ein einziges Nest entdeckt, und zwar in der Wüste Gobi. Wir haben hier ein Dutzend verschiedener Hadrosauriernester mit Eiern und Babyknochen gefunden.«
Während Grant zum Kühlschrank ging, zeigte sie Morris die Essigsäurebäder, in denen der Kalkstein von den zarten Knochen abgelöst wurde.
»Die sehen aus wie Hühnerknochen«, bemerkte Morris, als er in eine der Keramikschüsseln spähte.
»Ja«, sagte sie. »Sie haben viel Ähnlichkeit mit Vögeln.«
»Und was ist mit denen?« fragte Morris und zeigte auf zwei mit dicken Plastikplanen abgedeckte Haufen großer Knochen vor dem Fenster.
»Ausschuß«, erwiderte Ellie. »Knochen, die wir nur als Bruchstükke aus der Erde holen konnten. Früher haben wir die einfach weggeworfen, aber inzwischen schicken wir sie ein und lassen sie genetisch untersuchen.«
»Genetisch untersuchen?«
»Hier«, sagte Grant und drückte ihm ein Bier in die Hand. Ellie gab er ebenfalls eins. Sie warf den Kopf zurück und trank es auf einen Zug aus. Morris starrte sie an.

»Bei uns geht's ziemlich ungezwungen zu«, bemerkte Grant. »Wollen Sie in mein Büro kommen?«
»Natürlich«, sagte Morris. Grant führte ihn in einen Winkel des Wohnwagens, wo eine zerfledderte Couch, ein ausgeleierter Sessel und ein abgenutzter Sofatisch standen. Grant ließ sich auf die Couch fallen, die unter ihm ächzte und eine Wolke Kalkstaub aufsteigen ließ. Er lehnte sich zurück, legte die Füße auf den Tisch und bot Morris den Sessel an. »Machen Sie es sich bequem.« Grant war Professor für Paläontologie an der Denver University und einer der bedeutendsten Forscher auf seinem Gebiet, aber gesellschaftliche Konventionen waren noch nie seine Sache gewesen. Er sah sich selber als Mann vor Ort, als jemanden, der im Freien arbeitete, und er wußte, daß in der Paläontologie alle wichtige Arbeit im Freien getan werden mußte, mit den eigenen Händen. Grant hatte wenig übrig für die Akademiker, für die Museumskuratoren, für die Salonlöwen unter den Dinosaurierjägern, wie er sie nannte. Und er gab sich alle Mühe, sich in Kleidung und Auftreten von diesen saurierjagenden Salonlöwen zu distanzieren. Sogar seine Vorlesungen hielt er in Jeans und Turnschuhen.
Grant sah zu, wie der junge Anwalt der Umweltschutzbehörde die Sitzfläche des Sessels abwischte, bevor er sich setzte. Dann öffnete Morris seine Aktentasche, stöberte in seinen Papieren und blickte dabei zu Ellie hinüber, die am anderen Ende des Wohnwagens Knochen mit einer Pinzette aus dem Essigsäurebad holte und die beiden Männer nicht beachtete. »Sie fragen sich wahrscheinlich, was ich hier will.«
Grant nickte. »Es ist ein weiter Weg bis hierher, Mr. Morris.«
»Also«, sagte Morris, »um gleich zur Sache zu kommen: Das Umweltschutzamt macht sich Sorgen wegen gewisser Aktivitäten der Hammond-Stiftung. Sie erhalten von ihr eine gewisse Unterstützung.«
»Dreißigtausend Dollar pro Jahr«, entgegnete Grant. »Seit vier oder fünf Jahren.«

»Was wissen Sie über die Stiftung?« fragte Morris.
Grant zuckte die Achseln. »Die Hammond-Stiftung ist eine angesehene Forschungsförderungseinrichtung. Sie finanziert Studien in der ganzen Welt, darunter einige Dinosaurierprojekte. Ich weiß, daß sie Bob Kerry von der Tyrrell in Alberta unterstützen und John Weller in Alaska. Und wahrscheinlich noch andere.«
»Wissen Sie, warum die Hammond-Stiftung so viele Dinosaurierprojekte unterstützt?« wollte Morris wissen.
»Natürlich. Weil der alte John Hammond einen Dinosauriertick hat.«
»Sie kennen ihn persönlich?«
Grant zuckte die Achseln. »Ich bin ihm ein- oder zweimal begegnet. Er macht ab und zu einen Abstecher hier raus. Er ist schon ziemlich alt, wissen Sie. Und exzentrisch, so wie reiche Leute eben manchmal sind. Aber immer sehr enthusiastisch. Warum?«
»Na ja, die Hammond-Stiftung ist eigenartig«, sagte Morris. »Sie ist eigentlich eine ziemlich geheimnisvolle Organisation.« Er zog eine mit roten Punkten markierte kopierte Weltkarte heraus und gab sie Grant. »Das sind die Grabungen, die die Stiftung im letzten Jahr finanziert hat. Fällt Ihnen daran irgendwas Eigenartiges auf? Montana, Alaska, Kanada, Schweden... Alles im Norden. Nichts südlich des 45.Breitengrads.« Morris holte noch mehr Karten hervor. »Und das ist immer so. Dinosaurierprojekte im Süden, in Utah, Colorado oder in Mexiko, werden nie unterstützt. Die Hammond-Stiftung fördert ausschließlich Grabungen in Kaltwettergebieten.«
Grant blätterte flüchtig in den Karten. Sie sahen sich wirklich sehr ähnlich. Falls es stimmte, daß die Stiftung nur Grabungen in Kaltwetterzonen förderte, dann war das eigenartig, weil einige der besten Dinosaurierforscher in warmen Klimazonen arbeiteten, und-
»Es gibt noch andere Rätsel«, sagte Morris. »Zum Beispiel, was haben Dinosaurier mit Bernstein zu tun?«
»Bernstein?«

»Ja. Das ist das harte, gelbe Harz aus getrocknetem Pflanzensaft-«
»Ich weiß, was es ist«, erwiderte Grant. »Aber warum fragen Sie mich nach Bernstein?«
»Weil Hammond in den letzten fünf Jahren in Amerika, Europa und Asien riesige Mengen Bernstein gekauft hat, darunter viele Schmuckstucke von Museumsqualität. Die Stiftung hält inzwischen den größten Privatbesitz an Bernstein in der Welt.«
»Das verstehe ich nicht«, sagte Grant.
»Und auch sonst niemand. Soweit wir wissen, ist das absolut sinnlos. Bernstein laßt sich leicht synthetisch herstellen. Er hat keinen wirtschaftlichen oder militärischen Nutzen. Es gibt keinen Grund, ihn zu horten. Aber Hammond tut genau das, und zwar seit vielen Jahren.«
»Bernstein«, wiederholte Grant kopfschüttelnd.
»Und was ist mit dieser Insel in Costa Rica?« fuhr Morris fort.
»Welche Insel?«
»Vor zehn Jahren hat die Hammond-Stiftung von der Regierung Costa Ricas eine Insel gepachtet. Angeblich, um dort ein Naturreservat zu errichten.«
»Davon weiß ich nichts«, erwiderte Grant.
»Viel habe ich nicht in Erfahrung bringen können«, sagte Morris. »Die Insel liegt etwa 150 Kilometer vor der Westküste. Sie ist ziemlich unwirtlich und wegen der Wind- und Strömungsverhältnisse in diesem Teil des Meeres fast dauernd nebelverhangen. Man nennt sie Nebelinsel. Isla Nublar. Offensichtlich haben sich die Costaricaner gewundert, daß die überhaupt jemand wollte.« Morris kramte in seiner Tasche. »Ich erzähle Ihnen das alles, weil Sie den Unterlagen zufolge in Zusammenhang mit dieser Insel ein Beraterhonorar erhalten haben.«
»Was habe ich?« fragte Grant.
Morris gab ihm ein Blatt Papier. Es war die Kopie eines Schecks, der im März 1984 von der InGen Corporation, Farallon Road, Palo Alto, Kalifornien, ausgestellt worden war. Und zwar an Alan

Grant über einen Betrag von 12.000 Dollar. In der unteren Ecke des Schecks stand: GUTACHTEN/COSTA RICA/JUVENILER HYPERRAUM.
»Ach klar«, sagte Grant, »jetzt erinnere ich mich daran. Es war zwar verdammt komisch, aber ich erinnere mich. Doch mit einer Insel hatte das nichts zu tun.«

Alan Grant hatte das erste Gelege mit Dinosauriereiern schon 1979 in Montana gefunden und in den folgenden zwei Jahren noch viele andere, aber für die Veröffentlichung seiner Forschungsergebnisse fand er erst 1983 Zeit. Dieses Papier, in dem er von einer Herde von 10.000 Entenschnabelsauriern berichtete, die an der Küste eines riesigen Binnenmeeres lebten und ihre Jungen in der Herde großzogen, machte Grant über Nacht zu einer Berühmtheit. Die Vorstellung von Mutterinstinkten in riesigen Dinosauriern - und die Zeichnungen niedlicher Babys, die ihre Schnabel aus den Eiern streckten - schienen weltweit Anklang zu finden. Grant wurde bestürmt mit Bitten um Interviews, Vorlesungen, Bücher. Seinem Naturell entsprechend lehnte er alles ab; er wollte nur allein gelassen werden, um seine Ausgrabungen fortführen zu können. Aber eben in dieser hektischen Zeit Mitte der 80er Jahre war die InGen Corporation mit der Bitte um ein Gutachten an ihn herangetreten.
»Kannten Sie da InGen schon?« fragte Morris.
»Nein.«
»Wie ist man an Sie herangetreten?«
»Ein Telefonanruf. Von einem Mann namens Gennaro oder Gennino oder so ähnlich.«
Morris nickte. »Donald Gennaro«, sagte er. »Er ist der Rechtsanwalt von InGen.«
»Auf jeden Fall wollte der etwas über die Freßgewohnheiten von Dinosauriern wissen. Er bot mir ein Honorar für eine Studie an.«
»Warum gerade Ihnen?«
Grant trank sein Bier aus und stellte die Dose auf den Boden. »Gennaro war vor allem an jungen Dinosauriern interessiert.

Babys und Jungtiere. Was die fraßen. Der hat wahrscheinlich geglaubt, ich wüßte das.«
»Haben Sie es gewußt?«
»Eigentlich nicht. Das habe ich ihm auch gesagt. Wir hatten ja eine Menge Knochenmaterial gefunden, aber kaum Hinweise auf die Ernährung. Aber Gennaro meinte, er wisse, daß wir nicht alles veröffentlicht hatten, und er wollte von uns alles haben. Und bot dafür ein sehr hohes Honorar an. 50.000 Dollar.«
Morris holte einen Kassettenrecorder aus der Tasche und stellte ihn auf den Tisch. »Haben Sie etwas dagegen?«
»Nein, machen Sie nur.«
»Gennaro hat Sie also 1984 angerufen. Wie ging's dann weiter?«
»Na ja«, erwiderte Grant. »Sie sehen ja unser Projekt hier. 50.000 Dollar hätten die Ausgrabungen gut zwei Sommer lang finanziert. Ich versprach ihm, ich würde tun, was ich kann.«
»Sie waren also einverstanden, das Paper zu schreiben?«
»Ja.«
»Über die Ernährungsgewohnheiten von Dinosaurierjungen?«
»Ja.«
»Haben Sie Gennaro persönlich getroffen?«
»Nein, nur mit ihm telefoniert.«
»Hat Gennaro gesagt, wozu er diese Information braucht?«
»Ja«, antwortete Grant. »Er plante ein Museum für Kinder und wollte unter anderem auch Babydinosaurier ausstellen. Er sagte, er nehme eine Reihe von akademischen Beratern unter Vertrag, und nannte auch Namen. Da waren Paläontologen wie ich darunter, ein Mathematiker aus Texas namens Ian Malcolm und Ökologen. Und ein Systemanalytiker. Gute Gruppe insgesamt.«
Morris nickte und machte sich Notizen. »Sie haben den Beratervertrag also akzeptiert.«
»Ja. Ich versprach, ihm eine Zusammenfassung unserer Arbeitsergebnisse zu schicken: Was wir über das Verhalten der Entenschnabelsaurier, die wir hier gefunden hatten, wußten.«
»Welche Art von Informationen haben Sie ihm geschickt?«

»Alles: Brutpflege, Reviergrößen, Ernährungsgewohnheiten, Sozialverhalten. Eben alles.«
»Und wie hat Gennaro reagiert?«
»Der rief dauernd an. Manchmal sogar mitten in der Nacht. Ob Dinosaurier dies fressen? Oder das? Sollte das Exponat dieses enthalten oder jenes? Ich konnte nie verstehen, warum er so aufgeregt war. Ich halte Dinosaurier ja auch für wichtig, aber nicht gleich für *so* wichtig, die sind seit 80 Millionen Jahren ausgestorben. Da sollte man doch meinen, seine Anrufe hätten bis zum Morgen Zeit.«
»Verstehe«, sagte Morris. »Und die 50.000 Dollar?«
Grant schüttelte den Kopf. »Ich habe aufgegeben. Gennaro ging mir allmählich auf die Nerven, und ich habe die Sache abgeblasen. Das muß so Mitte 1985 gewesen sein.«
Morris notierte sich das. »Und InGen? Noch andere Kontakte mit der Firma?«
»Seit 1985 nicht mehr.«
»Und wann hat die Hammond-Stiftung begonnen, Ihre Forschungen zu unterstützen?«
»Da müßte ich nachsehen«, erwiderte Grant. »Aber so ungefähr um diese Zeit. Mitte der 80er.«
»Und Hammond kennen Sie nur als reichen Dinosaurierbegeisterten?«
»Ja.«
Morris machte sich weiter Notizen.
»Hören Sie«, sagte Grant. »Wenn das Umweltschutzamt dermaßen interessiert ist an John Hammond und an dem, was er tut - die Ausgrabungsstätten im Norden, die Bernsteinkäufe, die Insel in Costa Rica - warum fragen Sie ihn nicht einfach selber?«
»Im Augenblick können wir das nicht«, antwortete Morris.
»Warum nicht?« fragte Grant.
»Weil wir keinen Beweis für irgend etwas Ungesetzliches haben. Allerdings bin ich persönlich der Ansicht, daß Hammond eindeutig versucht, das Gesetz zu umgehen.«

»Den ersten Hinweis bekam ich vom OTT, dem Büro für Technologietransfer«, erklärte Morris. »Das OTT überwacht den Export von amerikanischer Technologie mit potentieller militärischer Bedeutung und ähnlichem. Die riefen mich an und sagten, daß InGen in zwei Fällen einen eventuell illegalen Technologietransfer betreibe. Zum einen ließ InGen drei Cray XMP nach Costa Rica transportieren. InGen bezeichnete es als Transfer zwischen verschiedenen Abteilungen des Konzerns und gab an, sie seien nicht für den Verkauf bestimmt. Aber das OTT konnte sich nicht vorstellen, wofür die in Costa Rica all diese Computerkapazität brauchen.«
»Drei Crays«, wiederholte Grant. »Ist das eine Art Computer?«
Morris nickte. »Sehr leistungsstarke Supercomputer. Damit Sie sich ein Bild machen können: Mit den drei Crays besitzt InGen mehr Computerkapazität als jedes andere Privatunternehmen in Amerika. Und diese Dinger haben sie nach Costa Rica geschickt. Da sollte man sich schon fragen, warum.«
»Ich gebe auf. Warum?« sagte Grant.
»Das weiß kein Mensch. Und die Hoods machen uns noch mehr Sorgen«, fuhr Morris fort. »Hoods sind automatische Gensequenzierer - Maschinen, die selbständig genetische Codes analysieren können. Die Hoods sind so neu, daß sie noch gar nicht auf der Liste der Exportbeschränkungen stehen. Aber jedes Gentechniklabor, das sich die halbe Million Dollar pro Stück leisten kann, wird sich eine solche Anlage anschaffen.« Er blätterte in seinen Unterlagen. »Na, und wie's aussieht, hat InGen 24 Hood-Sequenzierer nach Costa Rica verschifft.
Auch hier hieß es, es sei ein Transfer zwischen Abteilungen des Konzerns und kein Export«, fuhr Morris fort. »Das OTT konnte nicht viel tun. Die Anwendung transferierter Technologie geht das Büro offiziell nichts an. Aber das OTT war beunruhigt, weil InGen offensichtlich eins der leistungsfähigsten Gentechnologielabors der Welt in einem obskuren mittelamerikanischen Land errichtet: Einem Land ohne entsprechende gesetzliche Regelungen. So was Ähnliches ist schon einmal passiert.«

Es habe bereits Fälle von amerikanischen Biotechnologiefirmen gegeben, die in andere Länder auswichen, um Einschränkungen durch Gesetze und Vorschriften zu entgehen. Das eklatanteste Beispiel, so erläuterte Morris, sei der Biosyn-Tollwut-Fall gewesen.
Im Jahr 1986 hatte die Genetic Biosyn Corporation mit Sitz in Cupertino auf einer Farm in Chile einen gentechnisch produzierten Tollwutimpfstoff getestet. Die chilenische Regierung war ebensowenig informiert worden wie die betroffenen Arbeiter auf der Farm. Der Impfstoff wurde einfach freigesetzt.
Dieser Impfstoff bestand aus lebenden Tollwutviren, die gentechnisch so verändert wurden, daß sie angeblich nicht mehr virulent waren. Die Virulenz war aber nicht getestet worden; Biosyn wußte also nicht, ob der Virus noch Tollwut auslösen konnte oder nicht. Schlimmer noch, der Virus war verändert worden. Normalerweise kann man sich mit Tollwut nur anstecken, wenn man von einem Tier gebissen wird. Doch Biosyn modifizierte den Virus so, daß er über die Lungenbläschen in den Blutkreislauf eindringen konnte; man konnte sich also schon beim Einatmen anstecken. Angestellte von Biosyn brachten diesen lebenden Virus im Handgepäck an Bord einer Linienmaschine nach Chile. Morris fragte sich oft, was wohl passiert wäre, wenn der Behälter während des Flugs aufgebrochen wäre. Jeder im Flugzeug hatte sich mit Tollwut anstecken können.
Es war ein unerhörter Vorgang gewesen, unverantwortlich, kriminell, fahrlässig. Aber nichts wurde gegen Biosyn unternommen. Die chilenischen Farmer, die, ohne es zu wissen, ihr Leben riskierten, waren in den Augen der Verantwortlichen nur dumme Bauern, die chilenische Regierung hatte sich gerade um eine Wirtschaftskrise zu kümmern, und die amerikanischen Behörden waren nicht zuständig. Lewis Dodgson, der Genetiker, der für den Test verantwortlich gewesen war, arbeitete noch immer bei Biosyn; Biosyn war so skrupellos wie eh und je; und andere amerikanische Firmen beeilten sich, Labors in Ländern zu errichten, in

denen es an Wissen und Erfahrung im Umgang mit der Genforschung fehlte, Ländern, die in der Gentechnik nur eine von vielen neuen Technologien sahen und deshalb Forschungseinrichtungen aus dem Ausland gerne bei sich aufnahmen, ohne sich der damit verbundenen Gefahren bewußt zu sein.
»Deshalb haben wir begonnen, über InGen Nachforschungen anzustellen«, sagte Morris. »Vor ungefähr drei Wochen.«
»Und was haben Sie gefunden?« fragte Grant.
»Nicht viel«, mußte Morris zugeben. »Wenn ich nach San Francisco zurückkehre, muß ich die Ermittlungen wahrscheinlich einstellen. Und ich glaube, hier bin ich auch so ziemlich fertig.« Er packte die Unterlagen wieder in seine Aktentasche. »Ach, übrigens, was bedeutet denn >juveniler Hyperraum< eigentlich?«
»Das ist nur ein Phantasiebegriff für meinen Bericht«, sagte Grant. »Hyperraum ist eine Bezeichnung für einen multidimensionalen Raum - wie dreidimensionales Schiffeversenken. Wenn man sämtliche Verhaltensmuster eines Lebewesens zusammennimmt, seine Freß-, Bewegungs- und Schlafgewohnheiten, dann könnte man dieses Lebewesen innerhalb des multidimensionalen Raums darstellen. Einige Paläontologen bezeichnen das Verhalten eines Lebewesens als Ereignis in einem ökologischen Hyperraum. >Juveniler Hyperraum< würde sich dann auf das Verhalten von Dinosaurierjungen beziehen - wenn man so hochgestochen wie möglich formulieren will.«
Am anderen Ende des Wohnwagens klingelte das Telefon. Ellie hob ab. »Er ist im Augenblick in einer Besprechung«, sagte sie. »Kann er Sie zurückrufen?«
Morris klappte seine Aktentasche zu und stand auf. »Vielen Dank für die Hilfe und das Bier«, sagte er.
»Kein Problem«, entgegnete Grant.
Grant brachte Morris zur Tür am anderen Ende des Wohnwagens. Morris fragte ihn: »Hat Hammond Sie je um Ausgrabungsmaterial gebeten? Um Knochen oder Eier oder ähnliches?«
»Nein«, antwortete Grant. »Warum?«

»Hat man bei Ihnen schon einmal etwas gestohlen?«
»Gestohlen? Hier?« sagte Grant und deutete auf die Umgebung. »Na, wahrscheinlich nicht«, meinte Morris lächelnd. »Miss Sattler erwähnte etwas von genetischen Untersuchungen, die Sie hier anstellen...«
»Das stimmt nicht ganz«, sagte Grant. »Wenn wir Fossilien ausgraben, die zerbrochen sind oder aus anderen Gründen für eine Aufbewahrung im Museum nicht taugen, schicken wir die Knochen an ein Labor, das sie zermahlt und dann versucht, für uns Proteine zu extrahieren. Die Proteine werden identifiziert, und wir erhalten einen Bericht.«
»Welches Labor ist das?« fragte Morris.
»Medical Biologie Services in Salt Lake.«
»Wie sind Sie gerade auf das gekommen?«
»Über eine Ausschreibung.«
»Hat nichts mit InGen zu tun?« fragte Morris.
»Nicht soweit ich weiß«, antwortete Grant.
Sie hatten die Tür des Wohnwagens erreicht. Grant öffnete sie, und Morris spürte den Schwall heißer Luft von draußen. Er blieb stehen, um seine Sonnenbrille aufzusetzen.
»Nur noch eins«, sagte Morris. »Angenommen, InGen hatte gar nicht vor, Museumsexponate zusammenzustellen. Hätten die sonst noch etwas mit der Information anfangen können, die Sie ihnen gegeben haben?«
Grant lachte. »Klar. Ein Hadrosaurierjunges aufziehen.«
Jetzt lachte auch Morris. »Ein Hadrosaurierjunges. Das wäre wirklich etwas zum Anschauen. Wie groß wären die?«
»Ungefähr so«, sagte Grant und hielt seine Hände etwa fünfzehn Zentimeter auseinander. »So groß wie Eichhörnchen.«
»Und wie lange dauert es, bis sie ausgewachsen sind?«
»Drei Jahre«, antwortete Grant. »Mehr oder weniger.«
Morris streckte die Hand aus. »Also, nochmals vielen Dank für Ihre Hilfe«, sagte er.
»Keine Hektik bei der Rückfahrt«, erwiderte Grant. Er sah Morris

nach, der zu seinem Auto zurückging, und schloß dann die Tür des Wohnwagens.
»Was hältst du von ihm?« fragte er Ellie.
Ellie zuckte die Achseln. »Jung. Naiv.«
»Wie fandest du die Geschichte mit John Hammond als Erzbösewicht?« Grant lachte. »John Hammond ist ungefähr so gemeingefährlich wie Walt Disney. Übrigens, wer hat angerufen?«
»Ach«, antwortete Ellie, »eine Frau namens Alice Levin. Sie arbeitet am Columbia Medical Center. Kennst du sie?«
Grant schüttelte den Kopf. »Nein.«
»Es ging um die Identifikation von irgendwelchen Überresten. Sie will, daß du sie gleich zurückrufst.«

Skelett

Ellie Sattler strich sich eine blonde Haarsträhne aus dem Gesicht und wandte sich wieder den Säurebädern zu. Sie hatte sechs in einer Reihe stehen, in molaren Konzentrationen zwischen fünf und 30 Prozent. Mit den stärkeren Lösungen mußte sie aufpassen, da die nicht nur den Kalkstein auflösten, sondern auch den Knochen angreifen konnten. Und die Knochen der Dinosaurierbabys waren ausgesprochen zart. Sie wunderte sich, daß sie überhaupt so gut erhalten waren, nach 80 Millionen Jahren.
Sie hörte beiläufig zu, als Grant telefonierte. »Miss Levin? Alan Grant hier. Was ist mit diesem... Sie haben was? Einen was?« Er fing an zu lachen. »Oh, aber das bezweifle ich doch sehr, Miss Levin... Nein, ich habe wirklich nicht die Zeit, tut mir leid... Na gut, ich kann's mir ja mal ansehen, aber ich kann Ihnen jetzt schon garantieren, daß es sich um einen Basilisken handelt. Aber... ja, das ist eine gute Idee. Schicken Sie es gleich ab.« Grant legte auf und schüttelte den Kopf. »Leute gibt's...«

Um was ging's denn?« wollte Ellie wissen.
»Um eine Echse, die sie versucht zu identifizieren«, antwortete Grant. »Sie wird mir eine Röntgenaufnahme rüberfaxen.« Er ging zum Fax und wartete, bis die Übertragung beendet war. »Übrigens, ich habe ein neues Fundstück für dich. Ein gutes.«
»Ja?«
Grant nickte. »Hab's entdeckt, kurz bevor Morris auftauchte. Sehr junger Velociraptor. Kieferknochen mit komplettem Zahnsatz, an der Identität gibt's also keinen Zweifel. Und die Fundstelle sieht unberührt aus. Vielleicht finden wir ein komplettes Skelett.«
»Das ist ja phantastisch«, sagte Ellie und sah auf. »Wie jung?«
»Jung«, erwiderte Grant. »Zwei, allerhöchstens vier Monate.«
»Und es ist wirklich ein Velociraptor?«
»Eindeutig«, sagte Grant. »Vielleicht haben wir zur Abwechslung mal 'ne Glückssträhne.«
In den vergangenen zwei Jahren hatte das Team in Snakewater nur Entenschnabelsaurier ausgegraben. Sie hatten bereits Beweise dafür, daß eine riesige Herde dieser grasenden Dinosaurier in Gruppen von 10- bis 20.000 Tieren die kreidezeitlichen Ebenen bevölkert hatte, so wie es später die Büffel tun sollten.
Aber die Frage, die sich ihnen inzwischen immer drängender stellte, lautete: Wo waren die Raubtiere unter den Sauriern?
Natürlich erwarteten sie nur eine geringe Anzahl. Studien über Raubtier-/Beutepopulationen in den Wildreservaten Afrikas und Indiens deuteten darauf hin, daß auf 200 bis 400 Pflanzenfresser nur ein räuberischer Fleischfresser kam. Das bedeutete, daß eine Herde von 10.000 Entenschnabelsauriern nur 25 Tyrannosaurier ernähren konnte. Es war deshalb unwahrscheinlich, daß sie die Überreste eines großen Raubtiers fanden.
Wo aber waren die kleineren Räuber? Snakewater wies unzählige Nistplätze auf- an manchen Stellen war der Boden mit Fragmenten von Dinosauriereiern förmlich übersät -, und viele der kleineren fleischfressenden Dinosaurierarten hatten sich auch von Eiern ernährt. Tiere wie den Dromaeosaurier, den Oviraptor, den Veloci-

raptor und den Coelurosaurier - alles Räuber bis zu einer Größe von knapp zwei Metern - mußte es hier im Überfluß gegeben haben.
Aber bis zu diesem Zeitpunkt hatten sie noch keins dieser Tiere entdeckt.
Vielleicht bedeutete dieses Velociraptorskelett wirklich, daß für sie jetzt eine Glückssträhne begann. Und dazu noch ein Junges. Ellie wußte, daß Grant seit langem davon träumte, das Aufzuchtverhalten von fleischfressenden Dinosauriern zu untersuchen, so wie er es bei den Pflanzenfressern bereits getan hatte. Vielleicht war das nun der erste Schritt zur Erfüllung des Traums.
»Da bist du aber bestimmt ganz schön aufgeregt«, bemerkte Ellie. Grant reagierte nicht.
»Ich sagte, du bist bestimmt aufgeregt«, wiederholte sie.
»Mein Gott«, sagte Grant leise und starrte das Fax an.

Ellie starrte über Grants Schulter hinweg auf die Röntgenaufnahme und stieß dann geräuschvoll die Luft aus. »Glaubst du, daß es ein *amassicus* ist?«
»Ja«, antwortete Grant. »Oder ein *triassicus*. Das Skelett ist so leicht.«
»Aber es ist keine gewöhnliche Echse.«
»Nein«, sagte Grant. »Keine gewöhnliche Echse. Seit 200 Millionen Jahren gibt es auf diesem Planeten keine dreizehigen Echsen mehr.«
Ellie dachte zunächst, was sie da anstarrte, sei eine Fälschung, eine geschickte, geniale Fälschung zwar, aber dennoch eine Fälschung, ein übler Scherz. Jeder Biologe war sich der allgegenwärtigen Gefahr einer Fälschung bewußt. Die berühmteste Fälschung, der Piltdown Man, war 40 Jahre lang nicht aufgedeckt worden, und ihr Urheber war noch immer unbekannt. In jüngerer Zeit hatte der berühmte Astronom Fred Hoyle behauptet, der im British Museum ausgestellte Archaeopteryx sei eine Fälschung. (Später zeigte sich, daß er doch echt war.)

Das Wesentliche einer erfolgreichen Fälschung bestand darin, daß man den Wissenschaftlern etwas präsentierte, was sie zu sehen erwarteten. Und in Ellies Augen war das Röntgenbild der Echse hundertprozentig korrekt. Der dreizehige Fuß war perfekt proportioniert, die mittlere Klaue die kleinste. Die verknöcherten Reste der vierten und fünften Zehe befanden sich auf der Höhe des Mittelfußgelenks. Das Schienbein war kräftig und bedeutend länger als der Oberschenkelknochen. Die Hüftgelenkspfanne war vollständig vorhanden. Der Schwanz wies 45 Wirbel auf. Es war ein junger Procompsognathus.

»Könnte die Aufnahme eine Fälschung sein?«

»Ich weiß nicht«, entgegnete Grant. »Aber es ist fast unmöglich, ein Röntgenbild zu fälschen. Und der Procompsognathus ist ein wenig bekanntes Tier. Es gibt sogar Dinosaurierexperten, die noch nie etwas von ihm gehört haben.«

Ellie las die Mitteilung vor: >»Fragment wurde am 16. Juli am Strand von Cabo Blanco entdeckt<... Aha. Offensichtlich hat ein Brüllaffe das Tier gerissen, und das da ist alles, was gerettet werden konnte. Und hier heißt es, daß die Echse ein kleines Mädchen angefallen hat.«

»Das wage ich zu bezweifeln«, sagte Grant. »Na, aber vielleicht doch. Der Procompsognathus war so klein und so leicht, daß wir vermuten, es habe sich dabei um einen Aasfresser gehandelt. Und wie man sieht« - er maß schnell nach - »ist das Fragment bis zur Hüfte etwa 20 Zentimeter groß, was bedeutet, daß das Tier insgesamt gut 30 Zentimeter hoch war. Ungefähr so groß wie ein Huhn. Sogar ein Kind würde für so ein Tier ziemlich furchterregend aussehen. Es würde vielleicht ein Baby beißen, aber kein größeres Kind.«

Ellie sah das Röntgenbild stirnrunzelnd an. »Was meinst du, ist das wirklich eine legitime Wiederentdeckung?« fragte sie. »Wie beim Quastenflosser?«

»Vielleicht«, entgegnete Grant. »Der Quastenflosser war ein gut eineinhalb Meter langer Fisch, von dem man angenommen hatte,

er sei seit 65 Millionen Jahren ausgestorben, bis irgendwelche Fischer 1938 ein Exemplar aus dem Meer zogen. Aber es gab noch andere Beispiele. Auch das australische Zwergopossum hatte man nur als Fossil gekannt, bis ein lebendiges in einer Mülltonne in Melbourne gefunden wurde. Und ein Zoologe, der das 10.000 Jahre alte Fossil eines Flederhunds aus Neuguinea beschrieben hatte, erhielt kurze Zeit später ein lebendiges Exemplar zugeschickt.«
»Aber könnte es echt sein?« fragte Ellie weiter. »Was ist mit dem Alter?«
Grant nickte. »Das Alter ist ein Problem.«
Die meisten wiederentdeckten Tiere stellten eine relativ junge Ergänzung des fossilen Materials dar: Sie waren 10- oder 20.000 Jahre alt. Einige waren ein paar Millionen Jahre alt; der Quastenflosser immerhin 65 Millionen. Aber das Exemplar, das sie nun vor sich hatten, war viel älter. Dinosaurier waren in der Kreidezeit, vor 65 Millionen Jahren also, ausgestorben. Im Jura, vor 190 Millionen Jahren, waren sie die dominante Lebensform auf diesem Planeten gewesen. Und ihr Auftauchen reichte zurück bis in die Triaszeit, vor 220 Millionen Jahren.
Die ersten Procompsognathus-Funde stammten aus der frühen Triasperiode - einer Zeit in der Vergangenheit, die so weit zurücklag, daß unser Planet damals noch ganz anders aussah. Alle Kontinente hingen in einer riesigen Landmasse, Pangäa genannt, zusammen, die sich vom Nordpol bis zum Südpol erstreckte: ein riesiger Kontinent mit Farnen und Wäldern und einigen großen Wüsten. Der Atlantik war ein schmaler See zwischen zwei Landmassen, die später Afrika und Amerika werden sollten. Die Luft war dichter. Der Boden war wärmer. Es gab Hunderte von aktiven Vulkanen. In einer solchen Umgebung lebte der Procompsognathus.
»Na ja«, sagte Ellie. »Wir wissen, daß Tiere überlebt haben. Krokodile sind im wesentlichen Triastiere, die in der Gegenwart leben. Haie ebenfalls. Wir wissen also, daß so etwas möglich ist.«
Grant nickte. »Außerdem«, entgegnete er, »wie sollen wir es sonst

erklären? Entweder ist es eine Fälschung - was ich bezweifle - oder eine Wiederentdeckung. Was könnte es denn sonst sein?« Das Telefon klingelte. »Wahrscheinlich wieder Alice Levin«, sagte Grant. »Wollen mal sehen, ob sie uns auch das eigentliche Fragment schickt.« Er hob ab und machte ein verdutztes Gesicht. »Oh, Mr. Hammond will mich sprechen? Natürlich warte ich.«
»Hammond? Was will er denn?« fragte Ellie.
Grant schüttelte den Kopf und sprach dann in die Muschel. »Ja, Mr. Hammond... Und ich freue mich, von Ihnen zu hören... Ja...«
Er sah Ellie an. »Ach wirklich? Tatsächlich? Ist das wahr?«
Er legte die Hand über die Muschel und sagte zu Ellie: »So exzentrisch wie eh und je. Hör dir das an.«
Er schaltete den Lautsprecher an, und Ellie hörte die vertraute krächzende Altmännerstimme, die sehr schnell sprach. »... Riesenschlamassel wegen einem Kerl vom Umweltschutzamt, der scheint was in den falschen Hals bekommen zu haben und macht jetzt einen Alleingang, quatscht im ganzen Land mit Leuten und schnüffelt überall herum. War da draußen bei Ihnen vielleicht auch schon jemand?«
»Ja«, erwiderte Grant. »Wir hatten tatsächlich Besuch.«
Hammond schnaubte. »Das habe ich befürchtet. Ein Klugscheißer namens Morris?«
»Ja, er hieß Morris«, sagte Grant.
»Der besucht unsere sämtlichen Berater«, fuhr Hammond fort. »Vor ein paar Tagen war er bei Ian Malcolm, Sie wissen doch, der Mathematiker aus Texas. So habe ich davon erfahren. Wir haben Wahnsinnsprobleme, die Sache in den Griff zu bekommen; ist typisch für die Art, wie die Behörden vorgehen, es gibt keine Beschwerde oder irgendwelche Vorwürfe, nur Schikanen von so einem Knaben, der völlig unkontrolliert Steuergelder verpulvert. Hat er Sie belästigt? Ihre Arbeit gestört?«
»Nein, nein, er hat mich nicht belästigt.«
»Na, eigentlich schade«, erwiderte Hammond. »Weil ich dann nämlich versucht hätte, eine Verfügung gegen ihn zu erwirken,

um ihn zu stoppen. Im Augenblick sind unsere Anwälte noch beim Umweltschutzamt, um herauszufinden, was eigentlich los ist. Der Direktor behauptet nämlich, er wisse gar nichts von einer Untersuchung! Stellen Sie sich vor! Nichts als diese verdammte Bürokratie. Verdammt, ich glaube, der will nach Costa Rica, um herumzuschnüffeln und sich unsere Insel anzusehen. Sie wissen doch, daß wir dort unten eine Insel haben?«
»Nein«, antwortete Grant und sah Ellie an. »Das habe ich nicht gewußt.«
»O ja, wir haben sie gekauft und dort unser Projekt gestartet. Vor vier oder fünf Jahren, weiß nicht mehr genau wann. Isla Nublar heißt sie - eine große Insel, 150 Kilometer vor der Küste. Soll ein Naturreservat werden. Wunderbares Fleckchen Erde. Tropischer Dschungel. Wissen Sie, Sie sollten es sich eigentlich ansehen, Dr. Grant.«
»Klingt sehr interessant«, entgegnete Grant, »aber eigentlich -«
»Sie ist jetzt schon fast fertig, wissen Sie«, fuhr Hammond fort. »Ich habe Ihnen Material darüber geschickt. Haben Sie es schon bekommen?«
»Nein, aber wir sind doch hier ziemlich weit weg von -«
»Vielleicht kommt es heute. Sehen Sie es sich mal an. Die Insel ist einfach wunderbar. Es gibt dort alles. Seit 30 Monaten sind wir am Bauen. Sie können es sich ja vorstellen. Riesenpark. Im Oktober nächsten Jahres ist Eröffnung. Sie sollten es sich wirklich ansehen.«
»Es klingt wunderbar, aber -«
»Ehrlich gesagt«, unterbrach ihn Hammond, »ich *bestehe darauf*, daß Sie es sich ansehen, Dr. Grant. Ich weiß genau, daß das etwas für Sie ist. Sie werden fasziniert sein.«
»Ich bin mitten in -« protestierte Grant.
»Ach, wissen Sie was«, sagte Hammond, als wäre ihm die Idee gerade erst gekommen, »ich habe übers Wochenende ein paar Leute, die für uns als Berater gearbeitet haben, auf der Insel zu Besuch. Die bleiben ein paar Tage und sehen es sich an. Natürlich

auf unsere Kosten. Es wäre großartig, wenn wir auch Ihre Meinung hören konnten.«
»Ich kann unmöglich kommen«, erwiderte Grant.
»Es ist doch nur für ein Wochenende«, sagte Hammond mit der irritierend fröhlichen Beharrlichkeit eines alten Mannes. »Mehr will ich doch gar nicht, Dr. Grant. Ich möchte Sie doch nicht bei Ihrer Arbeit unterbrechen. Ich weiß, wie wichtig diese Arbeit ist. Glauben Sie mir, das weiß ich. Aber Sie könnten doch nur fürs Wochenende runterfliegen und am Montag wieder zurücksein.«
»Nein, unmöglich«, sagte Grant. »Ich habe eben ein Skelett gefunden, und -«
»Schon, schon, aber ich glaube, Sie sollten trotzdem kommen«, sagte Hammond, ohne richtig zuzuhören.
»Und wir haben eben Hinweise auf einen verwirrenden und sehr bemerkenswerten Fund erhalten, bei dem es sich um einen lebenden Procompsognathus zu handeln scheint.«
»Einen was?« fragte Hammond und sprach plötzlich langsamer. »Ich habe das nicht ganz verstanden. Sagten Sie >einen lebenden Procompsognathus<?«
»Das stimmt«, erwiderte Grant. »Es ist eine Untersuchungsprobe, ein Teil eines Tieres, das in Zentralamerika gefunden wurde. Ein Tier, das kürzlich noch gelebt hat.«
»Was Sie nicht sagen«, sagte Hammond. »Ein lebendes Tier. Wie außergewöhnlich.«
»Ja«, pflichtete ihm Grant bei. »Das meinen wir auch. Sie verstehen also, daß ich im Augenblick unmöglich wegkann -«
»Mittelamerika haben Sie gesagt?«
»Ja.«
»Und von wo in Mittelamerika stammt es, wissen Sie das?«
»Von einem Strand mit dem Namen Cabo Blanco, ich weiß nicht genau wo -«
»Ich verstehe.« Hammond räusperte sich. »Und wann ist diese, äh, Untersuchungsprobe bei Ihnen eingetroffen?«
»Erst heute.«

»Heute, ich verstehe. Ich verstehe. Ja.« Hammond räusperte sich wieder.
Grant sah Ellie an und formte mit den Lippen Worte: *Was ist denn da bloß los?*
Ellie schüttelte den Kopf. *Klingt aufgeregt*.
Sieh mal nach, ob Morris noch da ist, las sie von Grants Lippen ab. Ellie ging zum Fenster und sah hinaus, doch Morris' Auto war bereits verschwunden. Sie kam zurück.
Aus dem Lautsprecher kam ein Hüsteln Hammonds. »Ähm, Dr. Grant, haben Sie schon jemand davon erzählt?«
»Nein.«
»Gut, das ist sehr gut. Nun. Ja, Ich will offen mit Ihnen sprechen, Dr. Grant. Ich habe da ein kleines Problem mit dieser Insel. Diese Geschichte mit dem Umweltamt kommt gerade zur falschen Zeit.«
»Warum das?«
»Na ja, wir hatten unsere Probleme und gewisse Verzögerungen... sagen wir mal, ich stehe dort unten etwas unter Druck, und ich möchte Sie bitten, sich die Insel für mich einmal anzusehen. Sagen Sie mir Ihre Meinung. Ich werde Ihnen das gewohnte Wochenend-beraterhonorar von 20.000 pro Tag zahlen. Das wären dann 60.000 für drei Tage. Und wenn Sie Dr. Sattler mitbringen könnten, würde sie das gleiche bekommen. Wir brauchen einen Botaniker. Was halten Sie davon?«
Ellie sah Grant an, als der antwortete: »Nun, Mr. Hammond, soviel Geld würde unsere Expedition die nächsten zwei Sommer lang finanzieren.«
»Gut, gut«, sagte Hammond kühl. Er wirkte nun wieder abgelenkt, schien mit seinen Gedanken woanders zu sein. »Ich will, daß alles reibungslos läuft... Ich schicke Ihnen den Firmenjet, der Sie auf dem privaten Flugplatz östlich von Choteau abholt. Wissen Sie, welchen ich meine? Er ist nur ungefähr zwei Fahrstunden von Ihrem Standort entfernt. Seien Sie morgen um 17 Uhr dort, ich werde Sie erwarten. Bringe Sie dann direkt auf die Insel. Schaffen Sie und Dr. Sattler das?«

»Ich glaube schon.«
»Gut. Kein großes Gepäck. Pässe brauchen Sie keine. Ich freue mich schon. Bis morgen dann«, sagte Hammond und legte auf.

Cowan, Swain & Ross

Die Mittagssonne strömte in das Büro der Anwaltskanzlei Cowan, Swain & Ross in San Francisco und gab dem Raum eine Heiterkeit, die Donald Gennaro nicht empfand. Er telefonierte und sah dabei seinen Chef Daniel Ross an, der in seinem dunklen Nadelstreifenanzug kühl wie ein Leichenbestatter wirkte.
»Ich verstehe, John«, sagte Gennaro. »Und Grant hat sich bereit erklärt zu kommen? Gut, gut... ja, das klingt wirklich sehr gut. Meinen Glückwunsch, John.« Er legte auf und wandte sich Ross zu. »Wir können Hammond nicht mehr trauen. Er steht zu sehr unter Druck. Das Umweltschutzamt ermittelt gegen ihn, mit seinem Parkprojekt in Costa Rica ist er in Verzug, und die Investoren werden langsam nervös. Es hat zu viele Gerüchte über Probleme da unten gegeben. Zu viele Arbeiter sind gestorben. Und jetzt diese Sache mit diesem Procompsodingsda auf dem Festland...«
»Was hat das zu bedeuten?« fragte Ross.
»Vielleicht nichts«, antwortete Gennaro. »Aber Hamachi ist einer unserer Hauptinvestoren. Letzte Woche habe ich von Hamachis Repräsentanten in San José, der Hauptstadt von Costa Rica, einen Bericht erhalten. Nach diesem Bericht beißt eine neue Echsenart an der Küste Kinder.«
Ross riß die Augen auf. »Neue Echsenart?«
»Ja«, sagte Gennaro. »Wir können uns bei dieser Sache keinen Fehler erlauben. Wir müssen diese Insel unverzüglich inspizieren, Ich habe Hammond gebeten, für die nächsten drei Wochen wöchentliche unabhängige Inspektionen zu arrangieren.«

»Und was sagt Hammond dazu?«
»Er beharrt darauf, daß auf der Insel alles in Ordnung ist. Behauptet, er habe alle Sicherheitsvorkehrungen getroffen.«
»Aber Sie glauben ihm nicht.«
»Nein«, antwortete Gennaro. »Ich glaube ihm nicht.«
Donald Gennaro war aus der Investmentbanking-Sparte zu Cowan, Swain & Ross gestoßen. Die High-Tech-Klientel der Kanzlei hatte häufig Kapitalbedarf, und Gennaro half ihnen, das Geld aufzutreiben. Als er 1983 einstieg, war es einer seiner ersten Aufträge gewesen, den damals bereits fast 70jährigen John Hammond bei der Investorensuche für die InGen Corporation zu begleiten. Sie hatten schließlich fast eine Milliarde Dollar zusammengebracht, und Gennaro blieb die Aktion als wilde Jagd in Erinnerung.
»Hammond ist ein Träumer«, sagte Gennaro.
»Ein potentiell gefährlicher Träumer«, entgegnete Ross. »Wir hätten uns da nie mit hineinziehen lassen dürfen. Wie ist unsere finanzielle Position?«
»Die Firma«, antwortete Gennaro, »ist mit fünf Prozent beteiligt.«
»Allgemeine oder beschränkte Haftung?«
»Allgemeine.«
Ross schüttelte den Kopf. »Das hatten wir nie tun dürfen.«
»Es schien damals eine vernünftige Sache zu sein«, sagte Gennaro. »Verdammt, das ist jetzt schon fast zehn Jahre her. Wir haben die Aktien anstelle von einigen Honoraren übernommen. Und wie Sie bestimmt noch wissen, war Hammonds Plan sehr spekulativ. Der ist ja richtig damit hausieren gegangen. Niemand hat wirklich geglaubt, daß er es schaffen würde.«
»Aber offensichtlich hat er es«, sagte Ross. »Auf jeden Fall bin ich auch der Ansicht, daß eine Inspektion längst überfällig ist. Was ist mit Ihren Fachleuten?«
»Ich fange mit den Fachleuten an, die Hammond zu Beginn des Projekts als Berater engagiert hat.« Gennaro warf Ross eine Liste auf den Schreibtisch. »Die erste Gruppe besteht aus einem Paläon-

tologen, einem Paläobotaniker und einem Mathematiker. Die fliegen dieses Wochenende runter. Ich werde sie begleiten.«
»Werden die Ihnen dort die Wahrheit sagen?« fragte Ross.
»Ich glaube schon. Keiner von ihnen hatte viel mit der Insel zu tun, und einer - Ian Malcolm, der Mathematiker - war von Anfang an gegen das Projekt. Behauptete, es würde nicht funktionieren, könne nicht funktionieren.«
»Und wer fliegt sonst noch?«
»Nur ein Techniker: der Computersystemanalyst; soll die Computer des Parks überprüfen und ein paar Programmierfehler ausmerzen. Der müßte spätestens am Freitag vormittag dort sein.«
»Gut«, sagte Ross. »Haben Sie sich um alles gekümmert?«
»Hammond wollte die Leute selber anrufen. Ich glaube, er will so tun, als sei er nicht in Schwierigkeiten, und die Sache als rein gesellschaftliche Einladung hinstellen. Seine Insel vorführen.«
»Okay«, sagte Ross. »Aber sehen Sie zu, daß alles funktioniert. Geben Sie die Zügel nicht aus der Hand. Ich will, daß diese Costa-Rica-Geschichte innerhalb einer Woche bereinigt ist.« Ross stand auf und verließ das Zimmer.
Gennaro wählte und hörte das langgezogene Fiepen eines Funktelefons. Dann hörte er eine Stimme sagen: »Hier Grant.«
»Hallo, Dr. Grant, hier Donald Gennaro. Ich bin der Anwalt von InGen. Wir hatten vor ein paar Jahren schon einmal miteinander zu tun, ich weiß nicht, ob Sie sich noch erinnern -«
»Ich erinnere mich«, sagte Grant.
»Nun, ich habe eben mit John Hammond telefoniert und von ihm die freudige Nachricht erhalten, daß Sie auf unsere Insel in Costa Rica kommen...«
»Ja«, sagte Grant. »Wir fliegen da wohl morgen runter.«
»Ich wollte mich nur noch bedanken, daß Sie es so kurzfristig einrichten konnten. Jeder hier bei InGen weiß das sehr zu schätzen. Wir haben Ian Malcolm, der wie Sie einer unserer frühen Berater war, gebeten, ebenfalls zu kommen. Er ist der Mathematiker an der UT im Austin, wissen Sie.«

»Das habe ich gehört«, erwiderte Grant.
»Also gut«, sagte Gennaro. »Und ich werde natürlich auch dabei sein. Ach, übrigens, dieses Fragment, das Sie da gefunden haben, von einem Pro... Procom... wie heißt das?«
»Procompsognathus«, entgegnete Grant.
»Ja. Haben Sie das Fragment bei sich? Das Stück selbst?«
»Nein. Ich habe nur eine Röntgenaufnahme gesehen. Das Fragment ist in New York. Eine Frau von der Columbia University hat mich angerufen.«
»Also, ich frage mich, ob Sie mir darüber vielleicht Genaueres mitteilen könnten«, sagte Gennaro. »Dann könnte ich das Fragment für Mr. Hammond besorgen, der ist nämlich sehr gespannt darauf. Ich bin mir sicher, daß Sie es auch gern sehen wollen. Vielleicht kann ich es sogar auf die Insel bringen lassen, während Sie alle dort sind.«
Grant gab ihm die gewünschte Information. »Sehr schön, Dr. Grant«, sagte Gennaro. »Viele Grüße an Dr. Sattler. Ich freue mich, Sie und ihn morgen persönlich kennenzulernen.«
Dann hängte er ein.

Pläne

»Das ist eben angekommen«, sagte Ellie am Tag darauf, als sie mit einem dicken, braunen Umschlag zum Wohnwagen zurückkehrte. »Einer der Jungs hat es aus der Stadt mitgebracht. Es ist von Hammond.«
Grant bemerkte das blau-weiße InGen-Logo, als er den Umschlag aufriß. Im Inneren fand er kein Begleitschreiben, sondern nur einen Stapel Papiere. Als er sie herauszog, sah er, daß es Blaupausen waren. Sie waren verkleinert und zu einem dicken Buch zusammengeheftet. Auf dem Einband stand:

NATURRESERVAT ISLA NUBLAR/BESUCHEREINRICHTUNGEN
(DETAILPLAN SAFARI-HOTEL)

»Was zum Teufel ist das?« fragte Grant. Als er das Buch aufschlug, fiel ein Blatt Papier heraus. Es war ein kurzer Brief:

Lieber Alan, liebe Ellie,
Wie Sie sich vielleicht vorstellen können, haben wir noch nicht viel offizielles Werbematerial vorliegen. Aber das hier sollte Ihnen eine ungefähre Vorstellung des Isla-Nublar-Projektes geben. Ich finde es sehr aufregend!
Ich freue mich, mit Ihnen darüber reden zu können, und hoffe, daß Sie kommen können.

Viele Grüße, John

»Ich versteh das nicht«, sagte Grant. Er blätterte in dem Buch. »Das sind Baupläne.« Er schlug die erste Seite auf.

Besucherzentrum/Hotel	Naturreservat Isla Nublar
Auftraggeber	InGen Corporation, Palo Alto, Kalif.
Architekten	Dunning, Murphy & Associates, New York; Richard Murphy, Entwurf; Theodore Chen, Projektleiter; Sheldon James, Koordination.
Ingenieure	Harlow, Whitney & Fields, Boston, Bautechnik; A. T. Misikawa, Osaka, Maschinentechnik.
Landschaftliche Gestaltung	Shepperton Rogers, London; A. Ashikiga, H. Ieyasu, Kanazawa
Elektroinstallation	N. V. Kobayashi, Tokio; Verantwortlich: A. R. Makasawa.

Computer C/C	Integrated Computer Systems, Inc. Cambridge, Mass.; Dennis Nedry, Projektleiter.

Grant wandte sich nun den eigentlichen Plänen zu. Sie waren gestempelt mit INDUSTRIEGEHEIMNISSE - KOPIEREN VERBOTEN UND VERTRAULICHE ARBEITSERGEBNISSE - NICHT ZUR VERTEILUNG. Jede Seite trug eine Nummer und unter diesen Nummern standen eine ganze Reihe Unterschriften. Am Anfang jeder Seite stand: »Diese Pläne sind vertrauliche Entwürfe der InGen Corporation. Sie müssen Dokument 112/4A unterzeichnet haben, ansonsten riskieren Sie strafrechtliche Verfolgung.«

»Für mich sieht das aber ziemlich paranoid aus«, sagte Grant.

»Vielleicht gibt's einen Grund dafür«, wandte Ellie ein.

Die nächste Seite war eine topographische Karte. Die Form der Isla Nublar erinnerte an eine umgedrehte Träne: bauchig rund im Norden und spitz zulaufend im Süden. Die Insel war insgesamt etwa dreizehn Kilometer lang, und die Karte unterteilte sie in verschieden große Abschnitte.

Der nördliche Abschnitt war als »Besucherbereich« gekennzeichnet und umfaßte Gebäude mit den Namen »Besucher/Ankunft«, »Besuchercenter/Verwaltung«, »Energieversorgung, Entsalzung, Unterhalt«, »Wohnbereich Hammond« und »Safari-Hotel«. Grant sah den Umriß eines Swimmingpools, die Rechtecke von Tennisplätzen und runde Schnörkel, die Bepflanzung und Buschwerk darstellten.

»Sieht aus wie ein Urlaubszentrum«, bemerkte Ellie.

Danach folgten die Detailangaben für das Safari-Hotel. In den Aufrißzeichnungen bot das Hotel einen dramatischen Anblick: ein langgestrecktes, niedriges Gebäude mit einer Reihe kleiner Pyramiden auf dem Dach. Über die anderen Gebäude des Besucherbereichs erfuhr man kaum etwas.

Und die übrige Insel war noch geheimnisvoller. Soweit Grant das beurteilen konnte, gab es da praktisch überhaupt nichts - fast nur freies Gelände. Ein System von Straßen, Tunnels und abseits gelegenen Gebäuden, und ein langer, schmaler, offensichtlich künstlich angelegter See mit Betondämmen und Sperren. Aber ansonsten war die Insel nur in große, unregelmäßig geformte Gebiete ohne erkennbare Erschließung unterteilt. Die Gebiete waren mit Codes markiert: /P/PROC/V/2A, /D/TRIC/L/5(4A+1), /LN/OTHN/C/4(3A+1) und /VV/HADR/X/116A+3+3DB).

»Gibt es irgendwo eine Erklärung für die Codes?« fragte Ellie.

Grant überflog die Seiten, fand aber keine.

»Vielleicht haben sie sie herausgenommen«, meinte sie.

»Ich hab's ja gesagt«, entgegnete Grant, »paranoid.«

Grant betrachtete die ausgedehnten Gebiete, die durch ein System von Straßen voneinander abgetrennt waren. Jeder Abschnitt war mehrere Quadratkilometer groß. Insgesamt gab es davon nur sechs auf der Insel. Und jedes Gebiet war mit betonierten Gräben von den Straßen getrennt. Vor den Gräben waren Zäune eingezeichnet, jeder mit einem kleinen gezackten Blitz markiert. Das verwirrte die beiden Wissenschaftler, bis sie schließlich herausfanden, was es bedeutete: Die Zäune standen unter Strom.

»Das ist aber komisch«, sagte Ellie. »Elektrozäune in einem Urlaubsgebiet?«

»Und gleich so viele«, entgegnete Grant, »Elektrozäune und zusätzlich Gräben. Und für gewöhnlich verläuft daneben eine Straße.«

»Wie in einem Zoo«, bemerkte Ellie.

Grant blätterte zu der topographischen Karte zurück und studierte die Höhenlinien. In der Mitte der Insel erhob sich eine Hügelkette, von der das Land zu beiden Seiten sanft abfiel. Aber die Straßen waren sehr eigenartig angelegt. Die Hauptstraße verlief genau von Norden nach Süden, mitten durch die Hügel im Zentrum der Insel. An einer Stelle schien sie direkt in das Hochufer eines Flusses geschnitten zu sein. Es sah so aus, als habe man sich

bemüht, die weiten offenen Flächen als abgeschlossene Gebiete zu bewahren, die gegen die Straßen mit Gräben und Elektrozäunen gesichert waren. Die Straßen waren erhöht, so daß man über die Zäune hinwegsehen konnte... Wozu war das gut?
»Also, weißt du«, sagte Ellie, »das sind ja teilweise gigantische Proportionen. Dieser betonierte Graben da ist über zehn Meter breit. Fast wie eine militärische Befestigung.«
Grant sah, daß sie recht hatte. Außerdem entdeckte er nun doch einige Gebäude in den weiten, offenen Flächen. Sie waren meistens in abgelegenen Winkeln versteckt und mit dicken Betonwänden versehen. In den Seitenansichten wirkten sie wie Bunker mit schmalen Fenstern. Ellie hatte recht: Sie sahen aus wie die Naziunterstände in den alten Kriegsfilmen.
In diesem Augenblick hörten sie eine gedämpfte Explosion, und Grant legte die Papiere weg. »Machen wir uns wieder an die Arbeit«, sagte er.

»Feuer!«
Es gab eine leichte Vibration, und dann entstanden gelbe Umrißlinien auf dem Computermonitor. Diesmal war die Auflösung perfekt, und Alan Grant konnte einen kurzen Blick auf ein wunderbar scharf gezeichnetes Skelett mit langem, zurückgebogenem Hals werfen. Es war ohne Frage ein junger Velociraptor, und es sah vollkommen -
Der Bildschirm wurde dunkel.
»Ich hasse Computer«, zischte Grant und blinzelte in die Sonne. »Was ist jetzt passiert?«
»Der Eingangskanal des Integrators ist ausgefallen«, sagte einer der Jungen. »Gleich geht's wieder.« Der Junge bückte sich und untersuchte das Kabelgewirr, das zur Rückwand des batteriegetriebenen Computers führte. Der Computer stand auf einer Bierkiste auf dem Gipfel von Hügel vier, nicht weit entfernt von dem Gerät, das sie Thumper nannten.
Grant setzte sich neben den Hügel nieder und sah auf seine Uhr.

Der Versuch mit dem Computer funktionierte nicht. »Wir werden es auf die altmodische Art tun müssen«, sagte er zu Ellie.
Einer der Jungs hatte mitgehört. »Ach, Alan.«
»Hör mal«, sagte Grant, »ich muß ein Flugzeug erreichen. Und ich will, daß das Fossil geschützt ist, bevor ich gehe.«
Nur wenige Leute verstanden, daß man, sobald man anfing, ein Fossil freizulegen, konsequent weiterarbeiten mußte, weil man sonst Gefahr lief, es zu verlieren. Für Außenstehende sah die Landschaft des Ödlands unveränderlich aus, aber in Wirklichkeit erodierte sie beständig, man konnte förmlich zusehen; den ganzen Tag hörte man das Rieseln der Steine, die die zerbröckelnden Hügel hinunterrollten. Außerdem bestand immer das Risiko eines Unwetters, schon ein kurzer Schauer konnte ein zartes Fossil wegspülen. Grants erst zum Teil freigelegtes Skelett war deshalb in Gefahr, und es mußte geschützt werden, bis er zurückkehrte. Fossilienschutz bestand für gewöhnlich aus einer Plane, die über die Ausgrabungsstelle gedeckt wurde und einem Drainage-Graben, damit Wasser abfließen konnte. Die Frage war nun, welchen Umfang der Graben für dieses Velociraptorfossil haben mußte. Um dies zu entscheiden, benutzten sie CAST, ein Programm zur computergestützten Sonartomographie. Es war ein neues Verfahren, bei dem der Thumper eine weiche Bleikugel in den Boden feuerte und dabei Schockwellen auslöste, die vom Computer registriert und zu einer Art Röntgenbild des Hügels umgesetzt wurden. Sie hatten das Verfahren schon den ganzen Sommer über mit sehr unterschiedlichen Ergebnissen angewandt.
Der Thumper stand etwa sieben Meter entfernt, ein silberfarbener Handkarren mit einem Regenschirm obendrauf. Er sah aus wie der Karren eines Eisverkäufers und schien deshalb so gar nicht in das erodierte Ödland zu passen. Zwei junge Assistenten standen bei dem Gerät und luden es mit einer neuen Bleikugel.
Bis dahin hatte das CAST-Programm nur Funde lokalisieren und deren Größe angeben können, was Grants Team half, effizienter zu graben. Aber die Jungs behaupteten, in ein paar Jahren sei es

möglich, ein so präzises Bild zu erstellen, daß Ausgrabungen überflüssig würden. Man würde ein perfektes, dreidimensionales Abbild der Knochen erhalten, und das würde Türen zu einer Archäologie ohne Grabungen öffnen.
Aber noch war es nicht soweit. Und die Geräte, die im Universitätslabor fehlerlos gearbeitet hatten, erwiesen sich vor Ort als sehr empfindlich und launisch. CAST war sehr störanfällig.
»Wie lange noch?« fragte Grant.
»Jetzt haben wir's, Alan. Es ist nicht schlecht.«
Grant sah sich das Bild auf dem Monitor an. In leuchtendgelben Linien zeigte es den Umriß eines kompletten Skeletts. Es war wirklich ein sehr junges Exemplar. Das herausstechendste Merkmal eines Velociraptors - die einzelne Zehenklaue, bei einem ausgewachsenen Tier eine gebogene, 15 Zentimeter lange Waffe, mit der es seine Beute aufreißen konnte - war bei diesem Baby nicht länger als der Dorn einer Rose. Auf dem Bildschirm war sie kaum zu erkennen. Der Velociraptor war sowieso ein zartgliedriger Dinosaurier, mit feinen Knochen wie ein Vogel und wahrscheinlich einer ähnlichen Intelligenz.
Das vorliegende Skelett war in perfektem Zustand, nur Kopf und Hals waren stark nach hinten gebogen. Eine solche Halskrümmung fand sich so häufig bei Fossilien, daß einige Wissenschaftler eine Theorie zur Erklärung des Phänomens aufgestellt hatten. Sie behaupteten, das Aussterben der Saurier sei auf eine Vergiftung durch Alkaloide zurückzuführen, die sich in gewissen Pflanzen entwickelt hatten; die zurückgebogenen Hälse seien danach ein Anzeichen für den Todeskampf der Dinosaurier. Grant hatte diese Theorie schließlich widerlegen können, indem er nachwies, daß es bei vielen Vogel- und Reptilienarten zu einer postmortalen Kontraktion der Bänder im Nackenbereich kam, was der eigentliche Grund dafür sei, daß der Kopf auf so charakteristische Weise zurückgebogen wurde. Es hatte also nichts mit der Todesursache zu tun, sondern mit dem Austrocknen des Kadavers in der Sonne. Bei diesem Skelett bemerkte Grant außerdem, daß es auch seitlich

verdreht war, so daß der rechte Hinter- und der rechte Vorderlauf über dem Rückgrat lagen.
»Sieht irgendwie verzerrt aus«, meinte einer der Jungen. »Aber ich glaube nicht, daß es am Computer liegt.«
»Nein«, erwiderte Grant. »Es liegt an der Zeit. Einer Unmenge von Zeit.«
Grant wußte aus Erfahrung, daß viele Leute sich die Dimensionen geologischer Zeit nicht vorstellen konnten. Menschliches Leben wurde nach einem vollkommen anderen Zeitmaßstab gemessen. Ein Apfel wurde in wenigen Minuten braun; Silberbesteck in ein paar Tagen schwarz; ein Komposthaufen verfaulte innerhalb einer Jahreszeit; ein Kind wuchs in einem Jahrzehnt auf. Keiner dieser alltäglichen Erfahrungswerte versetzte den Menschen in die Lage, sich die Bedeutung von 80 Millionen Jahren vorzustellen - die Zeit, die vergangen war, seit dieses kleine Tier gelebt hatte. Im Hörsaal hatte Grant es mit anderen Vergleichen versucht. Wenn man sich vorstellte, daß ein Menschenleben von 60 Jahren auf einen Tag komprimiert sei, dann wären die 80 Millionen Jahre immer noch 3652 Jahre - älter als die Pyramiden. Der Velociraptor war also schon sehr lange tot.
»Sehr furchterregend sieht er ja nicht aus«, sagte einer der Jungen.
»War er auch nicht«, erwiderte Grant. »Zumindest als Junges nicht.« Das Baby hatte sich wahrscheinlich von Aas ernährt, hatte an den Überresten der von den Elterntieren erlegten Beutetiere geknabbert, nachdem die Großen sich vollgefressen hatten und dösend in der Sonne lagen. Fleischfresser konnten bis zu 25 Prozent ihres Körpergewichts bei einer einzigen Mahlzeit zu sich nehmen, und das machte sie nach dem Fressen schläfrig. Wahrscheinlich krabbelten die Babys quiekend über die nachsichtigen, mit der Verdauung beschäftigten Großen und rissen ab und zu kleine Bissen aus dem toten Tier. Die Kleinen waren vermutlich recht niedlich.
Aber ein erwachsener Velociraptor war eine ganz andere Geschichte. Mit jeder Faser seines Körpers war dieses Tier der räuberisch-

ste Dinosaurier, der je auf diesem Planeten gelebt hatte. Er war zwar relativ klein - etwa so groß wie ein Leopard und um die 200 Pfund schwer-, dafür aber schnell, intelligent, listig und zum Angriff bestens gerüstet mit Zähnen, kräftigen, klauenbewehrten Vorderläufen und der vernichtenden einzelnen Klaue am Fuß. Velociraptoren jagten in Rudeln, und Grant stellte es sich als beeindruckendes Schauspiel vor, wenn ein Dutzend dieser Tiere in voller Geschwindigkeit vorwärtsstürmte, einem viel größeren Dinosaurier auf den Rücken sprangen, sich in seinem Hals verbissen und ihm Brust und Bauch aufrissen...

»Die Zeit wird langsam knapp«, bemerkte Ellie und brachte Grant so in die Gegenwart zurück.

Grant gab Anweisungen für den Graben. Von der Computergrafik wußte er, daß das Skelett nur relativ wenig Platz beanspruchte; ein quadratischer Graben mit zwei Metern Kantenlänge sollte ausreichen. Ellie befestigte unterdessen die Plane, die die Hügelflanke bedeckte. Grant half ihr, die letzten Pflöcke einzuschlagen.

»Wie ist das Baby gestorben?« fragte einer der Jungen.

»Ich glaube kaum, daß wir das je erfahren werden«, antwortete Grant. Wenn es überhaupt Hinweise darauf gab, würden nur weitere geduldige Ausgrabungen in der Umgebung der Fundstelle sie zutage bringen. Aber wahrscheinlich würden sie es nie erfahren. »In freier Wildbahn ist die Jungtiersterblichkeit sehr hoch«, erklärte er. »In den afrikanischen Naturreservaten beträgt sie unter Fleischfressern bis zu 70 Prozent. Es hätte alles Mögliche sein können - eine Krankheit, Trennung von der Herde, alles Mögliche. Sogar ein Angriff von einem ausgewachsenen Tier. Wir wissen zwar, daß diese Tiere in Rudeln jagten, aber sonst wissen wir nichts über ihr Sozialverhalten.«

Die Studenten nickten. Sie alle kannten sich aus in Verhaltensforschung und wußten zum Beispiel, daß ein männlicher Löwe, der ein neues Rudel übernahm, zunächst alle Jungen tötete. Das hatte offensichtlich genetische Gründe: Der männliche Löwe war bestrebt, seine Gene so weit wie möglich zu verbreiten, und indem er

die Jungen tötete, machte er alle Weibchen läufig, so daß er selbst sie befruchten konnte. Außerdem verhinderte er so, daß die Weibchen mit der Aufzucht von Nachkommen eines fremden Männchens Zeit vergeudeten.
Vielleicht wurde auch das Velociraptorrudel von einem so dominanten Männchen beherrscht. Wir wissen ja wenig über die Dinosaurier, dachte Grant. Nach 150 Jahren Forschungen und Ausgrabungen in allen Teilen der Welt waren Eigenarten und Verhaltensweisen der Dinosaurier noch immer weitgehend unbekannt.
»Wir müssen los«, sagte Ellie, »wenn wir um fünf in Choteau sein wollen.«

Hammond

Gennaros Sekretärin kam mit einem neuen Koffer ins Zimmer, an dem noch das Preisschild hing. »Wissen Sie, Mr. Gennaro«, sagte sie streng, »da Sie das Packen vergessen haben, glaube ich, daß Sie keine Lust auf diese Reise haben.«
»Da haben Sie vielleicht sogar recht«, erwiderte Gennaro. »Ich verpasse immerhin den Geburtstag meiner Tochter.« Am Samstag war Amandas Geburtstagsfeier, und dazu hatte Elizabeth nicht nur 20 kreischende Vierjährige eingeladen, sondern auch noch Cappy den Clown und einen Zauberer. Seine Frau war nicht sonderlich erfreut gewesen, als sie hörte, daß er wegfahren müsse. Und Amanda ebensowenig.
»Also ich habe alles besorgt, was so kurzfristig möglich war«, sagte seine Sekretärin. »Da drin sind Turnschuhe in Ihrer Größe, Khakishorts und -hemden und Rasierzeug. Eine Jeans und ein Sweatshirt, falls es kalt wird. Das Auto wartet unten, um Sie zum Flughafen zu bringen. Sie müssen jetzt los, wenn Sie die Maschine schaffen wollen.«

Sie verließ das Zimmer. Gennaro ging den Gang entlang und entfernte dabei die Preisschilder von dem Koffer. Als er an der Glaswand des Konferenzraums vorbeikam, sah er, daß Dan Ross aufstand und auf ihn zuging.
»Eine schöne Reise«, sagte Ross. »Doch über eins müssen wir uns ganz klar sein. Ich weiß nicht, wie schlimm die Sache wirklich ist, Donald. Aber wenn es auf dieser Insel Probleme gibt, will ich, daß Sie dort reinen Tisch machen.«
»Mein Gott, Dan... wir reden von einer großen Investition.«
»Keine halben Sachen. Denken Sie gar nicht lange darüber nach. Tun Sie's einfach. Verstanden?«
Gennaro nickte. »Verstanden«, sagte er. »Aber Hammond -«
»Vergessen Sie Hammond«, entgegnete Ross.

»Mein Junge, mein Junge«, sagte die vertraute heisere Stimme. »Wie geht es Ihnen, mein Junge?«
»Sehr gut, Sir«, erwiderte Gennaro. Er lehnte sich in dem gepolsterten Ledersessel der Gulfstream II zurück, während die Maschine nach Osten auf die Rocky Mountains zuflog.
»Sie rufen mich ja nie mehr an«, sagte Hammond vorwurfsvoll. »Sie haben mir gefehlt, Donald. Wie geht es Ihrer wunderbaren Frau?«
»Gut. Elizabeth geht es gut. Wir haben jetzt eine kleine Tochter.«
»Ausgezeichnet, ganz ausgezeichnet. Kinder sind ja eine solche Freude. Sie wäre bestimmt ganz begeistert von unserem neuen Park in Costa Rica.«
Gennaro hatte ganz vergessen, wie klein Hammond war. So wie er jetzt in dem Sessel saß, berührten seine Füße nicht den Boden; er baumelte beim Sprechen mit den Beinen. Der Mann hatte eine verblüffend kindliche Ausstrahlung, trotz seiner inzwischen bestimmt schon... na? ...75 ...76 Jahre. Etwas in dieser Richtung. Er sah älter aus, als Gennaro ihn in Erinnerung hatte, aber schließlich hatte er ihn seit fast fünf Jahren nicht mehr gesehen. Hammond war eine schillernde Persönlichkeit, ein geborener

Schauspieler, und damals, 1982, hatte er einen Elefanten gehabt, den er in einem kleinen Käfig überallhin mitnahm. Der Elefant war nur gute zwanzig Zentimeter hoch und dreißig lang, aber vollkommen entwickelt, wenn man von den verkümmerten Stoßzähnen einmal absah. Zu Gesprächen mit potentiellen Investoren nahm Hammond das Tier immer mit; normalerweise trug Gennaro dann den mit einem Tuch bedeckten Käfig in den Raum, und Hammond hielt seine gewohnte Rede über die Chancen der Entwicklung von Consumer Biologicals, wie er sie nannte, also von biotechnisch hergestellten Gebrauchsgütern. Im spannendsten Moment riß Hammond dann das Tuch weg und präsentierte den Elefanten. Und bat um Geld.

Der Elefant war immer ein überwältigender Erfolg; sein kleiner Körper, kaum größer als der einer Katze, versprach unvorstellbare Wunder, die alle aus dem Labor des Stanford-Genetikers Norman Atherton kommen sollten, Hammonds Partner bei dem neuen Unternehmen.

Doch wenn Hammond den Elefanten präsentierte, ließ er vieles ungesagt. So wollte Hammond zum Beispiel tatsächlich eine Gentechnikfirma aufmachen, doch ausgerechnet der winzige Elefant war nicht das Resultat eines gentechnischen Verfahrens; Atherton hatte einfach das Embryo eines Zwergelefanten genommen und es in einer künstlichen Gebärmutter mit hormonellen Modifikationen sich entwickeln lassen. Das war natürlich an sich schon eine Leistung, aber alles andere als das, was Hammond andeutete. Außerdem war es Atherton nicht gelungen, den Minielefanten zu reproduzieren, obwohl er es versucht hatte, denn jeder, der ihn sah, wollte auch einen haben. Außerdem war der Elefant sehr erkältungsanfällig, vor allem im Winter. Wenn Hammond ihn dann durch seinen kleinen Rüssel niesen hörte, wurde ihm angst und bange. Manchmal klemmte sich der kleine Elefant auch seine Stoßzähne zwischen den Käfigstäben ein, schnaubte verärgert und versuchte sich loszureißen; zuweilen entzündete sich auch das Fleisch um die Stoßzähne. Hammond lebte in der beständigen

Angst, sein Elefant könne sterben, bevor Atherton einen Ersatz produziert hatte.
Darüber hinaus verheimlichte Hammond den potentiellen Investoren, daß sich das Verhalten des Elefanten während des Heranwachsens grundlegend verändert hatte. Das kleine Wesen sah zwar aus wie ein Elefant, verhielt sich aber wie ein hinterhältiges Nagetier, war reaktionsschnell und übellaunig. Hammond riet den Leuten, ihn nicht zu streicheln, damit er ihnen nicht in den Finger biß.
Und obwohl Hammond voller Zuversicht von sieben Milliarden Dollar jährlichem Profit ab 1993 sprach, war sein Projekt höchst spekulativ. Hammond zeigte Weitblick und Enthusiasmus, aber es gab keine Garantie, daß sein Plan auch funktionieren würde. Vor allem da Norman Atherton, der Kopf des Projekts, an Krebs im Endstadium litt - und das war der letzte Punkt, den Hammond zu erwähnen vergaß.
Doch schließlich bekam er, mit Gennaros Hilfe, das Geld. Zwischen September 1983 und November 1985 beschaffte sich John Alfred Hammond mit seinem »Pachydermen-Portfolio« 870 Millionen Dollar Risikokapital für die Finanzierung seines geplanten Konzerns, der InGen Technologies, Inc. Sie hätten sogar noch mehr beschaffen können, doch Hammond bestand auf absoluter Geheimhaltung und versprach für die ersten fünf Jahre keine Rendite. Das schreckte eine Menge Investoren ab. So kam es, daß sie sich vorwiegend mit japanischen Investoren begnügen mußten. Die Japaner waren die einzigen, die genug Geduld aufbrachten.

Gennaro saß in dem Ledersitz des Jets und dachte darüber nach, wie ausweichend Hammond war. Der alte Mann war aalglatt, daran bestand kein Zweifel. Er ignorierte die Tatsache, daß Gennaros Kanzlei dem Anwalt diese Reise aufgezwungen hatte. Statt dessen verhielt sich Hammond so, als handle es sich bei dem Ausflug um ein rein gesellschaftliches Ereignis. »Wirklich schade, saß Sie Ihre Familie nicht mitgebracht haben, Donald«, sagte er.

Gennaro zuckte die Achseln. »Meine Tochter hat Geburtstag. 20 Kinder sind bereits eingeladen, Torte und Clown bestellt. Sie wissen ja, wie das ist.«
»Ach, ich verstehe«, erwiderte Hammond. »Wenn Kinder sich etwas in den Kopf gesetzt haben...«
»Ist der Park denn überhaupt schon fertig für Besucher?«
»Na ja, offiziell noch nicht«, antwortete Hammond. »Aber das Hotel ist gebaut, es gibt also Unterkunftsmöglichkeiten...«
»Und die Tiere?«
»Natürlich sind alle Tiere schon dort. Alle in ihren Territorien.«
»Ich erinnere mich, daß Sie im ursprünglichen Entwurf hofften, insgesamt zwölf...«
»Ach, darüber sind wir schon längst hinaus. Wir haben inzwischen 238 Tiere, Donald.«
»238?«
Der alte Mann kicherte vergnügt über Gennaros Reaktion. »Sie können sich das gar nicht vorstellen. Wir haben ganze Herden von Tieren.«
»238... Wie viele Arten?«
»15 verschiedene Arten, Donald.«
»Das ist unglaublich«, sagte Gennaro. »Das ist phantastisch. Und was ist mit all den anderen Sachen, die Sie wollten? Den technischen Anlagen? Den Computern?«
»Alles ist da, wirklich alles«, sagte Hammond. »Das Beste und Neueste, was es gibt. Sie werden es selbst sehen, Donald. Es ist alles ganz wunderbar. Deshalb ist diese... Besorgnis... ja auch so unangebracht. Es gibt absolut kein Problem mit dieser Insel.«
»Dann sollte es auch absolut kein Problem mit einer Inspektion geben«, entgegnete Gennaro.
»Gibt es auch keins«, sagte Hammond. »Aber sie hält eben auf. Alle Vorbereitungen müssen für diesen offiziellen Besuch unterbrochen werden...«
»Aber Verzögerungen gab es doch sowieso schon. Sie haben die Eröffnung verlegt.«

»Ach das.« Hammond zupfte an dem roten Seidentuch in der Brusttasche seines Sportsakkos. »Das mußte doch zwangsweise passieren. Zwangsweise.«
»Warum?« wollte Gennaro wissen.
»Nun, Donald«, sagte Hammond, »um das zu erklären, muß man zum Ursprungskonzept dieses Parks zurückkehren, dem Konzept des fortschrittlichsten Vergnügungsparks der Welt, unter Verwendung der neuesten elektronischen und biologischen Technologien. Ich rede nicht von Fahrattraktionen. Jeder hat solche. Coney Island hat Fahrattraktionen. Und heutzutage haben sie überall auch tricktechnisch erzeugte Illusionswelten. Das Spukhaus, das Piratennest, der Wilde Westen, das Erdbeben – jeder hat so etwas. Also haben wir uns darangemacht, biologische Attraktionen zu bieten. Lebendige Attraktionen. Attraktionen von solcher Faszination, daß sie die Phantasie der ganzen Welt beschäftigen.« Gennaro mußte lächeln. Es war beinahe die gleiche Rede, die er vor so vielen Jahren vor den Investoren gehalten hatte. »Und wir dürfen nie das eigentliche Ziel des Projekts in Costa Rica aus den Augen verlieren - das Geld verdienen«, sagte Hammond und sah aus dem Fenster des Jets. »Unmengen von Geld.«
»Ich weiß«, erwiderte Gennaro.
»Und das Geheimnis des Geldverdienens mit einem solchen Park«, fuhr Hammond fort, »liegt in der Beschränkung der Personalkosten. Die Imbißverkäufer, Kartenabreißer, die Putzkolonnen und die Wartungsteams. Man muß einen Park schaffen, der mit einer minimalen Belegschaft auskommt. Deshalb haben wir so viel in diese Computertechnologie investiert - um zu automatisieren, wo es nur ging.«
»Ich weiß...«
»Nun ist es aber einfach so«, erzählte Hammond weiter, »daß es, wenn man die Tiere und die Computersysteme unter einen Hut bringen will, zu Pannen kommt. Wer hat es je geschafft, ein komplexes Computersystem termingerecht zu installieren und in Gang zu bringen? Ich kenne niemand.«

»Dann hatten Sie also ganz normale Anlaufschwierigkeiten?«
»Ja, genau«, entgegnete Hammond. »Ganz normale Anlaufschwierigkeiten.«
»Ich habe gehört, daß es während der Bauarbeiten Unfälle gegeben hat«, sagte Gennaro. »Einige Arbeiter wurden getötet...«
»Ja, es gab einige Unfälle«, gab Hammond zu. »Und insgesamt drei Todesfälle. Zwei Arbeiter starben beim Bau der Hochuferstraße. Und der dritte an den Folgen eines Schaufelbaggerunfalls im Januar. Aber jetzt hat es schon seit Monaten keine Unfälle mehr gegeben.« Er legte dem Jüngeren die Hand auf den Arm. »Donald«, sagte er, »Sie können mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß auf der Insel alles so läuft wie geplant. Alles auf dieser Insel ist vollkommen in Ordnung.«
Die Bordsprechanlage klickte. »Bitte anschnallen«, sagte der Pilot. »Wir landen in Choteau.«

Choteau

Eine trockene Ebene dehnte sich flach bis zu den dunklen Hügelkuppen am Horizont. Der Nachmittagswind blies Staub und Buschwerk über den geplatzten Beton. Grant stand mit Ellie neben dem Jeep und wartete, während der schnittige Grumman-Jet kurz vor dem Landeanflug über ihnen kreiste.
»Ich hasse es, diesen Geldsäcken aufwarten zu müssen«, brummte Grant.
»Das gehört dazu«, sagte Ellie.
Obwohl viele Wissenschaftsbereiche, wie etwa die Physik und die Chemie, seit langem staatlich gefördert waren, war die Paläontologie noch immer stark abhängig von privaten Mäzenen. Unabhängig von seinem persönlichen Interesse an dieser Insel in Costa Rica war Grant bewußt, daß er, wenn Hammond um seine Hilfe bat, sie

ihm gewähren mußte. So funktionierte das Mäzenatentum – so hatte es immer funktioniert.
Der kleine Jet landete und rollte schnell auf sie zu. Ellie hängte sich ihre Tasche über die Schulter. Der Jet blieb stehen, und eine Stewardeß in blauer Uniform öffnete die Tür.
Nach dem Einsteigen wunderte sich Grant, wie beengt es trotz der luxuriösen Ausstattung im Inneren des Flugzeugs war. Er mußte sich bücken, als er zu Hammond ging, um ihm die Hand zu schütteln.
»Dr. Grant und Dr. Sattler«, sagte Hammond. »Wie schön, daß Sie mit uns kommen können. Erlauben Sie mir, meinen Teilhaber vorzustellen, Donald Gennaro.«
Gennaro war ein untersetzter, muskulöser Mann Mitte 30. Er trug einen Armani-Anzug und eine Drahtgestellbrille. Grant mochte ihn vom ersten Augenblick an nicht.
Als Ellie ihm die Hand gab, sagte Gennaro überrascht: »Sie sind ja eine Frau.«
»Das kommt vor«, erwiderte sie, und Grant dachte: Die mag ihn auch nicht.
Hammond wandte sich an Gennaro: »Sie wissen natürlich, was Dr. Grant und Dr. Sattler tun. Sie sind Paläontologen. Sie graben nach Dinosauriern.« Und dann lachte er, als fände er das sehr lustig.
»Bitte nehmen Sie Ihre Plätze ein«, sagte die Stewardeß und schloß die Tür. Gleich daraufsetzte sich das Flugzeug in Bewegung. »Sie müssen entschuldigen«, sagte Hammond, »aber wir haben es etwas eilig. Donald hält es für wichtig, daß wir so schnell wie möglich auf die Insel kommen.«
Der Pilot kündigte vier Stunden Flugzeit nach Dallas an. Sie würden dort auftanken und am nächsten Morgen Costa Rica erreichen.
»Und wie lange werden wir in Costa Rica bleiben?« fragte Grant.
»Das kommt darauf an«, antwortete Gennaro. »Wir haben dort einiges zu klären.«

»Glauben Sie mir«, sagte Hammond, an Grant gewandt, »Sie werden nicht länger als 48 Stunden da unten sein.«
Grant schnallte sich an. »Ihre Insel, zu der wir jetzt fliegen - ich wußte bis jetzt nichts davon. Ist die irgendwie geheim?«
»In gewisser Weise«, erwiderte Hammond. »Wir haben sehr darauf geachtet, daß niemand davon erfährt bis zu dem Tag, an dem wir sie einer überraschten und begeisterten Öffentlichkeit vorstellen.«

Ein lohnendes Ziel

Die Biosyn Corporation in Cupertino, Kalifornien, hatte den Verwaltungsrat noch nie zu einer Dringlichkeitssitzung zusammengerufen. Die zehn Direktoren, die jetzt im Konferenzsaal saßen, waren gereizt und ungeduldig. Es war 20 Uhr. In den letzten zehn Minuten hatten sie sich miteinander unterhalten, waren dann aber nach und nach verstummt. Sie blätterten in ihren Unterlagen. Und sahen betont auffällig auf ihre Uhren.
»Worauf warten wir eigentlich?« fragte einer.
»Auf einen noch«, erwiderte Lewis Dodgson. »Wir brauchen noch einen.« Auch er sah auf seine Uhr. Aus Ron Meyers Büro hatte er erfahren, daß er mit der 18-Uhr-Maschine aus San Diego kommen werde. Auch wenn man den Verkehr vom Flughafen in die Stadt berücksichtigte, sollte er eigentlich schon hier sein.
»Sie brauchen eine beschlußfähige Anzahl?« fragte einer der Direktoren.
»Ja«, antwortete Dodgson. »Die brauchen wir.«
Das brachte sie für einen Augenblick zum Schweigen. Eine beschlußfähige Anzahl bedeutete, daß man von ihnen eine wichtige Entscheidung erwartete. Und die erwartete man wirklich von ihnen, obwohl Dodgson die Konferenz am liebsten gar nicht einberufen hätte. Doch Steingarten, der Chef von Biosyn, hatte in

diesem Punkt nicht mit sich reden lassen. »Für die Sache müssen Sie deren Einverständnis einholen, Lew«, hatte er gesagt.
Je nachdem, mit wem man sprach, war Lewis Dodgson berühmt als der ehrgeizigste oder als der skrupelloseste Genetiker seiner Generation. Er war 34, hatte eine beginnende Glatze, eine Hakennase und einen durchdringenden Blick. Seine Assistentenstelle am John Hopkins hatte er verloren, weil er Gentherapie an Menschen geplant hatte, ohne dies der Gesundheitsbehörde zu melden. Anschließend, bei Biosyn, hatte er den kontroversen Test mit dem Tollwutimpfstoff in Chile durchgeführt. Inzwischen war er Leiter der Abteilung Produktentwicklung bei Biosyn, die sich, so munkelte man, mit sogenannter Rückwärtsforschung beschäftigte: Dabei zerlegte man das Produkt eines Konkurrenten, fand heraus, wie es funktionierte, und baute dann eine eigene Version. In der Praxis gehörte dazu auch Industriespionage, die sich vorwiegend gegen die InGen Corporation richtete.
Anfang der 80er begannen einige Gentechnologiefirmen sich die Frage zu stellen: »Was ist das biologische Equivalent eines Sony-Walkman?« Diese Firmen interessierten sich nicht für Pharmazeutika oder Gesundheitsprodukte; sie interessierten sich für Unterhaltung, Sport, Freizeitgestaltung, Kosmetik und Haustiere. Für die 90er Jahre wurde eine starke Nachfrage nach diesen sogenannten Consumer Biologicals prognostiziert. Und sowohl InGen als auch Biosyn arbeiteten in diesem Bereich.
Biosyn hatte bereits einige Erfolge zu verzeichnen. So entwickelte sie im Auftrag des Fischerei- und Jagdministeriums des Staates Idaho eine neue, hellere Forelle. Diese Forelle war in Bächen und Flüssen leichter zu erkennen und stellte angeblich einen bedeutenden Fortschritt für die Fischerei dar. (Zumindest löste sie für das Ministerium das Problem, daß ständig Beschwerden eingingen, es gebe keine Forellen in den Bächen.) Daß der Fisch manchmal an Sonnenbrand starb und das Fleisch der blassen Forelle teigig und geschmacklos war, wurde nicht erwähnt. Daran arbeitete Biosyn noch, und -

Die Tür öffnete sich, Ron Meyer betrat den Raum und nahm Platz. Dodgson hatte jetzt seine beschlußfähige Anzahl. Er stand sofort auf.
»Gentlemen«, sagte er, »wir sind heute abend zusammengekommen, um uns über ein lohnendes Ziel Gedanken zu machen: InGen.«
Er referierte kurz die Hintergründe. InGens Gründung 1983 mit der Hilfe japanischer Investoren; der Kauf von drei Cray-XMP-Supercomputern; der Erwerb der Isla Nublar in Costa Rica; die Hortung von Bernstein; die ungewöhnlichen Spenden an Zoos auf der ganzen Welt, von der New York Zoological Society bis zum Ranthapur Wildlife Park in Indien.
»Trotz dieser ganzen Hinweise«, sagte Dodgson, »hatten wir lange Zeit keine Ahnung, was InGen eigentlich ist. Die Firma schien sich offensichtlich auf Tiere zu konzentrieren; außerdem hatte sie Wissenschaftler mit einem Interesse für die Vergangenheit engagiert - Paläobiologen, Forscher auf dem Gebiet der DNS-Phylogenese und so weiter.
1987 kaufte InGen schließlich eine obskure Firma namens Millipore Plastic Products in Nashville, Tennessee. Das war eine Agrartechnikfirma, die sich kurz zuvor einen neuen Kunststoff mit den Eigenschaften einer Vogeleierschale hatte patentieren lassen. Dieser Kunststoff konnte zu Eiern geformt und zum Ausbrüten von Hühnerembryos verwendet werden. Ab dem folgenden Jahr benutzte InGen die Gesamtproduktion dieses Kunststoffs für eigene Zwecke.«
»Dr. Dodgson, das ist ja alles sehr interessant -«
»Gleichzeitig«, fuhr Dodgson fort, »begannen die Bauarbeiten auf der Isla Nublar. Dazu gehörten umfangreiche Erdbewegungen, etwa der Aushub eines gut drei Kilometer langen Sees in der Mitte der Insel. All das geschah unter größter Geheimhaltung, es hat allerdings den Anschein, als habe InGen auf der Insel einen riesigen Privatzoo errichtet.«
Einer der Direktoren beugte sich vor: »Na und, Dr. Dodgson?«

»Es ist kein gewöhnlicher Zoo«, erwiderte Dodgson. »Dieser Zoo ist einmalig in der Welt. Es sieht so aus, als habe InGen etwas sehr Außergewöhnliches getan. Es ist ihnen gelungen, schon lange ausgestorbene Tiere zu klonen.«
»Was für Tiere?«
»Tiere, die aus Eiern schlupfen und in einem Zoo sehr viel Platz brauchen.«
»Was für Tiere?«
»Dinosaurier«, sagte Dodgson. »Sie klonen Dinosaurier.«

Die Verblüffung, die folgte, war in Dodgsons Augen vollkommen fehl am Platze. Das Problem mit den Finanzleuten war, daß sie sich nicht auf dem laufenden hielten; sie hatten zwar in einen bestimmten Bereich investiert, wußten aber nicht, was in eben diesem Bereich möglich war.
Genaugenommen wurde in der wissenschaftlichen Literatur das Klonen von Dinosauriern schon seit 1982 diskutiert. Und seitdem war mit jedem Jahr die Manipulation der DNS einfacher geworden. DNS hatte man bereits aus ägyptischen Mumien extrahiert und aus dem Fell eines Quagga, eines zebraähnlichen afrikanischen Tieres, das in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts ausgestorben war. Ab 1985 schien es möglich, die Quagga-DNS zu rekonstruieren und auf diese Weise ein neues Tier entstehen zu lassen. Das wäre dann das erste ausgerottete Tier gewesen, das man nur über die Rekonstruktion der DNS wieder zum Leben erweckte. Und wenn das möglich war, was wäre sonst noch möglich? Das Mastodon? Der Säbelzahntiger? Der Dodo?
Oder sogar ein Dinosaurier?
Soweit man wußte, existierte allerdings nirgendwo auf der Welt Dinosaurier-DNS. Es schien jedoch möglich zu sein, Fragmente der DNS aus großen Mengen pulverisierter Dinosaurierknochen zu extrahieren. Bis dahin war man der Ansicht gewesen, die Fossilierung zerstöre die DNS; das erwies sich nun als unzutref-

fend. Wenn man nur genügend DNS-Fragmente erhielt, war man eventuell auch in der Lage, ein lebensfähiges Tier zu klonen. 1982 waren die technischen Probleme natürlich gewaltig gewesen, doch theoretische Hindernisse gab es keine. Das Verfahren war nur schwierig, teuer und hatte geringe Erfolgsaussichten. Möglich war es mit Sicherheit; es mußte sich nur jemand finden, der es versuchte.

Offensichtlich hatte InGen beschlossen, es zu versuchen.

»Die haben nichts Geringeres getan«, sagte Dodgson, »als die größte Touristenattraktion der Welt zu bauen. Wie Sie wissen, sind Zoos sehr beliebt. Im letzten Jahr waren mehr Amerikaner in Zoos als in allen professionellen Baseball- und Footballspielen zusammengenommen. Und die Japaner lieben Zoos - es gibt 50 Zoos in Japan, und es werden noch mehr gebaut. Für diesen Zoo kann InGen so viel Eintritt verlangen, wie es will. 2.000 Dollar pro Tag, 10.000 Dollar pro Tag... Dazu kommt dann noch die Vermarktung. Bilderbücher, T-Shirts, Videospiele, Kappen, Stofftiere, Comics... und Haustiere.«

»Haustiere?«

»Natürlich. Wenn InGen ausgewachsene Dinosaurier klonen kann, dann auch Zwergdinosaurier, die sich als Haustiere verkaufen lassen. Welches Kind würde denn nicht einen kleinen Dinosaurier als Schmusetierchen haben wollen, ein kleines, patentiertes InGen-Tierchen, ganz allein für sich? InGen wird Millionen davon verkaufen. Und InGen wird diese Schmusedinosaurier so manipulieren, daß sie nur InGen-Schmusedinosauriernahrung fressen können...«

»Mein Gott«, sagte jemand.

»Genau«, erwiderte Dodgson. »Der Zoo ist das Herzstück eines gigantischen Unternehmens.«

»Sie sagten, diese Dinosaurier werden patentiert sein?«

»Ja. Gentechnisch produzierte Tiere kann man inzwischen patentieren lassen. Der Supreme Court in Harvard hat 1987 eine Entscheidung in dieser Richtung getroffen. InGen wird das Patent

auf die Dinosaurier besitzen, und keiner kann sie legal nachmachen.«
»Was hindert uns daran, unsere eigenen Dinosaurier zu erschaffen?«
»Nichts, außer daß sie einen Vorsprung von fünf Jahren haben. Es ist fast unmöglich, den bis zum Ende des Jahrhunderts wettzumachen.« Er hielt inne. »Wir könnten uns natürlich Exemplare ihrer Dinosaurier beschaffen, wir könnten sie analysieren und unsere eigenen machen, mit genug Modifikationen in der DNS, um ihr Patent zu umgehen.«
»Können wir uns Exemplare beschaffen?«
Dodgson zögerte einen Augenblick. »Ja, ich glaube, das können wir.«
Jemand räusperte sich. »Aber dafür wäre doch nichts Illegales...«
»Aber nein«, erwiderte Dodgson schnell. »Ich fürchte nur, die Entscheidung drängt etwas, weil InGen im Augenblick in einer Krise steckt und mein Kontaktmann innerhalb der nächsten 24 Stunden in Aktion treten muß.«
Ein langes Schweigen senkte sich über den Saal. Die Männer starrten auf die protokollführende Sekretärin und auf den Kassettenrecorder vor ihr auf dem Tisch.
»Ich sehe keine Notwendigkeit für eine formelle Resolution«, sagte Dodgson. »Nur eine Art Einverständnis, ob ich Ihrer Ansicht nach weitermachen soll...«
Einer nach dem anderen nickte mit dem Kopf.
Keiner sagte etwas. Nichts wurde aufgezeichnet. Sie nickten nur schweigend.
»Vielen Dank für Ihr Kommen, Gentlemen«, sagte Dodgson. »Alles andere ist meine Sache.«

Flughafen

Lewis Dodgson betrat die Cafeteria der Abflughalle im San Francisco Airport und sah sich schnell um. Sein Mann war bereits da, er saß an der Theke. Dodgson setzte sich neben ihn und stellte seine Aktentasche zwischen ihnen auf den Boden.

»Sie sind spät dran, Kumpel«, sagte der Mann. Er musterte den Strohhut, den Dodgson trug, und lachte. »Mann, was ist denn das, eine Verkleidung vielleicht?«

»Man weiß ja nie«, erwiderte Dodgson und beherrschte seine aufsteigende Wut. Sechs Monate lang hatte Dodgson sich diesen Mann geduldig herangezogen, aber gemocht hatte er ihn nie. Im Gegenteil, Dodgson fand ihn mit jedem Treffen unangenehmer und arroganter. Aber er konnte nichts dagegen tun, denn sie beide wußten zu genau, was auf dem Spiel stand.

Biotechnisch hergestellte DNS war auch in geringsten Mengen das wertvollste Material der Welt. Eine einzige, mikroskopisch kleine Bakterie, unsichtbar für das menschliche Auge, aber Trägerin des Antiherzinfarktenzyms Streptokinase oder von *Ice-minus*, einem Gen, das Frostschäden bei Getreide verhinderte, war dem entsprechenden Käufer fünf Milliarden Dollar wert.

Und diese simple Tatsache hatte eine bizarre neue Spielart der Industriespionage erschaffen, den »Genklau«. Dodgson war besonders geschickt darin. 1987 hatte er eine unzufriedene Genetikerin überredet, von Cetus zu Biosyn zu wechseln und dabei fünf winzige Mengen genmanipulierter Bakterien mitzunehmen. Die Genetikerin hatte sich einfach je einen Tropfen auf die Fingernägel einer Hand geträufelt und war zur Tür hinausgegangen. InGen aber stellte ein schwierigeres Problem dar. Dodgson wollte mehr als nur bakterielle DNS: Er wollte gefrorene Embryos. Und er wußte, daß InGen die Embryos mit den ausgeklügeltsten Sicherheitssystemen überwachte. Um sie in die Hände zu bekommen, brauchte er einen Angestellten von InGen, der Zugang zu den

Embryos hatte, der bereit war, sie zu stehlen, und der die Sicherheitssysteme überwinden konnte. Eine solche Person war nicht leicht zu finden.
Anfang des Jahres hatte Dodgson schließlich einen willigen InGen-Angestellten aufgespürt. Obwohl der Betreffende keinen Zugang zum genetischen Material hatte, pflegte Dodgson den Kontakt, traf sich mit dem Mann einmal pro Monat bei Carlos oder Charlie's in Silicon Valley und half ihm mit kleinen Gefälligkeiten weiter. Und gerade jetzt lud InGen Spezialisten und Berater, die für das Projekt gearbeitet hatten, ein, die Insel noch vor der offiziellen Eröffnung zu besuchen. Das war genau der Augenblick, auf den Dodgson gewartet hatte, denn es bedeutete, daß sein Mann Zugang zu den Embryos bekam.
»Kommen wir zur Sache«, sagte der Mann. »In zehn Minuten geht mein Flugzeug.«
»Sie wollen alles noch einmal durchsprechen?«
»Verdammt, nein, Dr. Dodgson«, erwiderte der Mann. »Ich will das verdammte Geld sehen.«
Dodgson öffnete die Lasche seiner Aktentasche und klappte sie ein paar Zentimeter weit auf. Der Mann warf einen flüchtigen Blick hinein. »Ist das alles?«
»Das ist die Hälfte. 750.000 Dollar.«
»Okay. Gut.« Der Mann wandte sich ab und trank seinen Kaffee. »Das ist gut, Dr. Dodgson.«
Dodgson verschloß die Aktentasche schnell wieder. »Aber vergessen Sie nicht, das ist für alle 15 Arten.«
»Das vergesse ich nicht. 15 Arten, gefrorene Embryos. Und wie soll ich sie transportieren?«
Dodgson gab dem Mann eine große Spraydose Rasierschaum. »Da drin?«
»Da drin.«
»Vielleicht überprüfen sie mein Gepäck...«
Dodgson zuckte die Achseln. »Drücken Sie mal auf den Sprühknopf«, sagte er.

Der Mann drückte, und weißer Rasierschaum quoll auf seine Hand. »Nicht schlecht.« Er wischte sich die Hand am Rand seines Tellers ab. »Nicht schlecht.«
»Die Dose ist ein bißchen schwerer als eine normale, das ist alles.« Dodgsons Technikerteam hatte in den vergangenen beiden Tagen rund um die Uhr daran gearbeitet. Mit schnellen Bewegungen zeigte er dem Mann, wie sie funktionierte.
»Wieviel Kühlgas enthält sie?«
»Genug für 36 Stunden. Innerhalb dieser Zeit müssen die Embryos in San José sein.«
»Dafür ist dann Ihr Typ in dem Boot verantwortlich«, sagte der Mann. »Sorgen Sie lieber dafür, daß der ein transportables Kühlaggregat an Bord hat.«
»Ich kümmere mich darum.«
»Und jetzt will ich noch einmal über das Angebot sprechen...«
»Die Abmachung gilt wie besprochen«, erwiderte Dodgson. »50.000 für jeden gelieferten Embryo. Wenn sie lebensfähig sind, noch einmal 50.000 pro Stück.«
»Gut. Aber sorgen Sie dafür, daß das Boot Freitag nacht wirklich am Ostdock der Insel wartet. Nicht am Norddock, wo die großen Versorgungsschiffe festmachen. Am Ostdock. Das ist nur ein kleines Nebendock. Haben Sie das verstanden?«
»Verstanden«, sagte Dodgson. »Wann werden Sie wieder in San José sein?«
»Wahrscheinlich am Sonntag.« Der Mann stieß sich von der Theke ab.
Dodgson war nervös und gereizt. »Und Sie sind ganz sicher, daß Sie wissen, wie Sie mit den…
»Ich *weiß* es«, unterbrach ihn der Mann. »Glauben Sie mir, ich weiß es.«
»Außerdem sind wir der Ansicht, daß die Isla Nublar in dauerndem Funkkontakt mit der InGen-Zentrale in Kalifornien steht, und deshalb -«
»Hören Sie, ich habe die ganze Sache in der Hand«, sagte der

Mann. »Jetzt entspannen Sie sich einfach und halten Sie das Geld bereit. Ich will die ganze Summe am Sonntag morgen auf dem Flughafen von San José, und zwar in bar.«
»Ich werde auf Sie warten«, entgegnete Dodgson. »Keine Sorge.«

Malcolm

Kurz nach Mitternacht bestieg er auf dem Flughafen von Dallas die Maschine, ein langer, dünner 35jähriger mit beginnender Glatze, der ganz in Schwarz gekleidet war: schwarzes Hemd, schwarze Hose, schwarze Socken, schwarze Turnschuhe.
»Ah, Dr. Malcolm«, sagte Hammond und lächelte mit gezwungener Höflichkeit.
Malcolm grinste. »Hallo, John, ich fürchte, Ihr alter Racheengel ist wieder mal da.«
Malcolm gab jedem im Flugzeug die Hand und sagte dabei schnell: »Ian Malcolm. Wie geht's. Ich mache Mathematik.« Grant hatte den Eindruck, als würde dieser Ausflug Malcolm vor allem amüsieren.
Grant kannte ihn natürlich dem Namen nach. Ian Malcolm war einer der berühmtesten der neuen Generation von Mathematikern, die sich vorwiegend dafür interessierten, »wie die wirkliche Welt funktionierte«. Diese Wissenschaftler brachen mit der klösterlichen Tradition der Mathematik in mehrerlei Hinsicht. Zum einen benutzten sie beständig Computer, worüber traditionelle Mathematiker nur verächtlich die Nase rümpften. Zum zweiten arbeiteten sie fast ausschließlich mit nichtlinearen Gleichungen auf einem sich neu entwickelnden Forschungsgebiet, der sogenannten Chaostheorie. Zum dritten legten sie offensichtlich großen Wert darauf, daß ihre Mathematik etwas beschrieb, das in der realen Welt tatsächlich existierte. Und schließlich, so als wollten

sie damit ihr Heraustreten aus den Bibliotheken in die Welt besonders betonen, kleideten sie sich und redeten sie »mit einem bedauerlichen Übermaß an Individualität«, wie es ein älterer Mathematiker einmal genannt hatte. Sie benahmen sich auch wirklich oft wie Rockstars.
Malcolm setzte sich in einen der gepolsterten Sessel. Die Stewardeß fragte ihn, ob er einen Drink wolle. »Diät-Cola«, erwiderte er, »geschüttelt, nicht gerührt.«
Die für Dallas typische schwül-feuchte Luft wehte durch die offene Tür herein. »Ist es nicht ein bißchen warm für Schwarz?« wollte Ellie wissen.
»Sie sind außergewöhnlich hübsch«, erwiderte er. »Ihre Beine könnte ich den ganzen Tag lang anschauen. Aber nein, in Wirklichkeit ist Schwarz eine ausgezeichnete Farbe bei Hitze. Denken Sie nur an die Schwarzkörperstrahlung; Schwarz ist wirklich das beste bei Hitze. Sehr wirksame Abstrahlung. Außerdem trage ich sowieso nur zwei Farben, Schwarz und Grau.«
Ellie starrte ihn mit offenem Mund an.
»Diese Farben sind für jede Gelegenheit angemessen«, fuhr Malcolm fort. »Außerdem passen sie gut zusammen, sollte ich aus Versehen einmal graue Socken zu einer schwarzen Hose anziehen.«
»Aber finden Sie es nicht langweilig, nur zwei Farben zu tragen?«
»Ganz im Gegenteil. Ich finde es befreiend. Ich glaube nämlich, daß mein Leben einen Wert hat, und ich will es nicht damit vergeuden, mir Gedanken über Kleidung zu machen«, entgegnete Malcolm. »Ich will nicht darüber nachdenken, was ich am nächsten Morgen anziehen werde. Mal ehrlich, können Sie sich etwas Langweiligeres als Mode vorstellen? Na, vielleicht noch Profisport. Erwachsene Männer, die nach kleinen Ballen schlagen, während der Rest der Welt Geld zahlt, damit er applaudieren darf. Aber alles in allem finde ich Mode noch fader als Sport.«
»Dr. Malcolm«, erklärte Hammond, »ist ein Mann starker Überzeugungen.«

»Aber Sie müssen doch zugeben«, sagte Malcolm, »daß dies nicht-triviale Themen sind. Wir leben in einer Welt voller entsetzlicher Determiniertheiten. Es ist vorherbestimmt, daß Sie sich so und so verhalten werden, vorherbestimmt, daß Sie sich wegen diesem und jenem Gedanken machen. Niemand denkt über diese Determiniertheit nach. Ist das nicht erstaunlich? In der Informationsgesellschaft denkt niemand mehr. Wir haben geglaubt, wir würden das Papier abschaffen, aber eigentlich haben wir das Denken abgeschafft.«
Hammond drehte sich zu Gennaro um und hob die Hände. »Sie haben ihn eingeladen.«
»Seien Sie bloß froh«, sagte Malcolm. »Es klingt nämlich so, als hätten Sie ein ernsthaftes Problem.«
»Wir haben kein Problem«, entgegnete Hammond schnell.
»Ich habe doch immer die Ansicht vertreten, daß dieses Inselprojekt nie funktionieren kann«, sagte Malcolm. »Ich habe es von Anfang an vorausgesagt.« Er griff in seine Lederaktentasche. »Und ich meine, wir alle wissen inzwischen, wie die Sache schließlich enden wird. Sie werden das Projekt abbrechen müssen.«
»Abbrechen!« Hammond stand wütend auf. »Das ist ja lächerlich.«
Malcolm zuckte die Achseln; Hammonds Aufregung ließ ihn unbeeindruckt. »Ich habe Ihnen Kopien meines ursprünglichen Papers mitgebracht, damit Sie sie sich ansehen können«, sagte er. »Das Gutachten, das ich am Anfang für InGen angefertigt habe. Die Gleichungen sind ein bißchen kompliziert, aber ich kann sie Ihnen ja erklären. Wo wollen Sie denn hin?«
»Ich muß telefonieren«, sagte Hammond und ging in die angrenzende Kabine.
»Na, es wird ein langer Flug«, sagte Malcolm zu den anderen. »Da wird Ihnen mein Paper wenigstens ein bißchen die Zeit vertreiben.«

Die Maschine flog durch die Nacht.
Grant wußte, daß Ian Malcolm nicht wenige Kritiker hatte, und er konnte verstehen, warum einige seinen Stil zu schroff und seine Anwendung der Chaostheorie zu oberflächlich fanden. Grant blätterte in den Kopien und überflog die Gleichungen.
Gennaro sagte: »In Ihrem Paper kommen Sie also zu dem Schluß, daß Hammonds Insel zwangsläufig scheitern muß?«
»Korrekt.«
»Wegen der Chaostheorie?«
»Korrekt. Um es präziser zu sagen, wegen des Verhaltens des Systems im Phasenraum.«
Gennaro warf das Paper beiseite und sagte: »Können Sie das auch so erklären, daß man es versteht?«
»Klar«, erwiderte Malcolm. »Mal sehen, wo wir anfangen müssen. Wissen Sie, was eine nichtlineare Gleichung ist?«
»Nein.«
»Seltsame Attraktoren?«
»Nein.«
»Also gut«, sagte Malcolm. »Dann ganz von Anfang an.« Er hielt inne und starrte zur Decke. »Die Physik ist sehr erfolgreich bei der Beschreibung gewisser Arten von Verhalten: Planeten in ihrer Umlaufbahn, Raumschiffe, die zum Mond fliegen, Pendel und Sprungfedern und rollende Bälle, solche Sachen eben. Die regelmäßigen Bewegungen von Gegenständen. Die werden mit den sogenannten linearen Gleichungen beschrieben, und wir Mathematiker können diese Gleichungen sehr leicht lösen. Das haben wir seit Hunderten von Jahren getan.«
»Okay«, sagte Gennaro.
»Aber es gibt noch eine andere Art von Verhalten, bei der die Physik ziemlich dumm dasteht. Alles, was mit Turbulenz zu tun hat, zum Beispiel. Wasser, das aus einem Hahn fließt. Luft, die sich über eine Tragfläche bewegt. Das Wetter. Blut, das durch das Herz strömt. Turbulenzen werden mit nichtlinearen Gleichungen beschrieben. Die sind schwer zu lösen, genaugenommen sind sie

normalerweise gar nicht zu lösen. Deshalb hat die Physik diese ganze Klasse von Ereignissen nie verstanden. Bis vor etwa zehn Jahren. Die neue Theorie, die sie beschreibt, heißt Chaostheorie. Die Chaostheorie entstand ursprünglich aus Versuchen in den 60ern, Computermodelle des Wetters zu erstellen. Das Wetter ist das Ergebnis eines komplizierten Systems, nämlich der Interaktion der Erdatmosphäre mit der Landmasse und der Sonne. Das Verhalten dieses großen, komplizierten Systems hat sich unserem Verständnis bis jetzt widersetzt. Deshalb konnten wir das Wetter nicht voraussagen. Aber eins haben diese frühen Wissenschaftler aus ihren Computermodellen gelernt: Auch wenn man das Wetter verstehen würde, könnte man es doch nicht voraussagen. Eine Wettervorhersage ist absolut unmöglich. Der Grund liegt darin, daß das Verhalten des Systems auf sehr sensible Art abhängig ist von Anfangsbedingungen.«
»Da komme ich nicht mehr mit«, sagte Gennaro.
»Wenn ich mit einer Kanone eine Granate von einem bestimmten Gewicht mit einer bestimmten Geschwindigkeit und aus einem bestimmten Anstellwinkel heraus abfeuere - und wenn ich dann eine zweite Granate mit praktisch identischem Gewicht, identischer Geschwindigkeit und identischem Winkel abfeuere, was passiert dann?«
»Die beiden Granaten landen mehr oder weniger an derselben Stelle.«
»Richtig«, erwiderte Malcolm. »Das ist lineare Dynamik «
»Okay.«
»Aber wenn ich ein Wettersystem nehme mit einer bestimmten Temperatur, bestimmten Windverhältnissen und einer bestimmten Feuchtigkeit - und wenn ich es dann mit praktisch identischen Werten für Temperatur, Wind und Feuchtigkeit wiederhole, wird es sich nicht fast genauso verhalten wie das erste. Es wird abweichen und sehr schnell ganz, ganz anders werden. Gewitter statt Sonnenschein. Das ist nichtlineare Dynamik. Und die reagiert sehr sensibel auf Anfangsbedingungen: Winzige Abwei-

chungen werden verstärkt und bekommen immer mehr Bedeutung.«
»Ich glaube, ich verstehe jetzt«, sagte Gennaro.
»Kurz gesagt, ist das der >Schmetterlingseffekt<. Wenn in Peking ein Schmetterling mit den Flügeln schlägt, ändert sich in New York das Wetter.«
»Chaostheorie heißt dann also, daß alles zufällig und unberechenbar ist?« fragte Gennaro. »Ist es das?«
»Nein«, sagte Malcolm. »Wir haben innerhalb der komplexen Vielfalt des Verhaltens eines Systems tatsächlich verborgene Gesetzmäßigkeiten entdeckt. Deshalb wurde die Chaostheorie inzwischen zu einem vielseitigen Instrument, mit dem alle möglichen Phänomene untersucht werden können, von der Entwicklung des Börsenmarkts über randalierende Massen bis zur Hirnwellentätigkeit bei einem epileptischen Anfall: eben jedes komplexe System, in dem es Unordnung und Unberechenbarkeit gibt. Wir können eine zugrundeliegende Ordnung feststellen. Verstanden?«
»Verstanden«, erwiderte Gennaro. »Aber was ist diese zugrundeliegende Ordnung?«
»Die ist im wesentlichen charakterisiert durch die Bewegung des Systems innerhalb des Phasenraums«, antwortete Malcolm.
»O Gott«, rief Gennaro, »ich wollte doch nur wissen, warum Sie glauben, daß Hammonds Insel nicht funktionieren kann.«
»Ich verstehe«, sagte Malcolm, »aber dazu komme ich noch. Die Chaostheorie besagt zwei Dinge. Erstens, daß komplexe Systeme wie das Wetter eine zugrundeliegende Ordnung besitzen. Zweitens, in Umkehrung von erstens, daß einfache Systeme ein komplexes Verhalten hervorbringen können. Wie zum Beispiel beim Billard.«
Gennaro nickte.
»Sie stoßen eine Kugel, und die prallt von den Banden ab. In der Theorie ist das ein ziemlich einfaches System, fast schon ein Newton'sches. Da man die auf die Kugel wirkende Kraft und die Masse der Kugel kennt, und die Winkel, in denen sie auf den

Banden auftrifft, berechnen kann, kann man das Verhalten der Kugel unendlich vorausberechnen, oder? Mal angenommen, es gäbe keine Reibung, die die Kugel stoppt. Theoretisch könnte man also weit in die Zukunft voraussagen, auf welche Art die Banden die Kugeln reflektieren.«
»Okay.« Gennaro nickte.
»Aber in Wirklichkeit«, fuhr Malcolm fort, »kann man ihr Verhalten nur wenige Sekunden in die Zukunft voraussagen. Weil fast augenblicklich sehr kleine Einflüsse - Unregelmäßigkeiten in der Oberfläche der Kugel, winzige Dellen im Holz des Tisches - die ganze Sache zu verändern beginnen. Und es dauert nicht lange, bis diese Einflüsse Ihre ganzen sorgfältigen Berechnungen über den Haufen werfen. So zeigt es sich, daß dieses einfache System einer Billardkugel auf einem Tisch ein unberechenbares Verhalten hat.«
»Okay.«
»Und Hammonds Projekt ist auch so ein einfaches System - Tiere in einer Zooumgebung-, das irgendwann ein unberechenbares Verhalten zeigen wird.«
»Sie wissen das aufgrund...«
»Der Theorie«, ergänzte Malcolm.
»Aber wäre es nicht besser, Sie wurden erst einmal die Insel anschauen, damit Sie sehen, was er alles unternommen hat?«
»Nein. Das ist gar nicht nötig. Die Details sind unwichtig. Aus der Theorie weiß ich, daß diese Insel sehr bald einen Zustand erreichen wird, in dem sie sich unberechenbar verhält.«
»Und Sie sind überzeugt von dieser Theorie?«
»Ja«, erwiderte Malcolm. »Total überzeugt.« Er lehnte sich zurück. »Es gibt ein Problem mit dieser Insel. Ein Unfall, der nur darauf wartet, zu passieren.«

Isla Nublar

Heulend begannen die Rotoren sich zu drehen und warfen Schatten auf die Rollbahn des Flugplatzes von San José. Grant hörte das Knistern in seinem Kopfhörer, als der Pilot mit dem Tower sprach. In San José hatten sie noch einen weiteren Passagier an Bord genommen, einen Mann namens Dennis Nedry, der aus San Francisco gekommen war, um sie hier zu treffen. Er war fett und schmuddelig und kaute an einem Schokoladenriegel. Schokolade klebte an seinen Fingern, Fetzchen von Aluminiumfolie hingen an seinem Hemd. Nedry hatte nur gemurmelt, daß er sich um die Computer auf der Insel kümmere, und keinem der Anwesenden die Hand gegeben.

Durch die Plexiglaskuppel sah Grant, wie der Betonboden des Flugplatzes unter ihnen zurückblieb und der Schatten des Helikopters über die Landschaft huschte, während sie nach Westen auf das Gebirge zuflogen.

»Der Flug dauert ungefähr 40 Minuten«, sagte Hammond von einem der hinteren Sitze aus.

Grant sah, wie die sanften Hügel allmählich immer steiler wurden, dann flogen sie abwechselnd durch Wolkenfelder und hellen Sonnenschein. Die Berge waren felsig und zerklüftet, und Grant wunderte sich über das Ausmaß der Entwaldung; endlos reihten sich nackte, erodierte Kuppen aneinander. »Costa Rica ist sich seiner ökologischen Probleme durchaus bewußt«, sagte Hammond. »Aber trotzdem ist es stark entwaldet. Das meiste davon passierte in den letzten zehn Jahren.«

Auf der anderen Seite des Gebirges stießen sie wieder aus den Wolken hervor, und Grant sah die Strände der Westküste. Sie überflogen ein kleines Küstendorf.

»Bahia Anasco«, sagte der Pilot. »Ein Fischerdorf.« Er zeigte nach Norden. »Da oben an der Küste sehen Sie das Naturreservat von Cabo Blanco. Es gibt dort wunderschöne Strände.« Der Pilot steu-

erte den Hubschrauber auf das Meer hinaus. Das Wasser wurde grün, dann tief aquamarinblau. Die Sonne schien auf das Wasser. Es war etwa zehn Uhr morgens.
»Nur noch ein paar Minuten«, sagte Hammond, »und dann kommt die Isla Nublar in Sicht.«
Die Isla Nublar, erklärte Hammond, sei eigentlich gar keine Insel, sondern ein Berg im Meer, dessen Gipfel durch einen Vulkanausbruch über den Meeresspiegel gehoben worden war. »Der vulkanische Ursprung ist überall auf der Insel zu sehen«, sagte Hammond. »An vielen Stellen findet man Geysire, und der Erdboden ist an vielen Stellen warm. Deswegen und wegen der herrschenden Strömungsverhältnisse liegt die Isla Nublar in einem Nebelgebiet. Wie Sie gleich sehen werden - ach, da sind wir ja schon.«
Der Hubschrauber flog jetzt knapp über dem Wasser, und Grant sah vor sich eine felsige, zerklüftete Insel, die sich steil aus dem Meer erhob.
»Mann, das sieht ja aus wie Alcatraz«, sagte Malcolm.
Die bewaldeten Abhänge waren vom Nebel verhüllt, was der Insel ein geheimnisvolles Aussehen gab.
»Aber natürlich viel größer«, sagte Hammond zu Malcolm. »Fast dreizehn Kilometer lang und an der breitesten Stelle knapp fünf Kilometer breit, insgesamt gute 60 Quadratkilometer. Es ist damit das größte private Tierreservat in Nordamerika.«
Der Hubschrauber stieg wieder und flog auf die Nordspitze der Insel zu. Grant versuchte, durch den dichten Nebel hindurch etwas zu erkennen.
»Normalerweise ist der Nebel nicht so dicht«, sagte Hammond. Er klang besorgt.
An der Nordspitze der Insel waren die Hügel am höchsten, sie ragten bis zu 700 Meter aus dem Meer. Die Gipfel waren nebelverhüllt, aber Grant konnte zerklüftete Klippen und die dagegendonnernde Brandung erkennen. Der Hubschrauber stieg über die Hügel. »Leider«, sagte Hammond, »müssen wir auf der Insel

landen. Ich mag es nicht, weil es die Tiere stört. Und manchmal ist es auch ziemlich aufregend -«
Hammond verstummte, als der Pilot plötzlich sagte: »Beginnen jetzt den Sinkflug. Haltet euch fest, Leute.« Der Hubschrauber fing an zu sinken, und sofort waren sie vom Nebel eingehüllt. Grant hörte ein wiederholtes elektronisches Piepsen im Kopfhörer, sah aber zuerst gar nichts, bis er schließlich die grünen Äste von Kiefern ausmachen konnte, die ihre Spitzen durch den Nebel streckten. Einige der Äste waren sehr nahe. Der Hubschrauber sank weiter.
»Wie macht er das bloß?« fragte Malcolm, aber niemand antwortete.
Der Pilot drehte den Kopf nach links, dann nach rechts, immer den Wald im Auge. Die Bäume waren noch immer sehr nahe. Der Hubschrauber sank schnell.
»200 Meter... 150 Meter...«
»Mein Gott«, sagte Malcolm.
»100 Meter... 70 Meter...«
Das Piepsen wurde lauter. Grant sah den Piloten an. Er wirkte sehr konzentriert.
»30 Meter... 20...«
Grant sah durch die Plexiglaskuppel nach unten und entdeckte ein riesiges, fluoreszierendes Kreuz unter seinen Füßen. Das Kreuz war von Blinklichtern begrenzt. Der Pilot korrigierte leicht und setzte dann auf dem Heliport auf. Das Rotorengeräusch wurde leiser und verstummte schließlich ganz.
Grant seufzte und öffnete seinen Sicherheitsgurt.
»Wir mußten so schnell runter«, sagte Hammond. »Wegen der Turbulenzen. Hier auf dem Gipfel gibt's oft böse Turbulenzen und... Na, wir sind sicher gelandet.«
Jemand lief auf den Hubschrauber zu. Ein Mann mit einer Baseball-Kappe und roten Haaren. Er riß die Tür auf und rief fröhlich: »Hallo, ich bin Ed Regis. Willkommen auf der Isla Nublar. Bitte Vorsicht beim Aussteigen.«

Ein schmaler Pfad schlängelte sich den Hügel hinunter. Die Luft war kühl und feucht. Je tiefer sie kamen, desto dünner wurde der Nebel, und Grant konnte die Landschaft besser erkennen. »Sieht ja hier fast so aus wie an der nordwestlichen Pazifikküste«, sagte er. »Das stimmt«, sagte Regis. »Hier herrscht laubabwerfender Regenwald vor - ganz anders als die Vegetation auf dem costaricanischen Festland, wo es mehr klassischen Regenwald gibt. Aber das hier ist ein Mikroklima, das man nur in den Höhenlagen der Insel findet, an den Abhängen der nördlichen Hügel. Der Großteil der Insel ist tropisch.«

Weiter unten sahen sie die weißen Dächer großer Gebäude aus der Vegetation herauslugen. Grant war überrascht von der Größe der Anlage. Als sie den Nebel hinter sich gelassen hatten, konnte er die ganze Insel überblicken, die sich vor ihm nach Süden erstreckte. Wie Regis gesagt hatte, war sie vorwiegend von Regenwald bedeckt.

Im Süden bemerkte er einen einzelnen, gebogenen, gänzlich blattlosen Stamm, der sich hoch über die Palmen erhob. Dann bewegte sich der Stamm und drehte sich den Neuankömmlingen zu. Grant merkte, daß das alles andere als ein Baum war, was er da sah. Es war der anmutige, gebogene Hals eines riesigen Tiers, das sich beinahe 20 Meter in die Luft erhob.

Es war ein Dinosaurier.

Willkommen

»Mein Gott«, sagte Ellie leise. Sie waren alle mitten auf dem Pfad stehengeblieben und starrten das Tier über den Bäumen an. »Mein Gott.«

Ellie war vom ersten Augenblick an erstaunt über die Schönheit des Dinosauriers. Auf Abbildungen in Büchern wirkten diese Tiere

immer übergroß und plump, aber dieses Exemplar mit seinem langen Hals zeigte Würde, ja fast Anmut in seinen Bewegungen. Und es war schnell - keineswegs träge oder schwerfällig. Der Sauropode sah sie wachsam an und machte dann ein tiefes, trompetendes Geräusch, fast wie ein Elefant. Einen Augenblick später erhob sich ein zweiter Hals aus dem Blätterdach, dann ein dritter und ein vierter.
»Mein Gott«, sagte Ellie noch einmal.

Gennaro war sprachlos. Er wußte natürlich schon lange, was ihn hier erwartete - er wußte es seit Jahren -, aber er hatte irgendwie nie geglaubt, daß es Wirklichkeit werden würde, und jetzt, da er es tatsächlich vor sich hatte, war er sprachlos vor Staunen. Die furchteinflößende Macht der neuen Gentechnologie, die für ihn bis dahin nur eine Menge leerer Worte in einer überzogenen Verkaufskampagne gewesen war, diese Macht wurde ihm nun plötzlich bewußt. Diese Tiere waren so groß! Sie waren gigantisch, groß wie ein Haus! Und es waren so viele. Richtige, verdammt echte Dinosaurier. So wirklich, wie man es sich nur vorstellen konnte. Wir werden ein Vermögen mit dieser Insel verdienen, dachte Gennaro. Ein verdammtes Vermögen.
Und er hoffte inständig, daß die Insel wirklich sicher war.

Grant stand auf dem abschüssigen Hügelpfad, spürte den Nebel im Gesicht und starrte die grauen Hälse über den Palmen an. Ihm war schwindelig, so als sei der Abhang zu steil. Der Atem stockte ihm, denn er sah etwas, was er nie in seinem Leben erwartet hatte. Noch mehr als das: Er sah etwas, von dem er überzeugt gewesen war, daß er es nie sehen würde. Und doch sah er es.
Die Tiere im Nebel waren perfekte Apatosaurier, mittelgroße Sauropoden.
Trotz seiner Verblüffung gelangen Grant einige akademische Assoziationen: nordamerikanische Pflanzenfresser aus dem späten Jura, im allgemeinen auch Brontosaurier genannt; Entdeckung

durch E. D. Cope in Montana 1876. Weitere Funde in Morrison-Formationen in Colorado, Utah und Oklahoma. In jüngster Zeit von Berman und Mclntosh aufgrund der Schädelgestalt als Diplodocidae reklassifiziert. Man war traditionell der Ansicht, der Brontosaurier habe sich vorwiegend in flachem Wasser aufgehalten, um seine Körpermassen zusätzlich abzustützen. Dieses Tier stand ganz eindeutig nicht im Wasser, und doch bewegte es sich sehr schnell, Hals und Kopf waren über den Palmen sehr aktiv - überraschend aktiv.

Grant fing an zu lachen.

»Was ist denn?« fragte Hammond. »Stimmt etwas nicht?«

Grant schüttelte nur den Kopf und lachte weiter. Er konnte ihnen nicht erklären, daß er deshalb lachte, weil er das Tier zwar erst seit wenigen Sekunden beobachtete, es aber bereits als gegeben hinnahm und seine Beobachtungen zur Beantwortung lang ungeklärter Fragen benutzte.

Er lachte noch immer, als ein fünfter und ein sechster Hals über den Palmen auftauchten. Die Sauropoden beobachteten die Ankunft der Besucher. Grant erinnerten sie an zu groß geratene Giraffen: Sie hatten den gleichen freundlichen, ziemlich dümmlichen Blick.

»Ich nehme doch an, daß das keine elektronisch gesteuerten Puppen sind«, sagte Malcolm. »Sie wirken sehr lebensecht.«

»Das sind sie auch«, erwiderte Hammond. »Müssen sie ja wohl, oder?«

Aus der Entfernung hörten sie nun wieder das Trompeten. Zuerst kam es nur von einem Tier, dann fielen die anderen mit ein.

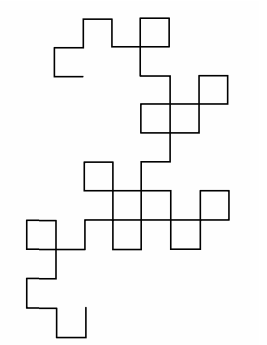
»Das ist ihr Ruf«, sagte Ed Regis. »Sie begrüßen uns auf der Insel.«

Grant hörte dem Trompeten einen Augenblick lang wie verzaubert zu.

»Sie wollen wahrscheinlich wissen, wie es jetzt weitergeht«, sagte Hammond und setzte sich wieder in Bewegung. »Wir haben eine Besichtigungstour aller Einrichtungen für Sie geplant und für etwas später am Nachmittag eine Rundfahrt durch den Park,

damit Sie die Dinosaurier sehen können. Ich werde Sie dann beim Abendessen wiedersehen und Ihnen alle noch offenen Fragen beantworten. Wenn Sie jetzt bitte Mr. Regis folgen...«
Ed Regis führte die Gruppe zum nächstgelegenen Gebäude. Ein Schild überspannte den Weg. WILLKOMMEN IM DlNOPARK stand in grob handgemalten Buchstaben darauf.

Dritte Iteration



»Bei nachfolgenden Darstellungen des Fraktals treten Details deutlicher zutage «
Ian Malcolm

DinoPark

Sie betraten einen grünen Tunnel aus überhängenden Palmen, der zum Hauptgebäude des Besuchertrakts führte. Ausgedehnte und raffiniert angelegte Bepflanzung verstärkte noch den Eindruck, daß sie in eine neue, eine prähistorische, tropische Welt eindrangen und die normale Welt hinter sich zurückließen.
»Die sehen ziemlich gut aus«, sagte Ellie zu Grant.
Ja«, entgegnete Grant. »Ich will sie mir aus der Nähe ansehen. Ich will ihre Pfoten hochheben und ihre Krallen untersuchen, ihre Haut berühren und ihre Mäuler aufmachen, um mir die Zähne anzusehen. Bevor ich das nicht getan habe, weiß ich noch gar nichts. Aber gut sehen sie schon aus «
»Ich vermute, das verändert Ihr Forschungsgebiet ein bißchen«, sagte Malcolm
Grant schüttelte den Kopf »Das verändert alles«, erwiderte er. Seit der Entdeckung der ersten gigantischen Tierknochen in Europa vor 150 Jahren war das Studium der Dinosaurier eine Übung in wissenschaftlicher Deduktion gewesen. Man grub Knochen aus, untersuchte die geologische Schicht, in der sie lagen, und versuchte mit Hilfe dieser wenigen Daten zu verstehen, wie diese längst ausgestorbenen Riesen eigentlich ausgesehen hatten. Paläontologie war im wesentlichen Detektivarbeit, war die Suche nach Hinweisen in den fossilen Knochen und den versteinerten Spuren dieser Tiere. Die besten Paläontologen waren diejenigen, die die besten Schlüsse ziehen konnten.
Alle großen Kontroversen in der Paläontologie wurden auf der

Basis deduktiver Theorien geführt - so auch der erbitterte Streit (bei dem Grant eine Schlüsselfigur war), ob die Dinosaurier Warmblüter gewesen seien.
Lange Zeit nämlich waren die Saurier in der Wissenschaft als Reptilien klassifiziert worden, kaltblütige Tiere also, die die Wärme, die sie zum Leben brauchen, aus der Umwelt beziehen; Säugetiere können die aufgenommene Nahrung in Körperwärme umwandeln, Reptilien dagegen nicht. Schließlich gelangten jedoch einige Wissenschaftler, allen voran John Ostrom und Robert Bakker aus Yale, zu der Ansicht, die Fossilienbefunde würden durch die Vorstellung, Dinosaurier seien träge, dumme Kaltblüter gewesen, nur unzureichend erklärt.
Ausgangspunkt für die Theorie dieser Wissenschaftler waren verschiedene Indizien, aus denen sie in klassisch deduktiver Tradition ihre Schlüsse zogen. Zunächst die Körperhaltung: Reptilien kriechen mit angewinkelten Beinen auf allen vieren, drücken sich wegen der Wärmeabstrahlung eng an den Boden; Echsen haben nicht die Kraft, länger als ein paar Sekunden auf ihren Hinterbeinen zu stehen. Die Dinosaurier dagegen standen auf gestreckten Beinen, einige sogar auf ihren Hinterläufen. Bei den heute auf der Erde lebenden Tieren kommt die aufrechte Haltung nur noch bei warmblütigen Säugetieren und bei Vögeln vor.
Als nächstes wandte man sich dem Stoffwechsel zu; die Wissenschaftler berechneten den Druck, der nötig gewesen sein muß, um Blut bis in den Kopf eines sechs Meter langen Brachiosauriers zu pumpen, und kamen zu dem Schluß, daß dies nur durch ein vierkammriges Warmblüterherz bewerkstelligt werden konnte. Weiterhin konnte aus der Untersuchung versteinerter Fußspuren gefolgert werden, daß Dinosaurier so schnell liefen wie ein Mensch, was ebenfalls warmes Blut nahelegte; schließlich fand man auch Dinosaurierüberreste nördlich des Polarkreises, in einer kalten Umgebung also, in der Reptilien unmöglich leben konnten; und zu guter Letzt ließen die neuen Studien über das Gruppenverhalten der Tiere, die sich vorwiegend auf Grants eige-

ne Arbeiten stützten, darauf schließen, daß Dinosaurier ein komplexes Sozialleben geführt und ihren Nachwuchs so aufgezogen haben, wie es bei Reptilien unbekannt ist: Schildkröten zum Beispiel lassen ihre Gelege im Stich, Dinosaurier taten das nicht. Die Kontroverse über die Warmblütigkeit dauerte 15 Jahre. Schließlich wurde die neue Sicht der Dinosaurier als schnelle, aktive Tiere allgemein akzeptiert, allerdings nicht ohne bleibende Animositäten. Bei Kongressen gab es immer wieder Kollegen, die nicht miteinander sprachen.
Aber jetzt, da man Dinosaurier klonen konnte...
Grants Forschungsgebiet würde sich über Nacht radikal verändern. Die paläontologische Betrachtung der Dinosaurier war am Ende. Und damit auch das gesamte Umfeld: die Museen mit ihren riesigen Skeletten und den lärmenden Schulkindern, die Universitätslabore mit ihren Knochenpräparaten, die Forschungsberichte und Fachzeitschriften.
»Besonders aufgeregt scheinen Sie aber nicht zu sein«, bemerkte Malcolm.
Grant schüttelte den Kopf. »Es war ja bereits in der Diskussion. Viele Leute konnten sich vorstellen, daß es dazu kommen würde. Nur nicht so bald.«
»Das ist die alte Crux unserer Spezies«, erwiderte Malcolm lachend. »Jeder sieht es kommen, nur nicht so bald.«
Als sie weitergingen, verschwanden die Dinosaurier aus ihrem Blickfeld, aber sie konnten sie in der Entfernung noch leise trompeten hören.
»Ich frage mich nur, wo sie die DNS herbekommen haben«, sagte Grant.
Er wußte, daß in Instituten in Berkeley, Tokio und London ernsthaft darüber nachgedacht wurde, ob es nicht möglich sei, ausgestorbene Tiere wie etwa die Dinosaurier zu klonen - vorausgesetzt, man konnte sich Dinosaurier-DNS beschaffen. Das Problem dabei war, daß von Dinosauriern nur Fossilien erhalten waren; denn die Fossilisierung zerstörte das Großteil der DNS und wandelte sie in

anorganische Materie um. Fand man allerdings einen gefrorenen, einen in einem Moor erhaltenen oder in einer Wüste mumifizierten Dinosaurier, konnte man von einem solchen durchaus DNS erhalten.
Aber bis jetzt hatte man weder gefrorene noch mumifizierte Dinosaurier entdeckt. Klonen war deshalb unmöglich. Es gab nichts, mit dem man klonen konnte. Die ganze moderne Gentechnologie war nutzlos. So, als hatte man einen Xerox-Kopierer, aber nichts, um es damit zu kopieren.
»Ich weiß«, sagte Ellie, »daß man keinen echten Dinosaurier reproduzieren kann, weil man keine echte Dinosaurier-DNS hat. Es geht einfach nicht.«
»Außer es gibt eine Möglichkeit, auf die wir noch nicht gekommen sind«, entgegnete Grant.
»Was zum Beispiel?« wollte Ellie wissen.
»Ich weiß auch nicht«, sagte Grant.
Gleich hinter einem Zaun kamen sie zu einem Swimmingpool, der sich über einige Wasserfälle in kleinere Felstümpel ergoß. Die Umgebung war mit riesigen Farnen bepflanzt. »Ist das nicht ganz außergewöhnlich?« fragte Ed Regis. »Vor allem an dunstigen Tagen schaffen diese Pflanzen eine wirklich prähistorische Atmosphäre. Das sind natürlich authentische Farne aus der Jurazeit.«
Ellie blieb stehen, um sich die Farne genauer anzusehen. Es stimmte, was Regis gesagt hatte: *Serenna veriformans*, eine Pflanze, die in über 200 Millionen Jahren alten Fossilienfunden häufig nachzuweisen war, die man aber jetzt nur noch in den Feuchtgebieten Brasiliens und Kolumbiens fand. Aber wer beschlossen hatte, gerade diese Pflanze am Beckenrand anzupflanzen, wußte nicht, daß die Sporen ein tödliches Alkaloid enthielten. Schon die Berührung der hübschen grünen Wedel machte einen krank, und ein Kind, das nur ein paar davon in den Mund nahm, würde mit ziemlicher Sicherheit sterben - das Gift war 50mal toxischer als das des Oleanders.
Die Leute sind ja so naiv, was Pflanzen angeht, dachte Ellie. Die

suchen sich Pflanzen nur nach dem Aussehen aus, so wie man ein Bild für eine Wand auswählt. Dabei denken sie gar nicht daran, daß Pflanzen lebende Wesen sind mit allen lebenswichtigen Funktionen wie Atmung, Verdauung, Ausscheidung, Fortpflanzung - und Verteidigung.
Ellie als Paläobotanikerin wußte, daß sich die Pflanzen im Verlauf der Erdgeschichte auf ähnlich kämpferische Weise entwickelt hatten wie die Tiere, manche sogar noch aggressiver. Das Gift der *Serenna veriformans* war nur ein Beispiel für das komplexe Arsenal chemischer Waffen, das die Pflanzen entwickelt hatten. Da gab es Terpene, die die Pflanzen absonderten, um den Boden zu vergiften und Konkurrenten aus der Nachbarschaft zu vertreiben; Alkaloide, die sie für Insekten, Raubtiere (und Kinder!) ungenießbar machten; und Pheromone, die zur Kommunikation dienten. Wenn eine Douglas-Tanne von Insekten angegriffen wurde, produzierte sie eine Fraßschutz-Chemikalie - und andere Douglas-Tannen in entfernten Teilen des Waldes folgten dem Beispiel. Es geschah als Reaktion auf die zur Warnung dienende Absonderung einer flüchtigen chemischen Verbindung durch die angegriffenen Bäume. Leute, die sich vorstellten, das Leben auf der Erde bestehe aus Tieren, die sich vor einem grünen Hintergrund bewegten, mißverstanden völlig, was sie vor Augen hatten. Der grüne Hintergrund war sehr lebendig. Pflanzen wuchsen und bewegten sich, sie drehten und wanden sich im Kampf um das Sonnenlicht. Und sie interagierten beständig mit den Tieren: Die einen vertrieben sie mit Rinde und Dornen, andere vergifteten sie, und wieder andere fütterten sie zum Vorteil ihrer eigenen Vermehrung, da die Tiere ihre Pollen und Samen verbreiteten. Es war ein komplexer, dynamischer Prozeß, der Ellie immer wieder faszinierte, und von dem sie wußte, daß die meisten Leute ihn einfach nicht verstanden. Falls man nun dieses Anpflanzen von tödlichen Farnen am Bekkenrand als Hinweis nehmen konnte, dann war klar, daß die Erbauer des DinoParks nicht so sorgfältig vorgegangen waren, wie sie es hätten tun sollen.

»Ist es nicht wunderbar?« fragte eben Ed Regis. »Da vorne sehen Sie das Safari-Hotel.« Ellie bemerkte ein imposantes, niederes Gebäude mit einer Reihe von Glaspyramiden auf dem Dach. »Dort werden Sie während Ihres Aufenthalts im DinoPark wohnen.«

Grants Suite war in Beigetönen gehalten, die Polster der Rattanmöbel zeigten grüne Dschungelmotive. Die Zimmer waren noch nicht ganz fertig; im Wandschrank stapelte sich Gerümpel, Isolierrohre lagen auf dem Boden. In einer Ecke stand ein Fernseher, und darauflag eine Karte:

Kanal 2: Hypsilophodonshochland
Kanal 3: Triceratopsidenterritorium
Kanal 4: Sauropodensumpf
Kanal 5: Fleischfresserfeld
Kanal 6: Stegosauriersüden
Kanal 7: Velociraptorenwildbahn
Kanal 8: Pterosaurierberg

Die Namen klangen in seinen Ohren auf eine irritierende Weise niedlich. Grant schaltete den Fernseher ein, bekam aber nur ein Flimmern zu sehen. Er schaltete ihn wieder aus, ging ins Schlafzimmer und warf seine Koffer auf das Bett. Direkt über dem Bett befand sich ein großes, pyramidenförmiges Oberlicht. Es erinnerte etwas an ein Zelt und gab einem das Gefühl, als würde man unter den Sternen schlafen. Leider war das Glas mit schweren Eisenstangen geschützt, die Streifenschatten auf das Bett warfen. Grant hielt inne. Er hatte die Pläne für das Hotel gesehen, aber an Eisenstäbe vor den Oberlichten konnte er sich nicht erinnern. Sie schienen auch eine ziemlich grobschlächtige Ergänzung zu sein. Ein schwarzer Stahlrahmen war über der Glaspyramide errichtet worden, die Eisenstangen waren an den Rahmen geschweißt. Verwundert ging Grant vom Schlafzimmer ins Wohnzimmer. Vom Fenster aus sah man auf den Swimmingpool hinaus.

»Übrigens, diese Farne sind giftig«, sagte Ellie, die eben ins Zimmer kam. »Ist dir an diesen Zimmern eigentlich etwas aufgefallen, Alan?«
»Sie haben die Pläne geändert.«
»Das Gefühl habe ich auch.« Sie ging durchs Zimmer. »Die Fenster sind klein. Das Glas ist gehärtet und in Stahlrahmen gefaßt, die Türen mit Stahlplatten verkleidet. Das sollte doch eigentlich gar nicht notwendig sein. Und hast du beim Hereinkommen den Zaun gesehen?«
Grant nickte. Die ganze Hotelanlage war mit einem Zaun aus dicken Stahlstangen umgeben. Der Zaun war geschickt der Landschaft angepaßt und mattschwarz angestrichen, so daß er aussah wie Schmiedeeisen, aber keine kosmetische Korrektur konnte die Stärke des Stahls verbergen oder seine Höhe von vier Metern.
»Ich glaube, der Zaun stand auch nicht in den Plänen«, sagte Ellie. »Für mich sieht das so aus, als hätten sie aus der Anlage hier eine Festung gemacht.«
Grant sah auf die Uhr. »Wir werden auf jeden Fall fragen warum«, sagte er. »Die Besichtigungstour beginnt in 20 Minuten.«

Als die Dinosaurier die Erde beherrschten

Sie trafen sich im Foyer des Besucherzentrums. Es war zwei Stockwerke hoch, eine Glaskonstruktion, die von nackten, schwarz eloxierten Trägern und Stützen gehalten wurde; in Grants Augen mehr als reichlich High-Tech.
Der Vortragssaal, den sie anschließend betraten, war relativ klein und wurde vom Robotermodell eines Tyrannosaurus Rex beherrscht, der sich drohend vor dem Eingang zu einem Ausstellungsbereich mit dem Schild ALS DIE DINOSAURIER WELT BEHERRSCHTEN aufrichtete. Dahinter waren noch andere Präsentatio-

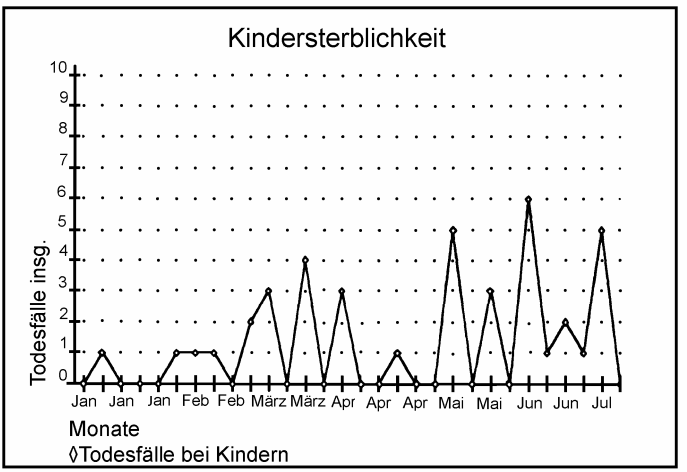
nen zu sehen WAS IST EIN DINOSAURIER? und die WELT DES MESOZOIKUMS. Aber die Exponate waren noch nicht fertig, überall auf dem Boden lagen Drähte und Kabel. Gennaro kletterte auf die Bühne. Als er zu Grant, Ellie und Malcolm zu sprechen begann, hallte seine Stimme ein wenig, Hammond saß im Hintergrund, die Arme vor der Brust verschränkt

»Wir werden jetzt gleich eine Führung durch die Anlagen erhalten«, sagte Gennaro »Ich bin mir sicher, daß Mr. Hammond und seine Mannschaft uns alles im besten Licht präsentieren werden. Bevor wir aufbrechen, möchte ich deshalb noch kurz besprechen, warum wir hier sind und welche Entscheidung ich treffen muß, bevor wir wieder abreisen können. Im wesentlichen handelt es sich hier um eine Insel, auf der gentechnisch produzierte Dinosaurier in einer naturähnlichen Parklandschaft ausgesetzt wurden. Der Park soll eine Touristenattraktion werden. Noch ist er für Besucher nicht geöffnet, in etwa einem Jahr wird es aber soweit sein.

Die Frage, die ich Ihnen nun stellen möchte, ist ganz einfach. Ist diese Insel sicher? Ist die Sicherheit von Besuchern gewährleistet und sind die Tiere so sicher verwahrt, daß sie nicht ausbrechen können? Oder haben bereits Tiere die Insel verlassen?«

Gennaro dämpfte das Licht im Saal »Wir haben hier zwei Indizien, mit denen wir uns beschäftigen müssen. Zum einen ist da Dr. Grants Identifikation eines bis dahin unbekannten Dinosauriers auf dem Festland von Costa Rica. Von diesem Dinosaurier existiert nur noch ein angefressenes Fragment. Es wurde im Juli dieses Jahres gefunden, nachdem das Tier angeblich ein amerikanisches Mädchen an einem Strand gebissen hat. Dr. Grant kann Ihnen darüber Genaueres berichten. Ich habe dafür gesorgt, daß dieses Fragment, das sich im Augenblick in einem Labor in New York befindet, zu uns eingeflogen wird, damit Sie und Dr. Grant es untersuchen können. Aber daneben gibt es noch ein zweites Indiz. Costa Rica besitzt ein ausgezeichnetes, modernes Gesundheitssystem, das auch umfangreiche medizinische Datensammlungen

unterhält. Im März gab es Berichte über Echsen, die Kleinkinder in ihren Bettchen bissen, und auch, wenn ich das hinzufügen darf, schlafende Erwachsene. Diese Echsenbisse wurden nur sporadisch gemeldet und ereigneten sich vorwiegend in den Küstendörfern zwischen Ismaloya und Puntarenas. In den folgenden Monaten gab es keine Berichte mehr über solche Bisse. Aber ich habe hier eine Grafik des Staatlichen Gesundheitsdienstes in San José über die Kindersterblichkeit in den Städten der Westküste im Verlauf dieses Jahres«



Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit auf zwei Besonderheiten dieser Grafik lenken«, fuhr Gennaro fort. »Zunächst ist die Kindersterblichkeit niedrig in den Monaten Januar und Februar, erreicht ihren Höhepunkt im März und sinkt im April wieder. Aber ab Mai ist sie wieder hoch, und zwar bis zum Juli, dem Monat, in dem das amerikanische Mädchen gebissen wurde. Der Staatliche Gesundheitsdienst hat nun den Eindruck, daß hier etwas vor sich geht, das die Kindersterblichkeit beeinflußt, das aber von dem medizinischen Personal in den Küstendörfern nicht gemeldet wird. Die

zweite Besonderheit sind diese eigenartigen zweiwöchentlichen Ausreißer, die darauf hinzudeuten scheinen, daß wir es hier mit einem alternierenden Phänomen zu tun haben.«
Das Licht wurde wieder heller. »Nun gut«, sagte Gennaro. »Das sind die beiden Hinweise, die ich gern erklärt haben möchte. Gibt es irgendwelche -«
»Wir können uns eine Menge Mühe sparen«, unterbrach ihn Malcolm. »Ich werde es Ihnen erklären.«
»Sie?« fragte Gennaro.
»Ja«, antwortete Malcolm. »Erstens haben einige Tiere mit Sicherheit die Insel verlassen.«
»Ach, Blödsinn«, knurrte Hammond im Hintergrund.
»Und zweitens hat die Grafik des Gesundheitsdienstes höchstwahrscheinlich nichts mit den entflohenen Tieren zu tun.«
Grant mischte sich ein: »Woher wissen Sie das?«
»Komplexe Systeme verhalten sich auf charakteristische Art und Weise«, erwiderte Malcolm. »Sie haben gesehen, daß sich im Verlauf der Grafik hohe und niedere Spitzen abwechseln. Das ist typisch für viele komplexe Systeme. Zum Beispiel Wasser, das aus einem Hahn tropft. Wenn Sie den Hahn nur wenig aufdrehen, erhalten Sie ein regelmäßiges tropf, tropf, tropf. Aber wenn Sie ihn ein wenig weiter aufdrehen, damit es zu Turbulenzen im Fluß kommt, erhalten Sie abwechselnd große und kleine Tropfen. Tropf tropf... tropf tropf... ungefähr so. Sie können es selbst ausprobieren. Ich verspreche Ihnen, daß es so sein wird. Turbulenzen produzieren diese Abwechslung - sie ist ein typisches Merkmal von Turbulenzen. So eine alternierende Grafik erhalten Sie zum Beispiel für die Ausbreitung einer neuen Krankheit in einer Gemeinschaft.«
»Aber warum sagen Sie, daß das Phänomen nicht von den entflohenen Dinosauriern verursacht wird?« fragte Grant.
»Weil es ein nichtlineares Merkmal ist«, antwortete Malcolm. »Man brauchte schon Hunderte von ausgebrochenen Dinosauriern, um so etwas zu bewirken. Und ich glaube nicht, daß Hunderte

ausgerissen sind. Also schließe ich, daß ein anderes Phänomen, vielleicht eine neue Abart der Grippe, für die Fluktuationen in dieser Grafik verantwortlich ist.«
Nun meldete sich Gennaro wieder zu Wort: »Sie sagten vorher, Sie seien überzeugt, daß Dinosaurier entkommen sind?«
»Ja. Absolut.«
»Und woher wissen Sie das?«
»Es wird deutlich aus dem, was Sie hier versuchen. Sehen Sie, diese Insel ist ein Versuch, Natur wiederzuerschaffen - eine natürliche Umwelt aus der Vergangenheit. Sie wollen eine isolierte Welt schaffen, in der ausgestorbene Lebewesen sich frei bewegen. Ist das korrekt?«
»Ja.«
»Aber meiner Meinung nach ist ein solches Unternehmen unmöglich. Was unter dem Strich herauskommt, ist so offensichtlich, daß man gar keine Berechnungen anzustellen braucht. Es ist ungefähr so, als wurde ich Sie fragen, ob ich bei einer Milliarde Dollar Einkommen Steuern zahlen muß. Sie brauchten dazu gar nicht Ihren Taschenrechner herauszuziehen, um es nachzuprüfen. Sie würden einfach wissen, daß ich steuerpflichtig bin. Und ähnlich sicher weiß ich, daß man Natur auf diese Art weder nachbauen kann, noch kann man hoffen, sie zu isolieren.«
»Warum nicht? Es gibt doch auch Zoos...«
»Zoos bauen die Natur nicht nach«, erwiderte Malcolm. »Darüber sollten wir uns im klaren sein. Zoos nehmen die Natur, die bereits vor Ort existiert, und verändern sie minimal, um Gehege für Tiere zu schaffen. Und sehr oft versagen sogar diese minimalen Veränderungen. Tiere entlaufen mit schöner Regelmäßigkeit. Ein Zoo ist kein Modell für diesen Park. Dieser Park versucht etwas viel Ehrgeizigeres. Etwas, das eher der Errichtung einer Raumstation auf der Erde ähnelt.«
Gennaro schüttelte den Kopf. »Ich verstehe das nicht.«
»Aber es ist doch sehr einfach. Bis auf die Luft, die frei strömt, will man doch alles in diesem Park isolieren. Nichts kann rein, nichts

kann raus. Die Tiere, die Sie hier halten, dürfen nie in das größere Ökosystem der Erde eindringen. Sie dürfen nie entfliehen.«
»Und das sind sie auch noch nie«, schnaubte Hammond.
»Eine solche Isolation ist unmöglich«, erwiderte Malcolm. »Eine solche Kontrolle ist unmöglich. So etwas ist nicht zu machen.«
»Es ist zu machen. Es wird die ganze Zeit gemacht.«
»Verzeihung«, sagte Malcolm, »aber Sie wissen nicht, wovon Sie reden.«
»Sie arroganter kleiner Scheißer«, fluchte Hammond. Er stand auf und verließ den Saal.
»Aber meine Herren, meine Herren!« rief Gennaro.
»Tut mir leid«, sagte Malcolm, »aber das ändert nichts an der Sachlage. Das, was wir Natur nennen, ist in Wirklichkeit ein komplexes System von einer viel größeren Differenziertheit, als wir es uns eingestehen wollen. Wir machen uns ein vereinfachtes Bild von der Natur, und dann verpfuschen wir sie. Also, ich bin kein vertrottelter Umweltfreak, aber wir müssen einfach begreifen, daß wir vieles nicht verstehen. Wie oft muß man das noch sagen? Wie oft müssen wir die Beweise noch sehen? Wir haben den Assuan-Staudamm gebaut und behauptet, er würde das Land zu neuem Leben erwecken. Statt dessen zerstört er das fruchtbare Nildelta, verursacht Parasitenbefall und ruiniert die ägyptische Wirtschaft. Wir haben den -«
»Entschuldigen Sie«, unterbrach ihn Gennaro. »Aber ich glaube, ich höre den Hubschrauber. Das ist wahrscheinlich das Fragment, das sich Dr.Grant ansehen soll.« Er ging zur Tür. Die anderen folgten ihm.

Gennaro stand am Fuß des Hügels und schrie über den Lärm des Hubschraubers hinweg. Die Adern an seinem Hals traten hervor. »*Was* haben Sie getan? *Wen* haben Sie eingeladen?«
»Immer mit der Ruhe«, sagte Hammond.
Aber Gennaro schrie weiter. »Verdammt noch mal, sind Sie denn wahnsinnig geworden?«

»Also hören Sie mal«, erwiderte Hammond und baute sich zornig vor ihm auf. »Ich glaube, ich muß da mal was klarstellen -«
»Nein«, unterbrach ihn Gennaro. »Sie müssen sich was klarmachen. Das ist keine verdammte Vergnügungsfahrt. Das ist kein Wochenendausflug -«
»Das hier ist *meine* Insel«, sagte Hammond, »und ich lade ein, wen ich will.«
»Das ist eine wichtige Inspektion der Insel, weil ihre Investoren befürchten, daß sie außer Kontrolle gerät. Wir halten sie für einen sehr gefährlichen Ort, und -«
»Sie werden sie mir nicht wegnehmen, Donald!«
»Ich werde, wenn ich es muß!«
»Die Insel ist sicher«, sagte Hammond, »egal, was dieser Scheißmathematiker behauptet!«
»Ist sie nicht!«
»Und ich werde beweisen, daß sie sicher ist!«
»Und ich will, daß Sie die beiden sofort wieder in den verdammten Hubschrauber setzen«, sagte Gennaro.
»Geht nicht mehr«, erwiderte Hammond und zeigte in die Luft. »Der ist schon wieder gestartet.« Und wirklich wurde das Rotorengerausch bereits schwächer.
»Verdammt«, fluchte Gennaro. »Sehen Sie denn nicht, daß Sie grundlos Risiken -«
»Ach was«, unterbrach ihn Hammond. »Reden wir später weiter. Ich will den Kindern keine Angst einjagen.«
Grant drehte sich um und sah Ed Regis mit zwei Kindern den Hügel herunterkommen. Es war ein etwa elfjähriger Junge mit Brille und ein jüngeres Mädchen, etwa sieben oder acht. Ihre blonden Haare steckten unter einer Baseballkappe der Mets, ein Baseballhandschuh hing ihr über der Schulter. Die beiden kamen flink den Weg vom Landeplatz heruntergelaufen und blieben in einiger Entfernung von Gennaro und Hammond stehen.
»O Gott«, flüsterte Gennaro kaum hörbar.
»Beruhigen Sie sich wieder«, sagte Hammond. »Die Eltern leben in

Scheidung, und ich will, daß sie sich am Wochenende etwas amüsieren.«
Das Mädchen winkte zögernd.
»Hallo, Opa«, rief sie. »Wir sind da.«

Die Besichtigungstour

Tim Murphy merkte sofort, daß etwas nicht stimmte. Sein Großvater stritt sich mit dem jüngeren, rotgesichtigen Mann ihm gegenüber. Und die anderen Erwachsenen, die dabeistanden, sahen verlegen und beunruhigt aus. Alexis mußte es auch bemerkt haben, denn sie wurde immer langsamer. Ihr Bruder mußte sie antreiben. »Geh weiter, Lex.«
»Geh doch selber weiter, Timmy.«
»Sei kein Frosch«, sagte er.
Lex drehte sich um und sah ihn böse an, doch in diesem Augenblick sagte Ed Regis fröhlich: »Ich werde euch allen Leuten vorstellen, und dann machen wir die Besichtigungstour.«
»Ich muß wohin«, quengelte Lex.
»Ich stelle dich als erstes vor«, sagte Ed Regis.
»Nein, ich muß wohin.«
Aber Ed Regis war bereits bei der Vorstellung. Als erstes kam Opa dran, der beiden einen Kuß gab, und dann der Mann, mit dem er sich gestritten hatte. Er war muskulös und hieß Gennaro. Die anderen Namen vergaß Tim sofort wieder. Da war eine junge Frau in Shorts und ein Mann mit einem Bart, der Jeans und ein Hawaii-Hemd trug. Er sah aus wie einer, der die meiste Zeit draußen verbringt. Dann war da ein fetter Collegetyp, der irgend etwas mit Computern zu tun hatte, und schließlich ein dünner Mann ganz in Schwarz, der ihnen nicht die Hand gab, sondern nur kurz nickte. Tim war gerade dabei, Ordnung in seine Eindrücke zu bringen und

starrte die Beine der blonden Frau an, als ihm plötzlich einfiel, daß er den Mann mit dem Bart kannte.
»Du hast den Mund offen«, sagte Lex.
»Ich kenne den da«, erwiderte Tim.
»Klar doch. Du hast ihn ja grade kennengelernt.«
»Nein«, sagte Tim. »Ich habe ein Buch von ihm.«
»Was für ein Buch, Tim?« fragte der bärtige Mann.
»*Die verlorene Welt der Dinosaurier*«, antwortete Tim.
Alexis kicherte. »Daddy meint, Tim hat nur Dinosaurier im Kopf«, sagte sie.
Tim beachtete sie nicht. Er überlegte, was er über Alan Grant wußte. Alan Grant war einer der wichtigsten Vertreter der Theorie, daß Dinosaurier Warmblüter seien, und er leitete Ausgrabungen an dem sogenannten Eierhügel in Montana, der berühmt war, weil man dort so viele Dinosauriereier gefunden hatte. Professor Grant hatte die meisten der Dinosauriereier ausgegraben, die man je gefunden hatte. Außerdem war er ein guter Illustrator und zeichnete die Bilder für seine Bücher selber.
»Nur Dinosaurier im Kopf?« wiederholte der bärtige Mann. »Na, um ehrlich zu sein, ich habe das gleiche Problem.«
»Dad meint, daß Dinosaurier echt blöd sind«, sagte Lex. »Er sagt, Tim soll mehr an die frische Luft und Sport treiben.«
Tim wurde verlegen. »Ich hab gedacht, du mußt wohin.«
»Gleich«, erwiderte Lex.
»Ich hab gedacht, du hast es so eilig.«
»Das weiß ich doch selber am besten, oder, Timothy?« sagte sie und stemmte die Hände in die Hüften, wie sie es von ihrer Mutter kannte. Dieses Nachmachen ärgerte Tim sehr.
»Wißt ihr was«, sagte Ed Regis, »jetzt gehen wir alle zum Besucherzentrum hinüber, und dann können wir mit der Besichtigung beginnen.« Die Gruppe setzte sich in Bewegung. Tim hörte Gennaro leise zu seinem Großvater sagen: »Dafür könnte ich Sie umbringen.« Als er den Kopf hob, sah er, daß Dr. Grant neben ihm ging. »Wie alt bist du, Tim?«

»Elf.«
»Und wie lange interessierst du dich schon für Dinosaurier? fragte Grant.
Tim schluckte. »Schon eine ganze Weile«, sagte er. Es machte ihn nervös, mit Dr. Grant zu reden. »Wir gehen manchmal in Museen, wenn ich die Familie dazu überreden kann. Meinen Vater.«
»Dein Vater interessiert sich nicht besonders dafür?«
Tim schüttelte den Kopf und erzählte Grant vom letzten Besuch im Naturkundlichen Museum. Sein Vater hatte sich ein Skelett angesehen und gesagt: »Das ist aber groß.«
»Nein, Dad«, erwiderte Tim. »Das ist nur ein mittelgroßes, von einem Camptosaurier.«
»Ach, ich weiß nicht. Für mich sieht das ziemlich groß aus.«
»Der war aber noch nicht mal ganz ausgewachsen.«
Sein Vater warf dem Skelett einen argwöhnischen Blick zu. »Von wann ist es, aus dem Jura?«
»O Mann, nein. Aus der Kreidezeit.«
»Kreidezeit? Was ist der Unterschied zwischen Kreidezeit und Jura?«
»Nur ungefähr 100 Millionen Jahre«, erwiderte Tim.
»Und die Kreidezeit war früher?«
»Nein, Dad. Jura war früher.«
»Na ja«, sagte sein Vater und trat einen Schritt zurück. »Für mich sieht das auf jeden Fall ziemlich groß aus.« Er drehte sich Bestätigung heischend zu Tim um. Und Tim wußte, daß er seinem Vater besser zustimmte. Also murmelte er nur irgendwas, und sie gingen zum nächsten Ausstellungsstück.
Tim hatte damals sehr lange vor einem anderen Skelett gestanden, einem Tyrannosaurus Rex, dem gewaltigsten Raubtier, das es je auf der Erde gab. Schließlich sagte sein Vater: »Was schaust du dir denn so intensiv an?«
»Ich zähle die Wirbel«, antwortete Tim.
»Die Wirbel?«
»Am Rückgrat.«

»Ich weiß, was Wirbel sind«, entgegnete sein Vater verärgert.
Dann stand er noch eine Weile da und fragte schließlich: »Und warum zählst du sie?«
»Ich glaube, da stimmt was nicht. Tyrannosaurier sollten eigentlich nur 37 Schwanzwirbel haben. Der hat mehr.«
»Willst du mir einreden«, sagte sein Vater, »daß im Naturkundlichen Museum ein Skelett steht, mit dem was nicht stimmt? Das glaub ich einfach nicht.«
»Es stimmt nicht«, erwiderte Tim.
Sein Vater marschierte wütend zu einem Aufseher in der Ecke.
»Was hast du denn jetzt wieder angestellt?« fragte seine Mutter Tim.
»Gar nichts«, antwortete er. »Ich hab nur gesagt, daß mit dem Dinosaurier was nicht stimmt, das ist alles.«
Doch dann kam sein Vater mit einem komischen Gesichtsausdruck wieder zurück, weil der Aufseher ihm natürlich bestätigt hatte, daß der Tyrannosaurus Rex zu viele Schwanzwirbel habe.
»Woher hast du das gewußt?« fragte sein Vater ihn.
»Ich hab's gelesen.«
»Das ist ja erstaunlich, mein Sohn«, sagte sein Vater, legte ihm die Hand auf die Schulter und drückte sie. »Du weißt, wieviel Wirbel zu so einem Schwanz gehören. So was ist mir noch nicht untergekommen. Du hast wirklich nur Dinosaurier im Kopf.«
Und dann hatte Lex gesagt, sie müsse auf die Toilette, und sein Vater sagte, er wolle sich noch die zweite Halbzeit vom Spiel der Mets im Fernsehen anschauen, und deshalb verließen sie das Museum. So konnte Tim sich die anderen Dinosaurier nicht mehr ansehen, obwohl sie doch extra deswegen gekommen waren. Aber so lief es eben in seiner Familie.

So war es früher in seiner Familie gelaufen, korrigierte sich Tim. Jetzt, da sich Vater von Mutter scheiden ließ, würde wahrscheinlich alles ganz anders werden. Sein Vater war schon ausgezogen, und obwohl es am Anfang ziemlich komisch war, gefiel es Tim

eigentlich gar nicht schlecht. Er glaubte, daß seine Mutter einen Freund hatte, aber er war sich nicht sicher, und vor Lex würde er es natürlich nie erwähnen. Lex hatte die Trennung von ihrem Vater sehr mitgenommen, und in den letzten Wochen war sie so unausstehlich geworden, daß -
»War das vielleicht 5.027?« fragte Grant.
»Wie bitte?« entgegnete Tim.
»Der Tyrannosaurier im Museum. War das die Nummer 5.027?«
»Ja«, antwortete Tim. »Woher haben Sie das gewußt?«
Grant lächelte. »Seit Jahren reden die im Museum davon, es zu korrigieren. Aber jetzt kommt's wahrscheinlich gar nicht mehr dazu.«
»Warum?«
»Wegen dem, was hier los ist«, sagte Grant. »Auf der Insel deines Großvaters.«
Tim schüttelte den Kopf. Er verstand nicht, was Grant meinte. »Meine Mom hat gesagt, es ist einfach ein Urlaubszentrum, mit Schwimmen und Tennis.«
»Nicht ganz«, entgegnete Grant. »Ich erklär's dir unterwegs.«

Verdammt, jetzt darf ich auch noch den Babysitter spielen, dachte Ed Regis und tippte ungeduldig mit dem Fuß auf den Boden, während er im Besucherzentrum wartete. Genau das hatte der Alte ihm gesagt: »Sie passen auf die Kinder auf wie ein Falke! Über das Wochenende sind Sie für sie verantwortlich.«
Ed Regis gefiel das überhaupt nicht. Er fühlte sich zurückgesetzt. Schließlich war er verdammt noch mal kein Babysitter. Und was das anging, war er auch kein verdammter Touristenführer, nicht einmal für VIPs. Er war Leiter der PR-Abteilung des DinoParks, und in dem Jahr bis zur Eröffnung hatte er noch mehr als genug zu tun. Schon allein die Koordination zwischen den PR-Firmen in San Francisco und London und den Agenturen in Tokio nahm ihn voll in Anspruch - vor allem, weil man den Agenturen noch nicht sagen konnte, worin die eigentliche Attraktion dieses Touristenzen-

trums bestand. Sie entwickelten alle nur Lockkampagnen, nichts Konkretes, und sie waren unglücklich darüber. Kreative Leute brauchten eben Material. Und sie brauchten immer wieder Anreize, damit sie ihr Bestes gaben. Da konnte Ed Regis keine Zeit damit vergeuden, Wissenschaftler durch den Park zu führen.
Aber das war ja das Problem mit einer Karriere im PR-Bereich - niemand nahm einen für voll. Regis war in den letzten sieben Monaten schon so oft auf der Insel gewesen, und noch immer wies man ihm Handlangerdienste zu. Wie dieser Vorfall im Januar. Harding hätte sich darum kümmern sollen. Harding oder Owens, der Bauunternehmer. Statt dessen war es an Ed Regis hängengeblieben. Was wußte er denn schon, was man mit verletzten Arbeitern tun sollte? Und jetzt war er auch noch Touristenführer und Babysitter. Er drehte sich um und zählte die Köpfe. Es fehlte noch immer jemand.
Schließlich sah er im Hintergrund Dr. Sattler aus der Toilette kommen.
»Also gut, Leute, dann wollen wir mit unserer Besichtigung im ersten Stock beginnen.«

Tim und die anderen folgten Mr. Regis über eine schwarze Freitreppe in den ersten Stock des Gebäudes. Sie kamen an einem Schild vorbei, auf dem stand:

SPERRBEREICH
AB HIER FÜR UNBEFUGTE KEIN ZUTRITT

Tim packte Spannung, als er das Schild sah. Sie gingen den Korridor im ersten Stock entlang. Eine Wand war ganz aus Glas; man sah auf einen Balkon hinaus, auf dem, von feinen Nebelschwaden umweht, Palmen standen.
Auf der gegenüberliegenden Seite befanden sich beschriftete Türen, wie zu Büros: PARKAUFSICHT... BESUCHERSERVICE... GESCHÄFTSLEITUNG...

Etwa nach der Hälfte des Korridors kamen sie zu einer Glasabtrennung mit einem weiteren Schild:

BIOGEFAHR
VORSICHT
BIOLOGISCHE GEFAHR
Dieses Labor entspricht USG P4/ EK3
der Genetikprotokolle

Darunter waren noch weitere Schilder zu sehen:

VORSICHT
TERATOGENE STOFFE
GEFAHR DER MISSBILDUNG
Keine schwangeren Frauen in diesem Bereich!

GEFAHR
Anwendung von radioaktiven Isotopen
Karzinogenes Potential

Tim wurde immer aufgeregter. Stoffe, die Monster produzierten! Er war sehr gespannt und deshalb auch sehr enttäuscht, als er Ed Regis sagen hörte: »Achten Sie nicht auf die Schilder. Die haben

wir nur aus rechtlichen Gründen aufgehängt. Ich kann Ihnen versichern, daß Ihnen absolut nichts passieren wird.« Er führte sie durch die Tür. Auf der anderen Seite stand ein Wachposten. Ed Regis wandte sich an die Gruppe: »Sie haben vielleicht schon bemerkt, daß wir auf der Insel nur ein Minimum an Personal haben. Wir können die Anlage mit insgesamt 20 Leuten in Betrieb halten. Natürlich werden mehr Leute hier sein, wenn Besucher kommen, aber im Augenblick sind es nur 20. Hier ist unser Kontrollraum. Der gesamte Park wird von hier aus überwacht.« Vor einem Fenster zu einem abgedunkelten Raum, der wie eine kleinere Version des NASA-Kontrollzentrums aussah, blieben sie stehen. Man erkannte eine vertikale, gläserne Karte des Parks und direkt gegenüber eine Reihe leuchtender Computerkonsolen. Einige der Bildschirme zeigten Daten, die meisten jedoch Videobilder des Parks. Nur zwei Personen standen in dem Raum und unterhielten sich.
»Der Mann links ist unser Cheftechniker, John Arnold«, sagte Regis und zeigte auf einen schlanken Mann in einem kurzärmeligen Hemd mit Button-down-Kragen und Krawatte. Arnold rauchte eine Zigarette.
»Und neben ihm unser Parkaufseher, Mr. Robert Muldoon, der berühmte weiße Jäger aus Nairobi.« Muldoon war ein stämmiger Mann in Khaki. Eine Sonnenbrille lugte aus seiner Hemdtasche. Er warf der Gruppe einen flüchtigen Blick zu, nickte kurz und beschäftigte sich dann wieder mit den Computermonitoren. »Ich bin sicher, daß Sie neugierig auf diesen Raum sind«, sagte Ed Regis. »Aber zuerst wollen wir uns ansehen, wie wir unsere Dinosaurier-DNS bekommen.«

Auf dem Schild an der Tür stand EXTRAKTIONEN, und wie alle anderen Türen im Laborgebäude ließ sie sich nur mit einer Codekarte öffnen. Ed Regis steckte seine Karte in den Schlitz, das Licht blinkte auf, und die Tür öffnete sich.
Dahinter sah Tim einen kleinen, in grünes Licht getauchten

Raum. Vier Techniker in Laborkitteln spähten in doppelläufige Stereomikroskope oder betrachteten Bilder auf hochauflösenden Videobildschirmen. Überall lagen gelbe Steine umher, auf Glasregalen, in Kartons oder großen herausziehbaren Schubladen. Jeder Stein war etikettiert und mit schwarzer Tinte beschriftet.
Regis stellte der Besuchergruppe Henry Wu vor, einen großen schlanken Mann Mitte 30, der Geduld und Ruhe ausstrahlte.
»Dr. Wu ist unser Chefgenetiker. Er soll Ihnen erklären, was wir hier tun.«
Henry Wu lächelte. »Ich werd's zumindest mal versuchen«, sagte er. »Genetik ist ein bißchen kompliziert. Sie fragen sich wahrscheinlich, wo unsere Dinosaurier-DNS herkommt.«
»Die Frage schoß mir kurz durch den Kopf«, sagte Grant.
»Genaugenommen«, erklärte Wu, »gibt es zwei mögliche Quellen. Mit Hilfe der Methode der Antikörperextraktion nach Loy erhalten wir manchmal DNS direkt aus Dinosaurierknochen.«
»Mit welcher Ausbeute?« fragte Grant.
»Nun, ein Großteil der löslichen Proteine wird während der Versteinerung ausgefällt, aber durch Pulverisierung der Knochen und Anwendung von Loys Verfahren lassen sich etwa 20 Prozent der Proteine gewinnen. Dr. Loy selbst hat es angewandt, um Proteine von ausgestorbenen australischen Beuteltieren und Blutzellen aus Überresten von Urmenschen zu gewinnen. Sein Verfahren ist so verfeinert, daß er mit nur 50 Nanogramm Material auskommt. Das ist der 50milliardste Teil eines Gramms.«
»Und Sie haben hier sein Verfahren übernommen?« fragte Grant.
»Nur als unterstützende Maßnahme«, erwiderte Wu. »Wie Sie sich vorstellen können, reichen 20 Prozent für unsere Arbeit nicht aus. Wir brauchen den gesamten DNS-Strang eines Dinosauriers, um klonen zu können. Und den bekommen wir von dem da.« Er hielt einen der gelben Steine hoch. »Aus Bernstein - dem versteinerten Harz prähistorischer Bäume.«
Grant sah Ellie an, dann Malcolm.
»Ganz schon clever«, sagte Malcolm und nickte.

»Ich versteh's immer noch nicht«, gab Grant zu.
»Baumsaft«, erläuterte Wu, »tropft häufig auf Insekten und schließt sie ein. Die Insekten sind dann in dieser Versteinerung vollkommen erhalten. Man findet alle möglichen Insekten in Bernstein - darunter auch stechende Insekten, die bei größeren Tieren Blut gesaugt haben.«
»Blut gesaugt«, wiederholte Grant nachdenklich. Dann blieb ihm vor Überraschung der Mund offen stehen. »Sie meinen, das Blut von Dinosauriern...«
»Ja, darauf hoffen wir immer.«
»Und dann werden die Insekten in Bernstein konserviert...«
Grant schüttelte den Kopf. »Na verdammt - das könnte ja wirklich funktionieren.«
»Ich kann Ihnen versichern, es funktioniert«, sagte Wu. Er ging zu einem der Mikroskope, wo ein Techniker ein Stück Bernstein mit einer eingeschlossenen Fliege auf den Objektträger legte. Auf dem Videomonitor sahen sie dann, wie er eine lange Nadel durch den Bernstein und in den Brustkorb der prähistorischen Fliege stach.
»Wenn dieses Insekt fremde Blutzellen in sich trägt, können wir sie möglicherweise extrahieren und so Paläo-DNS, die DNS eines ausgestorbenen Tieres, gewinnen. Sicher wissen wir das natürlich erst, wenn wir das gesamte Blut extrahiert, repliziert und untersucht haben. Und genau das tun wir seit inzwischen fünf Jahren. Es war eine lange, mühevolle Arbeit, aber sie hat sich gelohnt. Im Grunde genommen ist Dinosaurier-DNS mit diesem Verfahren leichter zu extrahieren als die DNS von Säugetieren. Denn die roten Blutkörperchen von Säugetieren haben keinen Zellkern und enthalten deshalb auch keine DNS. Um ein Säugetier klonen zu können, muß man weiße Blutkörperchen finden, und die sind viel seltener als rote. Aber Dinosaurier hatten rote Blutkörperchen mit Zellkern, wie unsere modernen Vögel. Das ist nur einer der vielen Hinweise darauf, daß Dinosaurier eigentlich gar keine Reptilien sind. Sie sind große, ledrige Vögel.«

Tim bemerkte, daß Dr.Grant immer noch skeptisch dreinsah, während Dennis Nedry, der schmuddelige Dicke, total desinteressiert tat, so als wüßte er schon alles. Er blickte immer wieder ungeduldig zum nächsten Raum.

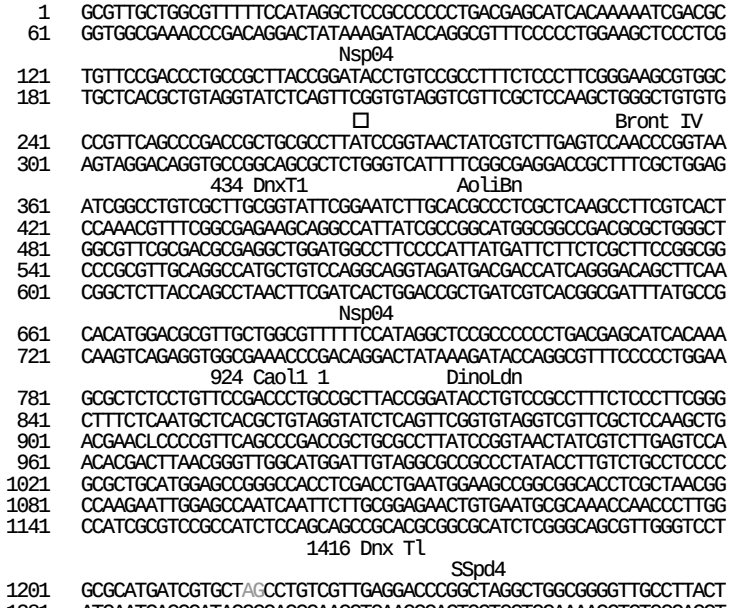
»Ich sehe, daß Mr. Nedry bereits die nächste Phase unserer Arbeit entdeckt hat«, sagte Wu. »Wie wir nämlich die DNS, die wir extrahiert haben, identifizieren. Dafür benutzen wir leistungsstarke Computer.«

Durch eine Schiebetür gelangten sie in einen klimatisierten Raum. In der Mitte des Raums standen zwei mannshohe Türme, an den Wänden reihten sich hüfthohe Kästen aus rostfreiem Stahl aneinander. »Das ist unser High-Tech-Waschsalon. Die Kästen an der Wand sind die Hoods, die automatischen Gensequenzierer. Gesteuert werden sie, mit sehr hoher Geschwindigkeit, von den Cray-XMP-Supercomputern, das sind die Türme da in der Mitte. Im Prinzip stehen Sie mitten in einer unglaublich leistungsstarken Genfabrik.«

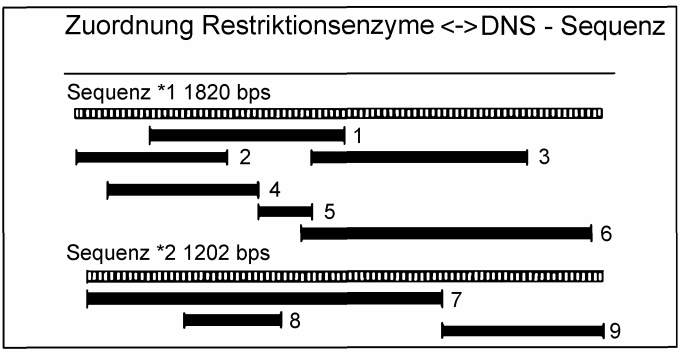
Es gab verschiedene Monitore, auf denen die Bilder mit einer solchen Geschwindigkeit abliefen, daß man kaum erkennen konnte, was sie zeigten. Wu drückte einen Knopf und verlangsamte die Durchlaufgeschwindigkeit eines Monitors.

```
   1  GCGTTGCTGG  CGTTTTTCCA  TAGGCTCCGC  CCCCCTGACG  AGCATCACAA  AAATCGACGC
  61  GGTGGCGAAA  CCCGACAGGA  CTATAAAGAT  ACCAGGCGTT  TCCCCCTGGA  AGCTCCCTCG
 121  TGTTCCGACC  CTGCCGCTTA  CCGGATACCT  GTCCGCCTTT  CTCCCTTCGG  GAAGCGTGGC
 181  TGCTCACGCT  GTAGGTATCT  CAGTTCGGTG  TAGGTCGTTC  GCTCCAAGCT  GGGCTGTGTG
 241  CCGTTCAGCC  CGACCGCTGC  GCCTTATCCG  GTAACTATCG  TCTTGAGTCC  AACCCGGTAA
 301  AGTAGGACAG  GTGCCGGCAG  CGCTCTGGGT  CATTTTCGGC  GAGGACCGCT  TTCGCTGGAC
 361  ATCGGCCTGT  CGCTTGCGGT  ATTCGGAATC  TTGCACGCCC  TCGCTCAAGC  CTTCGTCACT
 421  CCAAACGTTT  CGGCGAGAAG  CAGGCCATTA  TCGCCGGCAT  GGCGGCCGAC  GCGCTGGGCT
 481  GGCGTTCGCG  ACGCGAGGCT  GGATGGCCTT  CCCCATTATG  ATTCTTCTCG  CTTCCGGCGG
 541  CCCGCGTTGC  AGGCCATGCT  GTCCAGGCAG  GTAGATGACG  ACCATCAGGC  ACAGCTTCAA
 601  CGGCTCTTAC  CAGCCTAACT  TCGATCACTG  GACCGCTGAT  CGTCACGGCG  ATTTATGCCG
 661  CACATGGACG  CGTTGCTGGC  GTTTTTCCAT  AGGCTCCGCC  CCCCTGACGA  GCATCACAAA
 721  CAAGTCAGAG  GTGGCGAAAC  CCGACAGGAC  TATAAAGATA  CCAGGCGTTT  CCCCCTGGAA
 781  GCGCTCTCCT  GTTCCGACCC  TGCCGCTTAC  CGGATACCTG  TCCGCCTTTC  TCCCTTCGGG
 841  CTTTCTCAAT  GCTCACGCTG  TAGGTATCTC  AGTTCGGTCT  AGGTCGTTCG  CTCCAAGCTG
 901  ACGAACCCCC  CGTTCAGCCC  GACCGCTGCG  CCTTATCCGC  TAACTATCGT  CTTGAGTCCA
 961  ACACGACTTA  ACGGGTTGGC  ATGGATTGTA  GGCGCCGCCC  TATFCCTTGT  CTGCCTCCCC
1021  GCGGTGCATG  GAGCCGGGCC  ACCTCGACCT  GAATGGAAGC  CGGCGGCACC  TCGCTAACGG
1081  CCAAGAATTG  CAGCCAATCA  ATTCTTGCGG  AGAACTGTGA  ATGCGCAAAC  CAACCCTTGG
1141  CCATCGCGTC  CGCCATCTCC  AGCAGCCGCA  CGCGGCGCAT  CTCGGGCAGC  GTTGGGTCCT
1201  GCGCATGATC  GTGCT >< CCTGTCGTTG   AGGACCCGGC   TAGGCTGGCG  GGGTTGCCTT
1281  AGAATGAATC  ACCGATACGC  GAGCGAACGT  GAAGCGACTG  CTGCTGCAAA  ACGTCTGCGA
1341  AACATGAATG  GTCTTCGGTT  TCCGTGTTTC  GTAAAGTCTG  GAAACGCGGA  AGTCAGCGCC
```

»Hier haben wir die genaue Struktur eines kleinen Teils der Dinosaurier-DNS«, sagte Wu. »Sie sehen, daß sich die Sequenz aus vier Grundbestandteilen zusammensetzt, vier Basen - Adenin, Thymin, Guanin und Cytosin. Dieser Ausschnitt aus der DNS enthält möglicherweise Anweisungen für den Aufbau eines einzelnen Proteins, etwa eines Hormons oder Enzyms. Das gesamte DNS-Molekül enthält drei Milliarden dieser Basen. Wenn wir eine solche Bildschirmseite nur eine Sekunde ansehen würden, und das acht Stunden pro Tag, würde es trotzdem über zwei Jahre dauern, bis wir einen ganzen DNS-Strang gesehen haben. So groß ist der.« Er zeigte auf das Bild. »Das ist ein typisches Bild, weil die DNS einen Fehler hat, wie Sie sehen, hier unten in Zeile 1201. Ein Großteil der DNS, die wir extrahieren, ist zerstückelt oder unvollständig. Zuallererst müssen wir sie also reparieren - oder genauer, der Computer tut das. Er zerschneidet die DNS unter Benutzung von Restriktionsenzymen, wie wir sie nennen. Er wählt dabei eine Reihe von Enzymen aus, die dazu geeignet sind.«



»Hier sehen Sie denselben Ausschnitt der DNS; die Stellen, an denen die Restriktionsenzyme angreifen, sind hier allerdings bereits markiert. Wie Sie sehen, schneidet je ein Enzym auf einer Seite der Schadstelle. Normalerweise lassen wir den Computer entscheiden, welches er verwendet. Wir müssen aber darüber hinaus wissen, welche Basenpaare wir einfügen sollen, um den Schaden zu reparieren. Dafür müssen wir verschiedene Schnittstücke einander zuordnen, etwa so:« Er zeigte auf den Monitor.
»Jetzt suchen wir ein DNS-Fragment, das sich mit der Schadstelle überschneidet und das uns sagen wird, was fehlt. Wie Sie sehen, finden wir es und können so die Reparatur durchführen. Die dunklen Balken, die Sie da sehen, sind Restriktionsfragmente -



kleine Ausschnitte der Dinosaurier-DNS, die von Enzymen aufgebrochen und analysiert werden. Der Computer setzt sie jetzt wieder zusammen, indem er nach sich überschneidenden Teilstücken des Codes sucht. Es ist ein bißchen wie bei einem Puzzle. Aber der Computer erledigt das alles sehr schnell.«

```
   1    GCGTTGCTGGCGTTTTTCCATAGGCTCCGCCCCCCTGACGAGCATCACAAAAATCGACGC
  61    GGTGGCGAAACCCGACAGGACTATAAAGATACCAGGCGTTTCCCCCTGGAAGCTCCCTCG
 121    TGTTCCGACCCTGCCGCTTACCGGATACCTGTCCGCCTTTCTCCCTTCGGGAAGCGTGGC
 181    TGCTCACGCTGTAGGTATCTCAGTTCGGTGTAGGTCGTTCGCTCCAAGCTGGGCTGTGTG
 241    CCGTTCAGCCCGACCGCTGCGCCTTATCCGGTAACTATCGTCTTGAGTCCAACCCGGTAA
 301    AGTAGGACAGGTGCCGGCAGCGCTCTGGGTCATTTTCGGCGAGGACCGCTTTCGCTGGAG
 361    ATCGGCCTGTCGCTTGCGGTATTCGGAATCTTGCACGCCCTCGCTCAAGCCTTCGTCACT
 421    CCAAACGTTTCGGCGAGAAGCAGGCCATTATCGCCGGCATGGCGGCCGACGCGCTGGGCT
 481    GGCGTTCGCGACGCGAGGCTGGATGGCCTTCCCCATTATGATTCTTCTCGCTTCCGGCGG
 541    CCCGCGTTGCAGGCCATGCTGTCCAGGCAGGTAGATGACGACCATCAGGGACAGCTTCAA
 601    CGGCTCTTACCAGCCTAACTTCGATCACTGGACCGCTGATCGTCACGGCGATTTATGCCG
 661    CACATGGACGCGTTGCTGGCGTTTTTCCATAGGCTCCGCCCCCCTGACGAGCATCACAAA
 721    CAAGTCAGAGGTGGCGAAACCCGACAGGACTATAAAGATACCAGGCGTTTCCCCCTGGAA
 781    GCGCTCTCCTGTTCCGACCCTGCCGCTTACCGGATACCTGTCCGCCTTTCTCCCTTCGGG
 841    CTTTCTCAATGCTCACGCTGTAGGTATCTCAGTTCGGTGTAGGTCGTTCGCTCCAAGCTG
 901    ACGAACCCCCCGTTCAGCCCGACCGCTGCGCCTTATCCGGTAACTATCGTCTTGAGTCCA
 961    ACACGACTTAACGGGTTGGCATGGATTGTAGGCGCCGCCCTATACCTTGTCTGCCTCCCC
1021    GCGGTGCATGGAGCCGGGCCACCTCGACCTGAATGGAAGCCGGCGGCACCTCGCTAACGG
1081    CCAAGAATTGGAGCCAATCAATTCTTGCGGAGAACTGTGAATGCGCAAACCAACCCTTGG
1141    CCATCGCGTCCGCCATCTCCAGCAGCCGCACGCGGCGCATCTCGGGCAGCGTTGGGTCCT
1201    GCGCATGATCGTGCTAGCCTGTCGTTGAGGACCCGGCTAGGCTGGCGGGGTTGCCTTACT
1281    ATGAATCACCGATACGCGAGCGAACGTGAAGCGACTGCTGCTGCAAAACGTCTGCGACCT
1341    ATGAATGGTCTTCGGTTTCCGTGTTTCGTAAAGTCTGGAAACGCGGAAGTCAGCGCCCTG
```

»Und hier haben wir jetzt den vom Computer reparierten DNS-Strang. Die Operation, die Sie eben beobachtet haben, hätte in einem konventionellen Labor Monate gedauert, aber wir schaffen es in wenigen Sekunden.«

»Dann arbeiten Sie also mit dem kompletten DNS-Strang?« fragte Grant.

»O nein«, erwiderte Wu. »Das ist unmöglich. Wir sind zwar ein großes Stück weiter als damals in den 60ern, als ein ganzes Labor vier Jahre brauchte, um eine einzige solche Bildschirmseite zu entschlüsseln. Jetzt schaffen es die Computer in wenigen Stunden. Aber trotzdem ist das DNS-Molekül viel zu groß. Wir untersuchen nur die Abschnitte des Strangs, die sich von Tier zu Tier unterscheiden oder von moderner DNS abweichen. Nur wenige Prozent der Nukleotiden unterscheiden sich von einer Spezies zur anderen; bloß diesen Teil analysieren wir, und das ist immer noch eine Riesenarbeit.«

Dennis Nedry gähnte. Er vermutete schon lange, daß InGen etwas in dieser Richtung tat. Als InGen Nedry vor ein paar Jahren

engagiert hatte, um das Kontrollsystem für den Park zu entwerfen, hatten zu den Anforderungen an das System Dateien mit 3 x 10 Datensätzen gehört. Nedry nahm einfach an, daß es sich dabei um einen Fehler handelte, und rief in Palo Alto an, um sich das bestätigen zu lassen. Von dort erfuhr er aber, daß die Spezifikation korrekt war. Drei Milliarden Datensätze.
Nedry hatte schon mit einer Menge großer Systeme gearbeitet. Er hatte sich mit der Einrichtung weltumspannender Telefonsysteme für multinationale Konzerne einen Namen gemacht. Solche Systeme hatten oft Millionen von Datensätzen. Daran war er gewöhnt. Aber InGen wollte etwas sehr viel Größeres...
Verwirrt hatte sich Nedry damals an Barney Fellows von Symbolics in der Nähe des M. I. T.-Campus in Cambridge gewandt. »Welche Art von Datenbank hat drei Milliarden Datensätze, Barney?«
»Das ist wohl ein Fehler«, erwiderte Barney lachend. »Da sind ein oder zwei Nullen zu viel.«
»Es ist kein Fehler. Genau das wollen die.«
»Aber das ist verrückt«, sagte Barney. »Das Ding wäre ja gar nicht funktionsfähig. Auch wenn du die schnellsten Prozessoren und wahnsinnig schnelle Algorithmen hättest, würde eine Suche immer noch Tage dauern. Vielleicht sogar Wochen.«
»Ja«, entgegnete Nedry. »Ich weiß. Gott sei Dank verlangen die keine Algorithmen von mir. Die wollen nur, daß ich Speicherkapazität reserviere. Aber trotzdem.« Wozu konnten die das brauchen? Barney runzelte die Stirn «Arbeitest du unter Geheimhaltungspflicht?«
»Ja.« Bei fast allen seinen Aufträgen wurde Geheimhaltung verlangt
»Kannst du mir einen Tip geben?«
»Es ist eine Gentechnikfirma.«
»Gentechnik « wiederholte Barney. »Hm, dann liegt es auf der Hand. «
»Und zwar?«
»Ein DNS-Molekül «

»Ach, komm«, sagte Nedry. »Die können doch nie ein DNS-Molekül analysieren.« Er wußte zwar, daß Biologen über das Human Genome Project sprachen, ein Projekt zur Entschlüsselung eines kompletten menschlichen DNS-Strangs. Aber das war auf zehn Jahre angelegt und verlangte die intensive Zusammenarbeit von Labors auf der ganzen Welt. Es war so groß wie das Manhattan Project, aus dem die Atombombe hervorgegangen war. »Es ist ein Privatunternehmen.«

»Drei Milliarden Datensätze«, sagte Barney. »Ich weiß nicht, was das sonst noch sein könnte. Vielleicht sind sie bei der Systemplanung einfach optimistisch.«

»Sehr optimistisch«, erwiderte Nedry.

»Vielleicht analysieren sie auch nur Teile der DNS, haben aber sehr RAM-intensive Algorithmen.«

Das klang einleuchtender. Gewisse Datensuchtechniken beanspruchten große Mengen Speicherkapazität.

»Weißt du, von wem ihre Datenbankalgorithmen stammen?«

»Nein«, antwortete Nedry. »Die Firma ist sehr verschwiegen.«

»Also, ich vermute, die machen irgendwas mit der DNS«, sagte Barney. »Was für ein System haben sie denn?«

»Multi-XMP.«

»Multi-XMP? Du meinst, mehr als ein Cray? Whow!« Das gab sogar Barney zu denken. Er runzelte die Stirn. »Kannst du mir sonst noch was sagen?«

»Tut mir leid«, erwiderte Nedry. »Ich darf nicht.« Und damit war er an seinen Arbeitsplatz zurückgekehrt und hatte die Kontrollsysteme entwickelt. Über ein Jahr hatten er und sein Programmiererteam dazu gebraucht, und es war besonders schwierig, weil er von der Firma nie erfuhr, wozu sie die Subsysteme brauchte. Die Anweisungen lauteten einfach. »Entwerfen Sie ein Modul zur Datenarchivierung« oder »Entwickeln Sie ein Modul zur visuellen Datenausgabe«. Sie sagten ihm nur, was sie von dem System verlangten, nicht, wozu sie es benutzen wollten. Er mußte im Verborgenen arbeiten. Und jetzt, da das System installiert war und

anlief, wunderte er sich gar nicht, als er erfuhr, daß es Fehler enthielt. Was hatten sie denn erwartet? Dennoch waren sie furchtbar aufgeregt und besorgt wegen »seiner« Programmierfehler und hatten ihn Hals über Kopf auf diese Insel beordert. Einfach ärgerlich, dachte Nedry.
Nedry wandte sich wieder der Gruppe zu. Grant fragte gerade: »Und wenn der Computer die DNS analysiert hat, woher wissen Sie dann, welches Tier in ihr codiert ist?«
»Dazu haben wir zwei Verfahren«, sagte Wu. »Die erste ist die sogenannte phylogenetische Kartographie. Die DNS entwickelt sich im Lauf der Zeit, wie alles andere in einem Organismus - Hände, Füße oder jedes andere Körperteil. Wir können also ein unbekanntes Stück DNS nehmen und mit Hilfe des Computers in etwa bestimmen, zu welchem Evolutionsstadium es gehört. Es ist zeitaufwendig, aber machbar.«
»Und die andere Art?«
Wu zuckte die Achseln. »Einfach wachsen lassen und sehen, was daraus wird«, sagte er. »So gehen wir normalerweise vor. Ich werde Ihnen gleich zeigen, wie man das macht.«

Tim wurde ungeduldiger, je länger die Besichtigung dauerte. Eigentlich hatte er nicht erwartet, daß das alles so kompliziert sein würde. Er mochte technische Sachen, trotzdem verlor er jetzt langsam das Interesse. Sie kamen zur nächsten Tür, diesmal mit der Aufschrift BEFRUCHTUNG. Dr. Wu öffnete sie mit seiner Codekarte, und die Gruppe betrat den Raum.
Auch hier sah Tim wieder Techniker, die an Mikroskopen arbeiteten. Eine Abteilung im Hintergrund war ganz in ultraviolettes Licht getaucht. Dr. Wu erläuterte, ihre Arbeit mit der DNS verlange eine Unterbrechung der Zellteilung zu genau festgelegten Zeitpunkten, und deshalb bewahrten sie hier einige der stärksten Gifte der Welt auf. »Helotoxine, Colchicinoide, Beta-Alkaloide«, sagte er und zeigte auf einige im UV-Licht bereitliegende Spritzen. »Die töten jedes Lebewesen innerhalb von ein oder zwei Sekunden.«

Tim hätte gern mehr über die Gifte erfahren, aber Dr. Wu ließ sich über die Verwendung von nicht befruchteten Eizellen von Krokodilen und den Austausch der DNS aus; und danach stellte Professor Grant einige komplizierte Fragen. Auf der einen Seite des Raums standen große Tanks mit der Aufschrift FLÜSSIGER STICKSTOFF. Außerdem gab es begehbare Gefrierschränke mit Regalen voller gefrorener Embryos, jeder in einer Schutzhülle aus Silberfolie. Lex langweilte sich. Nedry gähnte. Und sogar Dr. Sattler verlor allmählich das Interesse. Tim war es leid, all diese komplizierten Labors zu besichtigen. Er wollte die Dinosaurier sehen.

Der nächste Raum trug die Bezeichnung BRUTSTATION. »Es ist ein bißchen warm und feucht da drinnen«, sagte Dr. Wu. »Wir halten die Temperatur bei konstant 37 Grad, bei einer relativen Luftfeuchtigkeit von 100 Prozent. Auch die Sauerstoffkonzentration ist hier höher. Sie liegt bei bis zu 33 Prozent.«
»Jura-Atmosphäre«, bemerkte Grant.
»Ja. Zumindest nehmen wir das an. Wenn es einem von Ihnen schwindlig wird, sagen Sie es mir einfach.«
Dr. Wu steckte seine Codekarte in den Schlitz, und die äußere Tür öffnete sich zischend. Er wartete, bis alle die Luftschleuse betreten hatten und die Außentür sich wieder schloß. »Nur noch eins. Berühren Sie nichts in diesem Raum. Einige der Eier sind durchlässig für Hautöle. Und achten Sie auf Ihre Köpfe. Die Sensoren sind dauernd in Bewegung.«
Er öffnete die innere Tür zur Brutstation, und sie gingen hinein. Tim fand sich in einem großen, offenen Saal wieder, der ganz in Infrarotlicht getaucht war. Die Eier lagen auf langen Tischen, ihre Umrisse zeichneten sich nur undeutlich in dem Dampf ab, der zischend über den Tischen hing. Die Eier bewegten sich leicht, sie schaukelten.
»Reptilieneier enthalten große Mengen Dotter, aber überhaupt kein Wasser. Die Embryos müssen das Wasser der Umgebung entziehen. Deshalb der Dampf.«

Dr. Wu erklärte, daß sich auf jedem Tisch einhundertfünfzig Eier befänden, die jeweils eine neue Serie von DNS-Extraktionen darstellten. Die Serien waren mit Codes an jedem Tisch gekennzeichnet: STEG-458/2 oder TRIC-390/4. Bis zu den Hüften im Dampf, gingen die Arbeiter in der Brutstation von einem Ei zum anderen, griffen mit den Händen in den Dampf und drehten die Eier stündlich um, wobei sie die Temperatur mit Thermalsensoren maßen. Überwacht wurde der Saal von an der Decke angebrachten TV-Kameras und Bewegungssensoren. Ein ebenfalls von der Decke hängender Thermalsensor bewegte sich von Ei zu Ei, berührte jedes mit einer flexiblen Rute, piepste und ruckte weiter.
»In dieser Brutstation haben wir über ein Dutzend Extraktionsserien produziert und daraus insgesamt 238 lebende Tiere erhalten. Unsere Überlebensrate liegt bei etwa 0,4 Prozent, und die möchten wir natürlich verbessern. Aber bei der Computeranalyse arbeiten wir mit über 600 Variablen: 120 umweltbezogene, 200, die das Innere des Eis betreffen, und der Rest geht auf das genetische Material selbst zurück. Unsere Eier sind aus Plastik. Die Embryos werden mechanisch implantiert und die Eier dann hier ausgebrütet.«
»Und wie lange dauert das Wachstum?«
»Dinosaurier entwickeln sich sehr schnell, nach etwa zwei bis vier Jahren sind sie voll ausgewachsen. Deshalb haben wir jetzt auch schon einige ausgewachsene Exemplare im Park.«
»Was haben diese Nummern zu bedeuten?«
»Diese Codes«, antwortete Wu, »kennzeichnen die verschiedenen Serien von DNS-Extraktionen. Die ersten vier Buchstaben bezeichnen die Tiere, die herangezüchtet werden. Dort drüben das TRIC bedeutet Triceratops. Das STEG da bedeutet Stegosaurier und so weiter.«
»Und dieser Tisch da?«
Die Kennzeichnung lautete XXXX-0001/1. Darunter hatte jemand »Vermutlich Coelu« gekritzelt.
»Das ist eine neue DNS-Serie«, sagte Wu. »Wir wissen noch nicht

genau, was es werden wird. Aber Sie sehen ja, daß da »Vermutlich Coelu« steht, also wird es wahrscheinlich ein Coelurosaurier. Ein kleiner Pflanzenfresser, wenn ich mich recht erinnere. Es ist nicht einfach für mich, bei diesen ganzen Namen auf dem laufenden zu bleiben. Bis jetzt kennt man ungefähr 300 verschiedene Dinosaurierarten.«
»347«, sagte Tim.
Grant lächelte und fragte dann: »Schlüpfen im Augenblick Tiere?«
»Im Augenblick nicht. Die Brutzeit ist bei jedem Tier unterschiedlich, aber allgemein liegt sie bei etwa zwei Monaten. Wir versuchen, das Schlüpfen etwas zu staffeln, weil es sonst zuviel Arbeit für das Personal gibt. Sie können sich bestimmt vorstellen, wie das ist, wenn 150 Tiere innerhalb weniger Tage geboren werden - obwohl die meisten natürlich nicht überleben. Aber diese Xs hier müßten eigentlich jeden Tag soweit sein. Noch Fragen? Nein? Dann gehen wir zur Babystation, wo die Neugeborenen sind.«

Die Babystation war ein kreisrunder, weißer Raum. Es gab einige Brutkästen, wie man sie auch in Krankenhäusern verwendet, aber sie waren alle leer. Stoffetzen und Spielzeuge lagen auf dem Boden verstreut. Eine junge Frau in einem weißen Kittel saß, mit dem Rücken zu ihnen, auf dem Boden.
»Was haben Sie denn heute hier, Kathy?« fragte Dr. Wu.
»Nicht viel«, erwiderte sie. »Nur ein Raptorbaby.«
»Lassen Sie uns mal sehen.«
Die Frau stand auf und machte Platz. Tim hörte Nedry sagen: »Sieht aus wie eine Eidechse.«
Das Tier auf dem Boden war einen knappen halben Meter hoch, etwa von der Größe eines kleinen Affen. Es war dunkelgelb und braun gestreift wie ein Tiger. Kopf und Schnauze waren die einer Eidechse, doch stand es aufrecht auf den Hinterbeinen und stützte sich mit einem dicken, geraden Schwanz ab. Die kleineren Vorderläufe zappelten. Es legte den Kopf schief und sah die Besucher an, die auf es herabstarrten.

»Ein Velociraptor«, sagte Grant leise.
»*Velociraptor mongoliensis*«, präzisierte Wu mit einem Nicken.
»Ein Raubtier. Der da ist gerade sechs Wochen alt.«
»Ich habe eben einen ausgegraben...« begann Grant und bückte sich, um sich das Tier genauer anzusehen. Sofort sprang das kleine Wesen hoch und landete mit einem Satz über Grants Kopf hinweg in Tims Armen.
»He!«
»Die können springen«, sagte Wu. »Die Babys können springen. Und die Erwachsenen natürlich auch.«
Tim hielt den Velociraptor fest und drückte ihn an sich. Das kleine Tier wog nicht sehr viel, ein knappes Kilo vielleicht. Die Haut war warm und vollkommen trocken. Der kleine Kopf war nur wenige Zentimeter von Tims Gesicht entfernt. Dunkelglänzende, runde Augen starrten ihn an. Eine kleine, gespaltene Zunge schnellte hervor.
»Tut es mir was?«
»Nein. Es ist ganz zutraulich.«
»Sind Sie da ganz sicher?« fragte Gennaro mit besorgter Miene.
»Aber ja doch«, erwiderte Wu. »Zumindest solange es noch so jung ist. Und die Babys haben sowieso keine Zähne, nicht einmal Eizähne.«
»Eizähne?« wiederholte Nedry.
»Die meisten Dinosaurier werden mit Eizähnen geboren, das sind kleine Höcker auf der Nasenspitze, wie bei Nashörnern. Mit denen brechen sie die Eierschale auf. Aber die Raptoren haben keine solchen Höcker. Sie stoßen mit ihren spitzen Schnauzen ein Loch in die Schale, und dann helfen ihnen unsere Leute heraus.«
»Sie müssen ihnen heraushelfen«, sagte Grant und schüttelte den Kopf. »Und was ist im Freien?«
»Im Freien?«
»Wenn sie sich im Freien fortpflanzen«, sagte Grant. »Wenn sie Nester bauen.«
»Ach, das können sie nicht«, erwiderte Wu. »Unsere Tiere können

sich nicht fortpflanzen. Deshalb haben wir ja auch eine so große Babystation. Das ist die einzige Möglichkeit, im DinoPark für Nachschub zu sorgen.«
»Warum können sich die Tiere nicht fortpflanzen?«
»Nun ja«, sagte Wu. »Wie Sie sich vielleicht vorstellen können, ist es wichtig, daß sie sich nicht fortpflanzen. Und wie bei allen kritischen Aspekten dieses Projekts haben wir auch bei diesem Problem beschlossen, uns doppelt abzusichern. Das heißt, wir haben bei allem mindestens zwei Kontrollmechanismen. In diesem Fall gibt es zwei voneinander unabhängige Gründe, warum die Tiere sich nicht fortpflanzen können. Zum einen sind sie steril, weil wir sie einer Röntgenbestrahlung unterziehen.«
»Und der zweite Grund?«
»Alle Tiere im DinoPark sind weiblich«, antwortete Wu mit einem zufriedenen Lächeln.
Malcolm hakte nach. »Das möchte ich schon noch etwas genauer wissen. Die Bestrahlung steckt doch voller Unsicherheitsfaktoren. Die Bestrahlungsdosis kann falsch sein, sie kann auf den falschen anatomischen Bereich gerichtet sein -«
»Das stimmt alles«, unterbrach ihn Wu. »Aber wir sind ziemlich sicher, daß wir alle Keimdrüsen zerstört haben.«
»Und was ist mit dieser Behauptung, daß sie alle weiblich sind?« sagte Malcolm. »Wird das auch überprüft? Geht da jemand hin und, äh, hebt den Dinosauriern die Röcke, um nachzusehen? Ich meine, wie bestimmt man überhaupt das Geschlecht eines Dinosauriers?«
»Die Geschlechtsorgane variieren je nach Gattung. Bei einigen ist es leicht festzustellen, bei anderen schwieriger. Aber um Ihre Frage zu beantworten: Wir wissen, daß alle Tiere weiblich sind, weil wir sie so machen. Wir kontrollieren ihre Chromosomen, und wir kontrollieren die Entwicklungsbedingungen im Ei. Vom gentechnischen Standpunkt aus sind Weibchen leichter zu produzieren. Sie wissen wahrscheinlich, daß alle Wirbeltierembryos von Natur aus weiblich sind. Wir alle beginnen unser Leben als Frau.

Man braucht einen zusätzlichen Auslöser - ein Hormon im richtigen Augenblick der Entwicklung-, um aus einem weiblichen Embryo einen männlichen zu machen. Unbeeinflußt entwickelt sich jeder Embryo zu einem Weibchen. Deshalb sind alle unsere Tiere weiblich. Man nennt sie zwar automatisch >er<, aber genaugenommen sind alle weiblich. Glauben Sie mir, sie können sich nicht fortpflanzen.«

Der kleine Velociraptor schnupperte an Tim und rieb dann den Kopf an seiner Wange. Tim kicherte.
»Er will, daß du ihn fütterst«, sagte Wu.
»Was frißt er denn?«
»Mäuse. Aber er hat gerade gefressen, deshalb füttern wir ihn eine Weile nicht mehr.«
Der kleine Raptor lehnte sich zurück, starrte Tim an und zappelte mit den Ärmchen. Tim sah die kleinen Klauen an den drei Fingern jeder Hand. Dann vergrub der Raptor wieder seinen Kopf an Tims Hals.
Grant kam näher und musterte das kleine Wesen mit kritischem Blick. Er berührte die winzige dreifingrige Hand. »Darf ich mal?« fragte er Tim, und Tim gab ihm den Raptor.
Grant drehte das Tier auf den Rücken und untersuchte es, obwohl es zappelte und zuckte. Dann hob er es hoch, um es sich im Profil anzusehen, und es fing an, schrill zu kreischen.
»Er mag das nicht«, sagte Regis. »Er mag es nicht, wenn man ihm den Körperkontakt entzieht.
Der Raptor kreischte weiter, aber Grant achtete nicht darauf. Er drückte den Schwanz und tastete die Knochen ab. »Dr. Grant, bitte«, sagte Regis.
»Ich tu ihm doch nicht weh.«
»Dr. Grant, diese Tiere stammen nicht von unserer Welt. Sie stammen aus einer Zeit, als es noch keine Menschen gab, die sie begrapschten und abtasteten.«
»Ich grapsche nicht.«

»Dr. Grant, lassen Sie ihn los«, sagte Ed Regis mit Nachdruck. »Aber-«
»Sofort.« Regis wurde langsam wütend.
Grant gab Tim das Tier zurück. Es hörte sofort auf zu schreien. Tim spürte an seiner Brust, wie schnell das kleine Herz schlug. »Tut mir leid, Dr. Grant«, sagte Regis. »Aber diese Tiere sind in ihrer Kindheit sehr empfindlich. Wir haben einige wegen eines post-natalen Streßsyndroms verloren, das unserer Ansicht nach durch einen Adrenalinüberschuß in der Hirnrinde herbeigeführt wird. Manchmal sterben sie innerhalb von fünf Minuten.«
Tim streichelte den kleinen Raptor. »Alles in Ordnung, Kleiner«, sagte er. »Ist ja alles wieder gut.« Aber das Herz schlug immer noch sehr schnell.
»Wir halten es für wichtig, daß wir die Tiere so human wie möglich behandeln«, sagte Regis. »Ich verspreche Ihnen, daß Sie später genügend Möglichkeiten haben werden, sie zu untersuchen.«
Aber Grant konnte es nicht lassen. Er ging zu Tim und betrachtete das Tier in dessen Armen.
Der kleine Velociraptor öffnete das Maul und zischte Grant zornig an.
»Faszinierend«, sagte Grant.
»Darf ich bleiben und mit ihm spielen?« fragte Tim.
»Jetzt nicht«, erwiderte Ed Regis nach einem Blick auf seine Uhr. »Es ist jetzt drei Uhr, und das ist eine gute Zeit für eine Rundfahrt durch den eigentlichen Park, damit Sie die Dinosaurier in den Lebensräumen sehen können, die wir für sie geschaffen haben.«
Tim setzte den Velociraptor ab, der sofort quer durch den Raum lief, einen Stoffetzen packte, ihn ins Maul steckte und mit seinen winzigen Klauen daran zerrte.

Kontrollraum

Während sie zum Kontrollraum zurückgingen, sagte Malcolm: »Nur noch eine Frage, Dr. Wu. Wie viele verschiedene Arten haben Sie bis jetzt produziert?«
»Ich bin mir nicht ganz sicher«, antwortete Wu. »Ich glaube, im Augenblick sind wir bei 15. 15 Arten. Wissen Sie es genau, Ed?«
»Ja, es sind 15«, bestätigte Ed Regis nickend.
»Sie sind sich nicht sicher?« fragte Malcolm mit gespielter Verwunderung.
Wu lächelte. »Nach dem ersten Dutzend habe ich aufgehört zu zählen. Sie müssen auch bedenken, daß wir manchmal glauben, wir hätten bei einem Tier alles richtig gemacht - vom Standpunkt der DNS aus, auf die sich ja unser Hauptaugenmerk richtet -, und das Tier wächst auch wirklich sechs Monate lang, aber plötzlich passiert etwas Unerwartetes. Wir merken, daß wir einen Fehler gemacht haben. Ein Auslösergen funktioniert nicht; ein Hormon wird nicht freigesetzt. Oder irgendein anderes Problem. Dann müssen wir sozusagen zurück ans Reißbrett.« Er lächelte. »Einmal dachte ich, wir hätten schon über 20 Arten. Aber jetzt... es sind ganz bestimmt nur 15.«
»Und ist unter diesen 15 auch ein...« - Malcolm wandte sich an Grant - »... wie heißt das Ding? Dieses Fragment?«
»Procompsognathus«, erwiderte Grant.
»Aber ja«, sagte Wu nickend. »Die Compys. Sehr bemerkenswerte Tiere. Kleine Dinosaurier, etwa 30 Zentimeter hoch.«
»Sie haben solche auch produziert?« fragte Malcolm.
»Ja«, antwortete Wu. »Compys sind ganz außergewöhnliche Tiere. Wir haben eine ganze Menge von ihnen produziert.«
»Warum das?«
»Naja, wir wollten die Lebensbedingungen im DinoPark so realistisch wie möglich gestalten - so authentisch wie möglich-, und diese Procompsognathen sind Aasfresser aus dem Jura. So

ähnlich wie Schakale. Wir brauchen die Compys zum Aufräumen.«
»Zur Beseitigung von Kadavern?«
»Ja, für den Fall, daß es welche gibt. Aber bei insgesamt nur knapp 240 Tieren gibt es nicht viele Kadaver«, sagte Wu.
»Das war unser erster Grund. Aber eigentlich brauchen wir die Compys für eine ganz andere Art von Aufräumen.«
Malcolm wartete. »Und die wäre?«
»Sie müssen bedenken«, fuhr Wu fort, »daß wir auf der Insel einige sehr große Pflanzenfresser haben. Wir haben uns extra bemüht, nicht die allergrößten Sauropoden zu züchten, aber trotzdem haben wir einige Tiere mit über 30 Tonnen und viele andere zwischen fünf und zehn Tonnen. Das stellt uns vor zwei Probleme. Das eine ist die Nahrungsbeschaffung, und was die betrifft, müssen wir alle zwei Wochen Futter vom Festland importieren. Eine Insel von dieser Größe kann diese Tiere unmöglich ernähren.
Das zweite Problem sind die Fäkalien. Ich weiß nicht, ob Sie einmal einen Elefantenhaufen gesehen haben, die sind beträchtlich. Jeder ungefähr so groß wie ein Fußball. Jetzt stellen Sie sich vor, was ein Brontosaurier von der zehnfachen Größe hinter sich läßt, was eine ganze Herde von solchen Tieren hinter sich läßt. Die größten Tiere verwerten ihr Futter auch nicht besonders gut, das heißt, sie scheiden eine Menge aus. Und in den 60 Millionen Jahren, seit die Dinosaurier verschwunden sind, scheinen auch die Bakterien, die deren Fäkalien abgebaut haben, ausgestorben zu sein. Zumindest zersetzen sich die Sauropodenfäkalien nur sehr langsam.«
»Das ist wirklich ein Problem«, sagte Malcolm.
»O ja, das können Sie mir glauben«, entgegnete Wu mit ernster Miene. »Wir haben uns lange die Köpfe zerbrochen, wie das zu lösen wäre. Sie wissen wahrscheinlich, daß es in Afrika ein spezielles Insekt gibt, den Mistkäfer, der die Fäkalien von Elefanten frißt. Und viele andere große Tierarten haben die Entwicklung von Lebewesen begünstigt, die ihre Exkremente fressen. Na ja, und da zeigte es sich, daß Compys die Fäkalien von großen Pflanzenfres-

sern fressen und wiederverdauen. Und mit den Compy-Exkrementen haben unsere zeitgenössischen Bakterien keine Probleme. Mit genug Compys war unser Problem also gelöst.«
»Genug? Wie viele haben Sie denn produziert?«
»Ich weiß es nicht mehr genau, aber ich glaube, wir hatten uns 50 Tiere als Ziel gesetzt. Das haben wir auch erreicht, oder zumindest beinahe. In drei Serien. Wir haben etwa alle sechs Monate eine neue Serie angesetzt, bis wir die Zahl erreicht hatten.«
»50 Tiere«, sagte Malcolm, »sind eine Menge, um sie im Auge zu behalten.«
»Der Kontrollraum ist extra dafür ausgerüstet. Die da drinnen werden Ihnen zeigen, wie es funktioniert.«
»Bestimmt«, sagte Malcolm. »Aber was ist, wenn einer von diesen Compys entwischt und die Insel verläßt?«
»Sie können nicht entwischen.«
»Ich weiß, aber mal angenommen, einer würde es schaffen.«
»Sie spielen auf das Tier an, das man an diesem Strand gefunden hat?« sagte Wu und hob die Augenbrauen. »Das eine, das dieses amerikanische Mädchen gebissen hat?«
»Zum Beispiel.«
»Was es mit diesem Tier auf sich hat, kann ich auch nicht erklären«, sagte Wu. »Aber ich weiß, daß es unmöglich eins von unseren sein kann.«
»Nicht einmal der Schatten eines Zweifels?«
»Nein. Wiederum aus zwei Gründen. Zum einen die Kontrollverfahren, die wir hier haben. Unsere Tiere werden alle paar Minuten vom Computer gezählt. Wenn eines fehlt, erfahren wir das sofort.«
»Und der zweite Grund?«
»Das Festland ist gut 150 Kilometer entfernt. Sie würden mindestens einen Tag brauchen, um dorthin zu kommen. Und in der Außenwelt sterben unsere Tiere innerhalb von 24 Stunden.«
»Woher wissen Sie das?«
»Weil ich dafür gesorgt habe, daß genau das passiert.« Wu wurde allmählich gereizt. »Wissen Sie, wir sind doch keine Trottel. Wir

sind uns bewußt, daß das prähistorische Tiere sind. Sie sind Teil einer verschwundenen Ökologie - eines komplexen Lebenssystems, das vor Millionen von Jahren unterging. In unserer Welt hätten sie wahrscheinlich keine natürlichen Feinde, keine natürlichen Vermehrungsbeschränkungen. Aber wir wollen nicht, daß sie in freier Wildbahn überleben. Also habe ich sie von externer Lysinzufuhr abhängig gemacht. Ich habe ein Gen eingeschleust, das im Proteinstoffwechsel ein defektes Enzym produziert. Als Folge davon können die Tiere die Aminosäure Lysin nicht selbst produzieren. Sie müssen es von außen zugeführt bekommen. Ohne exogenes Lysin - das sie von uns in Tablettenform bekommen - fallen sie in ein Koma und sterben innerhalb von 24 Stunden. Diese Tieren sind gentechnisch so konstruiert, daß sie in der wirklichen Welt nicht überleben können. Sie können nur im Dino-Park leben. Sie sind alles andere als frei. Eigentlich sind sie unsere Gefangenen.«

»Das ist der Kontrollraum«, sagte Ed Regis. »Jetzt, da Sie wissen, wie die Tiere produziert werden, wollen Sie sich bestimmt noch über das Kontrollsystem für den Park selbst informieren, bevor wir uns auf den Weg -« Er hielt inne. Durch das dicke Glasfenster sahen sie, daß der Raum im Dunkeln lag. Von den Monitoren arbeiteten nur drei; man erkannte schnell durchlaufende Ziffern und das Abbild eines großen Schiffs.
»Was ist denn los?« fragte Ed Regis. »Ach Gott, die docken ein.«
»Eindocken?«
»Jede zweite Woche kommt das Versorgungsschiff vom Festland. Eins der wenigen Dinge, die unsere Insel nicht hat, ist ein guter Hafen oder wenigstens ein gutes Dock. Bei unruhiger See ist die Einfahrt ein bißchen haarig. Das kann ein paar Minuten dauern.«
Er klopfte ans Fenster, aber die Männer drinnen achteten nicht darauf. »Na, ich glaube, wir müssen warten.«
Ellie wandte sich an Dr. Wu. »Sie haben vorher erwähnt, daß Sie manchmal ein Tier produzieren, das ganz in Ordnung zu sein

scheint, sich dann aber während des Wachstums als fehlerhaft erweist.«
»Ja«, erwiderte Wu. »Ich glaube, das ist nicht zu vermeiden. Wir können die DNS im Raum duplizieren, wenn Sie so wollen, aber wir können sie nicht verläßlich in der Zeit duplizieren. Damit will ich sagen, daß die DNS, die im Sperma und im Ei beginnt, mehr ist als nur die Spezifikation eines bestimmten Organismus. Sie ist auch die Bauanleitung für diesen Organismus. Und der Kontrollmechanismus. In der Entwicklung muß alles zeitlich genau aufeinander abgestimmt sein, und wir wissen erst, ob alles funktioniert, wenn wir sehen, daß sich das Tier korrekt entwickelt.«
»Woher wissen Sie, ob sich ein Tier korrekt entwickelt, wenn Sie es sehen?« fragte Grant. »Kein Mensch hat je diese Tiere gesehen.« Wu lächelte. »Darüber habe ich mir auch schon oft Gedanken gemacht. Ich glaube, das ist ein bißchen paradox. Aber ich hoffe, daß irgendwann Paläontologen wie Sie selbst unsere Tiere mit den Fossilienfunden vergleichen und die Entwicklungsabfolge bestätigen werden.«
»Das Tier, das wir gerade gesehen haben, dieser Velociraptor«, sagte Ellie, »Sie haben ihn als *mongoliensis* bezeichnet?«
»Nach dem Fundort des Bernsteins« entgegnete Wu. »Der kam aus China.«
»Interessant«, bemerkte Grant. »Ich habe eben einen kleinen *antirrhopus* ausgegraben... Haben Sie hier eigentlich auch ausgewachsene Velociraptoren?«
»Ja«, antwortete Regis ohne zu zögern. »Acht ausgewachsene Weibchen. Die Weibchen sind die wahren Jäger. Es sind Rudeljäger, müssen Sie wissen.«
»Werden wir die bei der Rundfahrt zu sehen bekommen?«
»Nein«, sagte Wu, dem die Unterhaltung plötzlich unangenehm zu werden schien. Eine verlegene Pause entstand. Wu sah Regis an. »In der nächsten Zeit nicht«, sagte Regis fröhlich. »Die Velociraptoren sind noch nicht in den Park integriert. Wir halten sie in einem Gehege.«

»Können wir sie dort sehen?« fragte Grant.
»Aber natürlich. Während wir hier warten, könnten wir eigentlich -« Er sah auf seine Uhr. »Vielleicht wollen Sie jetzt gleich hingehen und sie sich ansehen.«
»Ich bestimmt«, sagte Grant.
»Auf jeden Fall«, stimmte ihm Ellie zu.
»Ich will auch mit«, meldete sich Tim eifrig.
»Gehen Sie einfach um das Gebäude herum und an der Generatorenhalle vorbei, dann sehen Sie das Gehege schon. Aber kommen Sie bloß nur dem Zaun nicht zu nahe. Willst du auch mit?« fragte er das Mädchen.
»Nein«, antwortete Lex und sah Regis abschätzend an. »Wollen wir nicht ein bißchen spielen? Ein paar Bälle werfen?«
»Aber klar doch«, sagte Ed Regis. »Wir beide gehen jetzt runter und spielen, bis der Kontrollraum wieder aufmacht.«

Grant ging mit Ellie und Malcolm um das Gebäude herum. Der Junge trottete neben ihnen her. Grant mochte solche Kinder - es war unmöglich, diese Knirpse, die eine solche Begeisterung für Dinosaurier an den Tag legten, nicht zu mögen. Schon oft hatte Grant im Museum Gruppen von Kindern beobachtet, die mit offenem Mund vor den riesigen Skeletten standen. Er fragte sich, was diese Faszination eigentlich ausmachte, und kam zu dem Schluß, daß Kinder Dinosaurier mochten, weil diese gigantischen Wesen die unkontrollierbare Macht einer allgegenwärtigen Autorität repräsentierten. Sie waren symbolische Eltern. Faszinierend und furchterregend, wie Eltern. Und die Kinder liebten sie, wie sie ihre Eltern liebten.
Grant vermutete auch, daß das der Grund war, warum sogar Kleinkinder die Namen der Dinosaurier lernten. Es erstaunte ihn immer wieder, wenn ein Dreijähriger kreischte: »Stegosaurier!« Das Aussprechen dieser komplizierten Namen war eine Möglichkeit, Macht über diese Giganten auszuüben, Kontrolle über sie zu haben.

»Was weißt du über den Velociraptor?« fragte Grant Tim, um eine Unterhaltung in Gang zu bringen.
»Er war ein kleiner Fleischfresser, der in Rudeln jagte, wie der Deinonychus«, antwortete Tim.
»Das stimmt«, sagte Grant, »obwohl man den Deinonychus mittlerweile zu den Velociraptoren zählt. Und für die Jagd in Rudeln haben wir keine eindeutigen Beweise, sondern nur Indizien. Diese Hinweise ergeben sich zum Teil aus dem Aussehen der Tiere, die zwar schnell und stark, für Dinosaurier aber sehr klein waren - sie wogen nur zwischen 150 und 300 Pfund. Wir nehmen an, daß sie in Rudeln jagten, um so größere Beutetiere erlegen zu können. Außerdem gibt es einige Fossilienfunde, bei denen um ein größeres Tier verteilt mehrere Raptorskelette lagen, was ebenfalls darauf hindeutet, daß sie in Rudeln jagten. Und natürlich hatte der Raptor ein großes Gehirn, er war viel intelligenter als andere Dinosaurier.«
»Und wie intelligent ist das?« fragte Malcolm.
»Kommt drauf an, mit wem Sie sprechen«, erwiderte Grant. »So wie viele Paläontologen inzwischen mit dem Gedanken spielen, die Dinosaurier könnten Warmblüter gewesen sein, glauben einige von uns, daß sie auch ziemlich intelligent waren. Aber sicher weiß das keiner.«
Kurz nachdem sie den Besucherbereich hinter sich gelassen hatten, hörten sie das laute Brummen von Generatoren und rochen den Gestank von Benzin. Hinter einer Palmgruppe sahen sie eine große, niedere Betonhalle mit einem Blechdach. Von dort schien der Lärm zu kommen. Sie sahen in die Halle.
»Es muß ein Generator sein«, sagte Ellie.
Grant spähte hinein. »Er ist riesig«, sagte er.
Das Kraftwerk reichte zwei Stockwerke unter die Erde; es war ein riesiger Komplex aus heulenden Turbinen und Röhren, die in der Tiefe verschwanden. Alles war in grelles elektrisches Licht getaucht. »Nur für den Park brauchen die doch nie so viel Strom«, sagte Malcolm. »Das reicht ja für eine Kleinstadt.«

»Für die Computer vielleicht?«
»Vielleicht.«
Grant hörte Blöken und ging ein paar Schritte in nördlicher Richtung. Er kam zu einem Ziegengehege. 50 bis 60 Tiere, schätzte er.
»Wofür sind die?« fragte Ellie.
»Keine Ahnung.«
»Wahrscheinlich verfüttern sie die an die Dinosaurier«, meinte Malcolm.
Die Gruppe folgte einem Lehmpfad durch ein dichtes Bambusgestrüpp. Am anderen Ende standen sie plötzlich vor einer Doppelreihe verstärkten Maschendrahtzauns von etwa vier Metern Höhe mit Stacheldrahtrollen an der Spitze. Ein elektrisches Summen ging von dem Zaun aus.
Hinter dem Zaun sah Grant dichte, beinahe zwei Meter hohe Farnbüschel. Er hörte ein schnaubendes Geräusch, eine Art Schnuppern, dann das Knirschen näherkommender Schritte.
Eine lange Stille.
»Ich seh überhaupt nichts«, flüsterte Tim schließlich.
»Pscht.«
Grant wartete. Sekunden vergingen. Fliegen summten in der Luft.
Er sah nichts.
Ellie tippte ihm auf die Schulter und deutete.
Zwischen den Farnen sah Grant nun den Kopf eines Tiers. Regungslos stand es da, halb zwischen den Wedeln versteckt. Nur zwei große, dunkle Augen musterten sie kalt.
Der Kopf war etwa 60 Zentimeter lang. Von der spitzen Schnauze lief eine Reihe Zähne bis zu der dunklen Öffnung des Gehörgangs, die anstelle eines Ohrs zu sehen war. Der Kopf erinnerte an den einer großen Echse, etwa eines Krokodils. Die Augen zwinkerten nicht. Noch immer war das Tier reglos. Die Haut war ledrig und knotig und im wesentlichen von der gleichen Färbung wie die des Jungtiers, das sie gesehen hatten: gelbbraun mit einem Muster dunkelroter Streifen, wie bei einem Tiger.

Während Grant das Tier musterte, hob es langsam einen Vorderlauf und teilte die Farne vor seinem Kopf. Grant sah, wie muskulös das Glied war. Die Hand hatte drei Finger, die in gebogenen Klauen endeten. Langsam, behutsam schob sie die Farne beiseite. Grant lief es kalt über den Rücken. Er jagt uns, dachte er. Für ein Säugetier wie den Menschen liegt etwas unbeschreiblich Fremdartiges in der Art, wie Reptilien ihre Beute jagen. Kein Wunder, daß die Menschen Reptilien schon immer haßten. Die Ruhe, die Kälte, das Überraschungsmoment im Angriff, das alles ist unbegreiflich. Das Verhalten von Alligatoren und anderen großen Reptilien erinnert einen an ein vollkommen anderes Leben, eine andere Welt, die es auf dieser Erde längst nicht mehr gibt. Dieses Tier vor ihnen wußte natürlich nicht, daß es beobachtet wurde, daß es -

Der Angriff kam unvermittelt und von beiden Seiten. Mit furchteinflößender Geschwindigkeit überbrückten die attackierenden Tiere die zehn Meter bis zum Zaun. Nur flüchtig und verschwommen sah Grant kräftige, knapp zwei Meter große Körper, steife, balancierende Schwänze, Glieder mit gebogenen Krallen, offene Mäuler mit Reihen spitzer Zähne.

Fauchend stürmten die Tiere vorwärts, setzten dann plötzlich zum Sprung an und streckten dabei ihre Hinterläufe mit den großen, dolchartigen Klauen vor. Wo sie auf den Zaun auftrafen, stoben heiße, elektrische Funken auf.

Zornig zischend fielen die Velociraptoren auf den Rücken. Die Besucher näherten sich fasziniert dem Zaun. Und erst in diesem Augenblick griff das dritte Tier an, es sprang und traf den Zaun etwa in Brusthöhe. Tim schrie verängstigt auf, als um ihn herum die Funken sprühten. Die Tiere fauchten, ein leises reptilisches Zischen, wirbelten herum und liefen zu den Farnen zurück. Dann waren sie verschwunden, nur ein schwacher Verwesungsgeruch und wabernder, beißender Rauch hingen noch in der Luft.

»O Mann«, murmelte Tim.

»Das ging alles so *schnell*«, sagte Ellie.

»Rudeljäger«, sagte Grant und schüttelte den Kopf. »Rudeljäger, für die der Angriff aus dem Hinterhalt ein Instinkt ist...
Faszinierend.«
»Schrecklich intelligent würde ich sie aber nicht nennen«, sagte Malcolm.
Aus den Farnbüscheln auf der anderen Seite des Zauns drang ein Schnauben zu ihnen herüber. Einige Köpfe lugten heraus. Grant zählte drei... vier... fünf... Die Tiere beobachteten sie. Mit eiskalten Blicken.
Ein Schwarzer in einem Overall kam auf sie zugelaufen. »Ist alles in Ordnung?«
»Wir sind okay«, sagte Grant.
»Es wurde Alarm ausgelöst.« Der Mann betrachtete den eingedrückten, verkohlten Zaun. »Die haben Sie angegriffen?«
»Drei von ihnen, ja.«
Der Schwarze nickte. »Die machen das dauernd. Prallen gegen den Zaun, kriegen einen Schlag ab. Scheint ihnen nichts auszumachen.«
»Nicht besonders schlau, was?« fragte Malcolm.
Der Schwarze sagte einen Augenblick nichts. Ins Licht der Nachmittagssonne blinzelnd sah er Malcolm an. »Seien Sie froh um den Zaun, Señor«, sagte er und ging weg.

Der gesamte Angriff hatte höchstens sechs Sekunden gedauert. Grant war noch immer dabei, seine Eindrücke zu ordnen. Die Geschwindigkeit war verblüffend - die Tiere waren so schnell, daß er ihre Bewegungen kaum wahrgenommen hatte.
Auf dem Rückweg sagte Malcolm: »Die sind erstaunlich schnell.«
»Ja«, erwiderte Grant. »Viel schneller als das schnellste heute lebende Reptil. Alligatorenmännchen sind sehr schnell, aber nur über kurze Entfernung - 15 bis 20 Meter. Bei großen Echsen wie dem indonesischen Komodo-Waran wurden Geschwindigkeiten bis 45 Stundenkilometern gemessen, das ist schnell genug, um einen Menschen zu jagen. Und die töten auch immer wieder

Menschen. Aber ich glaube, die Tiere hinter dem Zaun waren mehr als doppelt so schnell.«
»Schnell wie Geparden«, sagte Malcolm. »90,100 Stundenkilometer.«
»Genau.«
»Aber sie scheinen vorwärts zu *schnellen*«, sagte Malcolm. »Fast wie Vögel.«
»Ja.« Unter den zeitgenössischen Tieren hatten nur sehr kleine Säugetiere, wie etwa der kobrajagende Mungo, solche Reflexe. Kleine Säugetiere und natürlich Vögel, wie etwa der schlangenjagende Sekretärsvogel in Afrika oder der Helm-Kasuar. Und wirklich vermittelte der Velociraptor eben jenen Eindruck schneller, tödlicher Bedrohlichkeit, wie Grant sie auch bei Kasuaren, einem klauenbewehrten straußenähnlichen Vogel Neuguineas, beobachtet hatte.
»Dann sehen diese Velociraptoren mit ihrer knotigen Haut und allen anderen Charakteristika also nur so aus wie Reptilien, aber sie bewegen sich wie Vögel, mit der Geschwindigkeit und der jägerischen Intelligenz von Vögeln. Kann man das so sagen?« fragte Malcolm.
»Ja«, antwortete Grant. »Ich würde sagen, sie zeigen eine Mischung von Charakteristika.«
»Überrascht Sie das?«
»Eigentlich nicht«, sagte Grant. »Genaugenommen entspricht es ziemlich genau dem, was die ersten Paläontologen angenommen haben.«

Als man in den 20er und 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts die ersten Riesenknochen fand, fühlten sich die Wissenschaftler verpflichtet, diese Knochen der übergroßen Spielart einer modernen Gattung zuzuordnen, denn man glaubte, daß keine Tierart auf dieser Erde je aussterben könne, weil Gott es nie zulassen würde, daß einer seiner Schöpfungen so etwas passiere.
Schließlich merkte man aber, daß diese Gottesvorstellung falsch

war und die Knochen zu ausgestorbenen Tieren gehörten. Aber zu welcher Art von Tieren?
1842 nannte sie Richard Owen, der damals führende britische Anatom, zum erstenmal *dinosauria*, was »furchtbare Echsen« bedeutete. Owen fand heraus, daß Dinosaurier offensichtlich Charakteristika von Echsen und Vögeln in sich vereinten. Vor allem die Hüftknochen der Dinosaurier waren vogelähnlich, nicht reptilisch. Und im Gegensatz zu Reptilien schienen viele Dinosaurier aufrecht gestanden zu haben. Owen stellte sich die Dinosaurier als reaktionsschnelle, aktive Wesen vor, und diese Ansicht wurde 40 Jahre lang allgemein akzeptiert.
Als aber dann wirklich gigantische Fossilien ausgegraben wurden - von Tieren, die wohl über 100 Tonnen gewogen hatten -, setzte sich unter den Wissenschaftlern die Vorstellung durch, die Dinosaurier seien dumme, träge Giganten gewesen, die zum Aussterben bestimmt waren. Das Bild eines schwerfälligen Reptils verdrängte allmählich das des reaktionsschnellen Vogels. In neuester Zeit neigten Wissenschaftler wie Grant wieder eher zu dem Konzept eines aktiveren Dinosaurierverhaltens. Viele seiner Kollegen hatten Grants Ansichten über das Dinosaurierverhalten als zu radikal empfunden, doch jetzt mußte Grant sich eingestehen, daß nicht einmal seine Vorstellung der Wirklichkeit dieser großen, unglaublich schnellen Jäger gerecht wurde.
»Worauf ich eigentlich hinaus will«, sagte Malcolm, »ist die Frage, ob Sie dieses Tier überzeugt? Ist es wirklich ein Dinosaurier?«
»Ich würde sagen, ja.«
»Und dieses koordinierte Verhalten beim Angriff...«
»War zu erwarten«, erwiderte Grant. »Fossilienfunde deuteten darauf hin, daß Velociraptorenrudel Tiere mit bis zu einer Tonne Gewicht erlegen konnten, den Tenontosaurier zum Beispiel, der so schnell laufen konnte wie ein Pferd. Dazu war Koordination nötig.«
Und wie machen sie das, ohne Sprache?«
Sprache ist für eine koordinierte Jagd nicht notwendig«, sagte

Ellie. »Schimpansen sind dafür ein gutes Beispiel. Es kommt oft vor, daß eine Schimpansengruppe einen kleineren Affen jagt, stellt und tötet. Die Kommunikation läuft dabei nur über die Augen ab.«
»Und die Dinosaurier haben uns wirklich angegriffen?«
»Ja.«
«Würden sie uns auch töten und fressen, wenn sie könnten?« fragte Malcolm.
»Ich glaube schon.«
»Ich frage nämlich, weil man mir gesagt hat, daß große Raubtiere wie Löwen und Tiger keine geborenen Menschenfresser sind. Stimmt das denn nicht? Diese Tiere müssen erst einmal erfahren haben, daß Menschen relativ einfach zu töten sind. Erst nach einem solchen Erlebnis werden sie zu Menschenfressern.«
»Ja, ich glaube, das stimmt«, erwiderte Grant.
»Aber dann müßten doch Dinosaurier in bezug auf Menschen noch zurückhaltender sein als Löwen und Tiger. Schließlich stammen sie aus einer Zeit, in der es noch keine Menschen, ja nicht einmal große Säugetiere gab. Wer weiß, was die denken, wenn Sie uns sehen. Deshalb frage ich mich: Haben sie irgendwann gelernt, daß Menschen leicht zu töten sind?«
Keiner erwiderte etwas, während sie den Rest des Weges zurückgingen.
»Auf jeden Fall«, sagte Malcolm schließlich, »bin ich jetzt wirklich sehr gespannt auf den Kontrollraum.«

Version 4.4

»Irgendwelche Probleme mit der Gruppe?« fragte Hammond.
»Nein«, antwortete Henry Wu. »Keine Probleme.«
»Sie haben Ihre Erklärung akzeptiert?«
»Warum sollten sie das nicht?« erwiderte Wu. »Im großen und

ganzen ist ja alles in Ordnung. Kniffelig wird's erst, wenn man ins Detail geht. Und über diese Details wollte ich heute mit Ihnen reden. Betrachten Sie es als ästhetisches Problem.«
John Hammond rümpfte die Nase, als röche er etwas Unangenehmes. »Ästhetisch?« wiederholte er.
Sie standen im Wohnzimmer von Hammonds elegantem Bungalow, der, etwas zurückgesetzt im nördlichen Teil des Parks, inmitten von Palmen stand. Das Zimmer war luftig und elegant, eine Reihe Videomonitoren zeigte Bilder von den Tieren im Park. Der Ordner mit der Aufschrift TIERENTWICKLUNG: VERSION 4.4, den Wu mitgebracht hatte, lag auf dem Couchtisch.
Hammond sah Wu mit seiner typischen geduldig-väterlichen Art an. Wu mit seinen 33 Jahren wußte nur zu gut, daß er sein ganzes bisheriges Berufsleben für Hammond gearbeitet hatte; Hammond hatte ihn direkt von der Universität weg engagiert.
»Es gibt natürlich auch praktische Konsequenzen«, sagte Wu. »Ich glaube, Sie sollten sich meine Empfehlungen für Phase zwei wirklich durch den Kopf gehen lassen. Wir sollten zu Version 4.4 übergehen.«
»Sie wollen den gegenwärtigen Tierbestand ersetzen?« fragte Hammond.
»Ja.«
»Warum? Was stimmt denn mit denen nicht?«
»Nichts«, entgegnete Wu. »Außer daß sie echte Dinosaurier sind.«
»Genau das, was ich wollte, Henry«, sagte Hammond lächelnd. »Und das haben Sie mir auch geliefert.«
»Ich weiß«, erwiderte Wu. »Aber Sie müssen verstehen...« Er hielt inne. Wie sollte er das Hammond nur erklären? Hammond besuchte die Insel äußerst selten. Und es war eine sehr eigentümliche Situation, die Wu ihm erklären wollte. »John, gerade jetzt im Augenblick bietet sich uns eine einzigartige Gelegenheit. Weil bis zu diesem Augenblick, während wir beide hier stehen, praktisch niemand auf der Welt je einen wirklichen Dinosaurier gesehen hat. Niemand weiß, wie sie wirklich aussehen.«

»Und?«
»Die Dinosaurier, die wir jetzt haben, sind echt«, fuhr Wu fort und zeigte auf die Bildschirme im Zimmer, »aber in gewisser Hinsicht sind sie unbefriedigend. Nicht überzeugend. Ich könnte sie besser machen.«
»In welcher Hinsicht besser?«
»Zum einen bewegen sie sich zu schnell«, sagte Henry Wu. »Die Leute sind nicht daran gewöhnt, daß sich so große Tiere so schnell bewegen. Ich fürchte, die Besucher werden auf den Gedanken kommen, daß wir die Dinosaurier zu schnell gemacht haben. Es würde ihnen vorkommen, als sähen sie einen zu schnell ablaufenden Film.«
»Aber Henry, das sind echte Dinosaurier. Das haben Sie doch eben selbst gesagt.«
»Ja«, entgegnete Wu. »Aber wir könnten sehr leicht langsamere, zahmere Dinosaurier züchten.«
»*Zahme* Dinosaurier?« Hammond schnaubte. »Kein Mensch will zahme Dinosaurier, Henry. Die wollen alle das Echte.«
»Aber darum geht's mir ja«, erwiderte Wu. »Ich glaube nicht, daß die Leute das Echte sehen wollen. Sie wollen sehen, was sie erwarten, und das ist etwas ganz anderes.«
Hammond runzelte die Stirn.
»Sie haben doch selbst gesagt, der Park dient der Unterhaltung«, fuhr Wu fort. »Und Unterhaltung hat nichts mit der Wirklichkeit zu tun. Unterhaltung ist das Gegenteil von Wirklichkeit.«
Hammond seufzte. »Ach, Henry, sollen wir jetzt wieder eine von diesen abstrakten Unterhaltungen führen? Sie wissen, daß ich am liebsten alles einfach habe. Die Dinosaurier, die wir jetzt haben, sind echt, und -«
»Na ja, nicht ganz«, sagte Wu. Er ging im Wohnzimmer auf und ab und zeigte auf die Bildschirme. »Ich glaube, wir sollten uns nicht selbst betrügen. Wir haben hier die Vergangenheit nicht neu erschaffen. Die Vergangenheit bleibt vergangen. Man kann sie nicht neu schaffen. Sie ist vergangen. Was wir geschaffen haben,

ist eine Rekonstruktion der Vergangenheit - oder zumindest einer Version der Vergangenheit. Und ich sage nur, daß wir noch eine bessere Version machen können.«
»Besser als echt?«
»Warum nicht?« entgegnete Wu. »Streng gesprochen sind diese Tiere bereits modifiziert. Wir haben Gene eingefügt, um sie patentierbar zu machen; andere Gene haben eine Abhängigkeit von externen Lysingaben verursacht. Und wir haben getan, was wir konnten, um das Wachstum und die Entwicklung zu beschleunigen.«
Hammond zuckte die Achseln. »Das war unvermeidlich. Wir wollten nicht warten. Schließlich mußten wir an unsere Investoren denken.«
»Natürlich. Aber ich meine doch nur, warum sollen wir jetzt aufhören? Warum sollen wir nicht weitermachen und genau die Art von Dinosauriern produzieren, wie wir sie wollen? Tiere, die eher den Erwartungen der Besucher entsprechen und die für uns leichter zu halten sind? Eine langsamere, zahmere Version für unseren Park?«
Hammonds Stirn legte sich schon wieder in Falten. »Aber dann wären die Dinosaurier doch nicht mehr echt.«
»Die sind doch jetzt schon nicht echt«, sagte Wu. »Das will ich Ihnen doch gerade klarmachen. Es gibt hier keine Wirklichkeit.« Er zuckte frustriert die Achseln. Offensichtlich drang er zu Hammond einfach nicht durch. Hammond hatte sich noch nie für technische Details interessiert, und im wesentlichen ging es bei dieser Diskussion um etwas Technisches. Wie konnte er Hammond die Wirklichkeit der fehlenden DNS-Sequenzen erklären, die Flickstellen und die Lücken, die Wu nach bestem Wissen hatte füllen müssen, ein Wissen, das aber nicht mehr als kluges Raten war. Die DNS der Dinosaurier war wie ein altes Foto, das man retuschiert hatte: Es war zwar immer noch dasselbe, aber an manchen Stellen eben repariert und schöner geworden. Und als Ergebnis-

»Also Henry«, sagte Hammond und legte Wu den Arm um die Schulter. »Wenn Sie mir das offene Wort gestatten, ich glaube, Sie bekommen einfach kalte Füße. Sie arbeiten jetzt schon so lange und so intensiv, Sie haben etwas Gigantisches geleistet - etwas wirklich Gigantisches -, und jetzt ist es Zeit, einigen Leuten draußen in der Welt zu zeigen, was Sie geleistet haben. Es ist ganz natürlich, daß Sie ein bißchen nervös sind. Daß Ihnen Zweifel kommen. Aber Henry, ich bin überzeugt, daß die Welt sehr zufrieden sein wird. Voll und ganz zufrieden.«
Während Hammond das sagte, schob er Wu zur Tür.
»Aber John«, erwiderte Wu, »erinnern Sie sich noch, als wir 1987 anfingen, unsere Schutzmechanismen und Abwehrwaffen zu konstruieren? Wir hatten damals noch keine ausgewachsenen Tiere, also mußten wir kalkulieren, was wir brauchen würden. Wir haben große Taser-Schocker bestellt, Autos mit aufgeschweißten Stahlrohrrahmen, Waffen, die elektrifizierte Netze verschießen. Alles wurde genau nach unseren Anweisungen gebaut. Wir haben eine ganze Sammlung von Geräten - und alle sind sie zu langsam. Wir müssen die Ausrüstung verbessern. Wissen Sie, daß Muldoon inzwischen militärisches Gerät will? LAW-Raketen und lasergesteuerte Waffen?«
»Lassen wir doch Muldoon aus dem Spiel«, erwiderte Hammond. »Ich mache mir keine Sorgen. Es ist doch nur ein Zoo, Henry.«
Das Telefon klingelte, und Hammond hob ab. Wu überlegte, wie er sein Anliegen noch auf eine andere Weise deutlich machen konnte. Aber Tatsache war, daß der DinoPark nach fünf langen Jahren kurz vor der Vollendung stand. Und Hammond wollte ihm, Wu, einfach nicht mehr zuhören.

Es hatte eine Zeit gegeben, da Hammond Wu sehr intensiv zuhörte. Vor allem kurz nachdem er ihn engagiert hatte, damals, als Wu noch ein 28jähriger Postgraduierter war, der am Norman Athertons Institut in Stanford seinen Doktor machte.
Athertons Tod hatte das Institut in Trauer und Verwirrung

gestürzt; niemand wußte, wie es mit der Finanzierung und den Doktorandenprojekten weitergehen würde. Große Unsicherheit herrschte, und die Leute machten sich Sorgen um ihre Karriere. Zwei Wochen nach dem Begräbnis besuchte John Hammond Wu. Jeder im Institut wußte, daß zwischen Atherton und Hammond bestimmte Beziehungen bestanden hatten, Einzelheiten waren aber nie bekannt geworden. Doch Hammond ging mit einer Direktheit auf Wu zu, die dieser nie vergessen sollte.

»Norman hat immer gesagt, Sie seien der beste Genetiker in diesem Labor«, sagte er. »Was haben Sie jetzt vor?«

»Ich weiß noch nicht. In die Forschung gehen.«

»Sie wollen eine Universitätsstelle?«

»Ja.«

»Das ist ein Fehler«, sagte Hammond unverblümt. »Zumindest, wenn Sie an Ihr Talent glauben.«

Wu riß überrascht die Augen auf.

»Wollen wir doch den Tatsachen ins Auge sehen«, fuhr Hammond fort. »Die Universitäten sind nicht mehr die intellektuellen Zentren des Landes. Schon der Gedanke ist absurd. Die Universitäten sind die Provinz. Schauen Sie nicht so überrascht. Ich sage Ihnen doch nichts, was Sie nicht schon wissen. Seit dem Zweiten Weltkrieg kommen alle wichtigen Entdeckungen aus privaten Instituten oder werden privatwirtschaftlich finanziert. Der Laser, der Transistor, der Polio-Impfstoff, der Mikrochip, das Hologramm, der PC, die Kernspintomographie, die computerunterstützten Prüfverfahren - die Liste ist lang. An den Universitäten passiert inzwischen gar nichts mehr. Schon seit 40 Jahren nicht mehr. Wenn Sie bei Computern oder in der Genetik etwas erreichen wollen, ist eine Universität nichts für Sie. Wirklich nicht.«

Wu war sprachlos.

»Mein Gott«, fuhr Hammond fort, »was müssen Sie nicht alles anstellen, wenn Sie ein neues Projekt beginnen wollen? Wie viele

Anmeldungen, wie viele Formulare, wie viele Zustimmungen? Der Lenkungsausschuß? Der Fakultätsleiter? Der Bewilligungsausschuß? Wieviel zusätzlichen Platz zum Arbeiten bekommen Sie, wenn Sie ihn brauchen? Zusätzliche Assistenten, wenn Sie sie brauchen? Ein brillanter Kopf darf seine wertvolle Zeit nicht mit Formularen und Ausschüssen vergeuden. Das Leben ist zu kurz, und die DNS zu lang. Sie wollen sich doch einen Namen machen. Wenn Sie etwas erreichen wollen, halten Sie sich von den Universitäten fern.«

Damals wollte sich Wu unbedingt einen Namen machen. Er war deshalb ganz Ohr.

»Ich rede von Arbeit«, fuhr Hammond fort. »Von wirklichen Leistungen. Was braucht ein Wissenschaftler, um arbeiten zu können? Er braucht Zeit, und er braucht Geld. Ich rede von einem Fünfjahresvertrag, den ich Ihnen anbiete, und zehn Millionen Dollar im Jahr an finanzieller Ausstattung. 50 Millionen Dollar, und keiner schreibt Ihnen vor, wie Sie es ausgeben sollen. Es ist allein Ihre Entscheidung. Keiner kommt Ihnen in die Quere.«

Es klang einfach zu gut, um wahr zu sein. Wu schwieg lange. Schließlich sagte er: »Und was verlangen Sie von mir?«

»Sie sollen das Unmögliche versuchen«, antwortete Hammond. »Sie sollen etwas versuchen, was vermutlich gar nicht möglich ist.«

»Worum geht es?«

»Ich kann Ihnen noch keine Einzelheiten nennen, aber es geht um das Klonen von Reptilien.«

»Ich glaube nicht, daß das unmöglich ist. Reptilien sind einfacher als Säugetiere. Es dauert höchstens noch zehn, 15 Jahre, bis wir die klonen können. Vorausgesetzt, es gibt einige wesentliche Durchbrüche.«

»Ich habe fünf Jahre Zeit«, sagte Hammond. »Und eine Menge Geld für jemanden, der es versuchen will.«

»Ist meine Arbeit publizierbar?«

»Nach einer gewissen Zeit.«
»Nicht sofort?«
»Nein.«
»Aber nach einer gewissen Zeit publizierbar?« Wu beharrte auf diesem Punkt.
Hammond lachte. »Keine Sorge. Wenn Sie Erfolg haben, wird die ganze Welt erfahren, was Sie getan haben, das verspreche ich Ihnen.«

Und jetzt sah es wirklich so aus, als würde es die ganze Welt erfahren, dachte Wu. Nach fünf Jahren außergewöhnlicher Anstrengungen waren sie nur noch ein Jahr von der offiziellen Eröffnung entfernt. Natürlich waren diese fünf Jahre nicht exakt so verlaufen, wie Hammond es versprochen hatte. Wu hatte Leute gehabt, die ihm sagten, was er tun solle, und manchmal hatte man ihn sehr unter Druck gesetzt. Auch die Arbeit selbst hatte eine etwas andere Richtung genommen - es ging nicht um das Klonen von Reptilien, denn sie merkten bald, daß Dinosaurier große Ähnlichkeit mit Vögeln hatten. Es ging um das Klonen von Vögeln, eine ganz andere Sache also. Viel schwieriger. Und in den letzten zwei Jahren war Wu vorwiegend Verwalter gewesen; er hatte die Forschungsteams und die computergesteuerten Gensequenzierer überwacht. Verwaltung war nicht gerade seine Lieblingsarbeit. Es war nicht das, was er sich erhofft hatte.
Trotzdem hatte er es geschafft. Er hatte erreicht, was niemand für möglich gehalten hätte, zumindest in so kurzer Zeit nicht. Und Henry Wu glaubte, daß ihm wegen seines Fachwissens und seiner Erfolge bestimmte Rechte zustünden, ein gewisses Mitspracherecht. Statt dessen merkte er, daß sein Einfluß täglich geringer wurde. Die Dinosaurier existierten. Die Verfahren zu ihrer Produktion waren so ausgearbeitet, daß sie schon beinahe Routine waren. Die Technologie war ausgereift. Hammond brauchte Henry Wu nicht mehr.

»Das ist schon in Ordnung so«, sagte Hammond in den Hörer. Er hörte eine Weile zu und lächelte Wu dabei an. »Gut. Ja, gut.« Er legte auf. »Wo waren wir stehengeblieben, Henry?«
»Wir haben eben über Phase zwei gesprochen«, sagte Wu.
»Ach ja. Wir reden ja heute nicht zum erstenmal über diese Angelegenheit, Henry -«
»Ja, aber Sie verstehen nicht -«
»Entschuldigen Sie, Henry«, unterbrach ihn Hammond mit leichter Ungeduld in der Stimme. »Ich verstehe sehr wohl. Aber ich muß Ihnen ganz offen sagen, Henry, ich sehe keinen Grund, die Wirklichkeit zu verbessern. Jede Veränderung, die wir am Genom vorgenommen haben, ist uns vom Gesetz aufgezwungen worden oder war unvermeidlich. Vielleicht werden wir in Zukunft noch andere Veränderungen vornehmen, um die Widerstandskraft gegen Krankheiten zu erhöhen, oder aus anderen Gründen. Aber ich glaube nicht, daß wir die Wirklichkeit verbessern sollten, nur weil wir das für angebracht halten. Wir haben da draußen jetzt echte Dinosaurier. Das ist es, was die Leute sehen wollen. Und das sollen sie auch zu sehen bekommen. Das ist unsere Verpflichtung, Henry. Das ist Aufrichtigkeit, Henry.«
Lächelnd öffnete Hammond Wu die Tür.

Kontrollraum

Grant sah sich die Computermonitoren im Kontrollraum an, und ihn befiel ein vertrautes Gefühl des Unbehagens. Grant mochte Computer nicht. Er wußte, daß ihn diese Abneigung altmodisch machte, zu einem Forscher, der hinter der Zeit herhinkte, aber das war ihm gleichgültig. Einige der Jungen, die für ihn arbeiteten, hatten ein richtiges Gespür für Computer, eine Intuition, so wie andere Leute Gespür für ein Tier oder ein Baby zeigen. Grant hatte

das nicht. Für ihn waren sie fremdartige, ja geheimnisvolle Maschinen. Sogar der fundamentale Unterschied zwischen einem Betriebssystem und einem Anwendungsprogramm verwirrte ihn und machte ihn mutlos, er fühlte sich dann wie ein Umherirrender in einer fremden Geographie, in der er sich gar nicht zurechtfinden wollte. Aber er merkte, daß Gennaro mit der Technik wohlvertraut war, und Malcolm schien in seinem Element zu sein: Er gab leise, schnuppernde Laute von sich, wie ein Bluthund, der eine Spur aufgenommen hat.

»Sie wollen die Kontrollmechanismen kennenlernen?« fragte John Arnold und erhob sich von seinem Stuhl in dem verdunkelten Kontrollraum. Arnold war der Cheftechniker, ein dünner, nervöser, 45jähriger Kettenraucher. »Wir haben ganz unglaubliche Kontrollmechanismen«, sagte er und zündete sich eine neue Zigarette an.

»Zum Beispiel?« wollte Gennaro wissen.

»Zum Beispiel den Tierbewegungsmelder.« Arnold drückte einen Knopf auf seiner Konsole, die vertikale Glaskarte erhellte sich und zeigte ein Muster aus gezackten blauen Linien. »Das ist unser halbwüchsiger T-Rex. Der kleine Rex. Das sind seine sämtlichen Bewegungen im Park in den letzten 24 Stunden.« Arnold drückte noch einmal auf den Knopf. »Die 24 Stunden davor.« Noch ein Knopfdruck. »Und noch einmal davor.«

Die Linien auf der Karte schichteten sich immer dichter übereinander, es sah aus wie die Kritzelei eines Kindes. Aber das Gekritzel beschränkte sich auf ein bestimmtes Gebiet nahe der südöstlichen Seite der Lagune.

»Mit der Zeit bekommt man einen Eindruck von seinem Revier«, sagte Arnold. »Er ist noch jung, wissen Sie, deshalb bleibt er nahe am Wasser. Und er hält sich von dem großen, erwachsenen Rex fern. Wenn man die Karten für den kleinen und den großen Rex übereinanderlegt, können Sie sehen, daß sich ihre Wege nie kreuzen.«

»Wo ist der große Rex jetzt gerade?« fragte Gennaro.

Arnold drückte einen anderen Knopf. Die Linien verschwanden und ein einzelner leuchtender Punkt mit einer Codenummer erschien auf der Karte in dem Gebiet nordwestlich der Lagune. »Da ist er.«
»Und der kleine Rex?«
»Mann, ich kann Ihnen jedes Tier im Park zeigen«, sagte Arnold. Die Karte leuchtete auf wie ein Weihnachtsbaum, unzählige Lichtpunkte, jedes mit einer Codenummer versehen. Das sind jetzt alle 238 Tiere.«
»Wie genau lokalisiert?«
»Auf eineinhalb Meter genau.« Arnold zog an seiner Zigarette. »Wollen mal so sagen: Wenn Sie jetzt rausfahren, finden Sie sie genau da, wo sie auf der Karte angezeigt sind.«
»Wie oft wird das aktualisiert?«
»Alle dreißig Sekunden.«
»Ganz schön eindrucksvoll«, bemerkte Gennaro. »Und wie funktioniert das?«
»Wir haben im ganzen Park Bewegungssensoren installiert«, sagte Arnold. »Die meisten sind verkabelt, einige senden über Funk. Natürlich sagt ein Bewegungssensor normalerweise nichts über die Tierart aus, aber wir bekommen die Ergebnisse der Mustererkennung direkt auf das Videobild. Und auch wenn wir nicht auf die Monitore schauen, der Computer tut's. Und kontrolliert, wo alle sind.«
»Macht der Computer auch Fehler?«
»Nur bei den Babys. Die verwechselt er manchmal, weil die so kleine Bilder liefern. Aber deswegen machen wir uns keine Sorgen. Die Kleinen bleiben fast immer dicht bei den Herden der ausgewachsenen Tiere. Außerdem haben wir die Kategorienzählung.«
»Was ist das?«
»Alle 15 Minuten zählt der Computer die Tiere in allen Kategorien«, antwortete Arnold. »So etwa.«

TIERE INSGESAMT 238

ARTEN	ERWARTET	GEFUNDEN	VERSION
Tyrannosaurier	2	2	4.1
Maiasaurier	21	21	3.3
Stegosaurier	4	4	3.9
Triceratopsiden	8	8	3.1
Procompsognathen	49	49	3.9
Othnielia	16	16	3.1
Velociraptoren	8	8	3.0
Apatosaurier	17	17	3.1
Hadrosaurier	11	11	3.1
Dilophosaurier	7	7	4.3
Pterosaurier	6	6	4.3
Hypsilophodons	33	33	2.9
Euoplocephali	16	16	4.0
Styracosaurier	18	18	3.9
Callovosaurier	22	22	4.1
Insgesamt	238	238	

»Was Sie hier sehen«, fuhr Arnold fort, »ist das Ergebnis eines vollkommen unabhängigen Zählverfahrens. Es basiert nicht auf den Bewegungsdaten. Es ist ein ganz neuer Blickwinkel. Der Grundgedanke dabei ist, daß der Computer keine Fehler machen kann, weil er die Daten auf zwei unterschiedliche Arten betrachtet. Würde ein Tier fehlen, würden wir das innerhalb von fünf Minuten wissen.«

»Verstehe«, sagte Malcolm. »Wurde das schon einmal getestet?«

»Na ja, in gewisser Weise«, antwortete Arnold. »Ein paar Tiere sind uns eingegangen. Einer der Othnielia verfing sich in den Ästen eines Baums und erstickte. Einer der Stegos ist an dieser Darmkrankheit krepiert, die sie alle plagt. Einer der Hypsilophodons ist gestürzt und hat sich den Hals gebrochen. Aber in

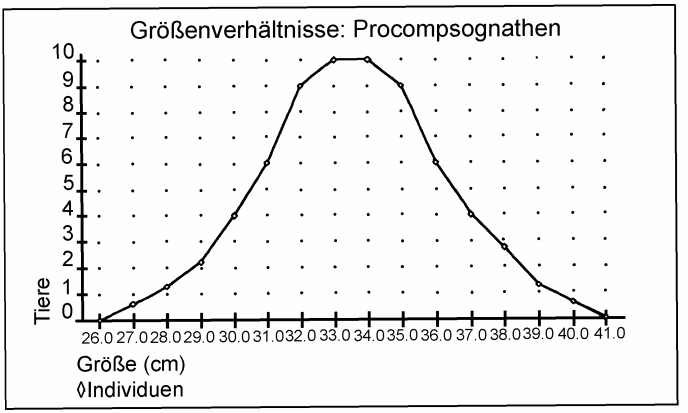
jedem Fall hat der Computer, sobald sich die Tiere nicht mehr bewegten, den Zählprozeß unterbrochen und Alarm gegeben.«
»Innerhalb fünf Minuten.«
»Ja.«
»Und was bedeutet die rechte Spalte?«
»Produktionsversionsnummern der Tiere. Die meisten sind Version 4.1 oder 4.3. Wir überlegen uns gerade, ob wir eine Version 4.4 auflegen sollen.«
»Versionsnummer? Sie meinen wie bei Computerprogrammen? Neue Auflagen?«
»Irgendwie schon«, sagte Arnold. »Es ist ein bißchen wie bei Computerprogrammen. Wenn wir Fehler in der DNS entdecken, muß Dr. Wus Labor eine neue Version auflegen.«
Die Vorstellung, daß lebende Wesen numeriert wurden wie Computerprogramme, daß man sie aktualisierte und revidierte, beunruhigte Grant. Er konnte nicht genau sagen, warum -der Gedanke war einfach zu neu -, aber ihm war instinktiv dabei unbehaglich zumute. Es waren ja immerhin lebende Wesen...
Arnold mußte etwas an Grants Gesichtsausdruck gemerkt haben, denn er sagte: »Hören Sie, Dr. Grant, Sie brauchen wegen dieser Tiere nicht gleich glänzende Augen zu bekommen. Man darf nie vergessen, daß diese Tiere erschaffen sind. Von Menschen erschaffen. Manchmal gibt es eben Fehler. Wenn wir die Fehler entdekken, muß Dr. Wus Labor eine neue Version ausarbeiten. Und wir müssen doch wissen, welche Version wir da draußen haben.«
»Ja, natürlich müssen Sie das«, warf Malcolm ungeduldig dazwischen. »Aber noch einmal zu diesem Zählverfahren. Wenn ich Sie richtig verstehe, basiert das Zählen auf den Bewegungssensoren?«
»Ja.«
»Und diese Sensoren sind überall im Park?«
»Sie decken 92 Prozent des Landbereichs ab«, antwortete Arnold. »Es gibt nur ganz wenige Stellen, wo wir sie nicht benutzen können. Auf dem Dschungelfluß zum Beispiel können wir sie nicht benutzen, weil die Bewegung des Wassers und die aufsteigende

Konvektion sie außer Funktion setzt. Aber sonst haben wir sie fast überall. Und wenn der Computer ein Tier in eine nicht überwachte Zone verfolgt, dann merkt er sich das und sieht nach, wo es wieder herauskommt. Wenn es nicht herauskommt, schlägt er Alarm.«
»Also gut«, sagte Malcolm. »Der Computer zeigt 49 Procompsognathen. Mal angenommen, ich behaupte jetzt, daß einige gar nicht zu dieser Spezies gehören. Wie können Sie mir zeigen, daß ich Unrecht habe?«
»Auf zwei Arten«, erwiderte Arnold. »Zum einen kann ich die individuellen Bewegungen mit denen der anderen angenommenen Compys vergleichen. Compys sind gesellige Tiere, sie leben in Gruppen. Im Park haben wir zwei Gruppen. Also muß das betreffende Tier entweder in Gruppe A oder in Gruppe B sein.«
»Ja, aber -«
»Die zweite Art funktioniert direkt visuell«, fuhr Arnold fort. Er drückte einige Knöpfe, und einer der Monitoren zeigte in rascher Reihenfolge Bilder von Compys, die von eins bis 49 durchnumeriert waren.
»Diese Bilder sind...«
»Aktuelle Identifikationsbilder. Aus den letzten fünf Minuten.«
»Das heißt also, sie können jedes Tier sehen, wenn Sie wollen.«
»Ja. Ich kann die Tiere visuell überprüfen, sooft ich will.«
»Was ist mit der Verwahrung der Tiere?« fragte Gennaro. »Können sie aus ihren Reservaten ausbrechen?«
»Unmöglich«, erwiderte Arnold. »Das sind wertvolle Tiere, Mr. Gennaro. Wir passen gut auf sie auf. Wir haben mehrfache Sperren. Zuerst die Gräben.« Er drückte auf einen Knopf, auf der Karte leuchtete ein Netz orangener Balken auf. »Die Gräben sind unterschiedlich, aber nie weniger als vier Meter tief und voll Wasser; für die größeren Tiere sind die Gräben bis zu zehn Meter tief. Als nächstes die Elektrozäune.« Rote Linien leuchteten auf der Karte auf.
»Wir haben 80 Kilometer vier Meter hohe Zäune, darunter 35 Kilometer um den äußeren Rand der Insel. Die Spannung an den

Zäunen beträgt 10.000 Volt. Die Tiere lernen sehr schnell, ihnen nicht zu nahe zu kommen.«
»Falls aber doch eins entwischt?« fragte Gennaro.
Arnold schnaubte verächtlich und drückte seine Zigarette aus. »Nur hypothetisch gesprochen«, sagte Gennaro, »angenommen, es würde passieren?«
Muldoon räusperte sich. »Wir würden es zurückholen«, sagte er. »Wir haben dafür verschiedene Mittel - Taser-Schocker, elektrifizierte Netze, Betäubungsgewehre. Alle nicht tödlich, weil, wie Mr. Arnold eben gesagt hat, diese Tiere sehr wertvoll sind.«
Gennaro nickte. »Und wenn eins von der Insel entwischt?«
»Es würde innerhalb von 24 Stunden sterben«, erwiderte Arnold. »Das sind gentechnisch produzierte Tiere. In der Außenwelt könnten sie nicht überleben.«
»Was ist mit dem Kontrollsystem selbst?« wollte Gennaro wissen. »Könnte da jemand daran herumspielen?«
»Das System ist äußerst unempfindlich. Der Computer ist in jeder Hinsicht unabhängig. Unabhängige Hauptstromversorgung und unabhängige Notstromversorgung. Das System hat keine Verbindung zur Außenwelt und kann deshalb nicht über ein Modem manipuliert werden. Das Computersystem ist hundertprozentig geschützt.«
Eine Pause entstand. Arnold zog an seiner Zigarette. Schließlich sagte er: »Ein irres System. Ein totales Wahnsinnssystem.«
»Dann vermute ich«, sagte Malcolm, »Ihr System arbeitet so gut, daß Sie keine Probleme damit haben?«
»Wir haben nichts als Probleme hier«, sagte Arnold und zog eine Augenbraue hoch. »Aber keins von denen, über die Sie sich Gedanken machen. Wenn ich Sie richtig verstehe, haben Sie Angst, daß die Tiere ausbrechen, das Festland erreichen und dort eine Katastrophe auslösen könnten. Aber deswegen machen wir uns überhaupt keine Sorgen. Für uns sind diese Tiere im Grunde genommen sehr zerbrechlich und empfindlich. Wir haben sie nach 80 Millionen Jahren in eine Welt zurückgebracht, die ganz anders ist

als die, die sie verlassen hatten, als die, an die sie sich angepaßt haben. Wir haben die größte Mühe, richtig für sie zu sorgen. Sie müssen überlegen, daß Menschen seit Jahrhunderten Tiere in Zoos halten. Wir wissen, wie wir einen Elefanten oder einen Tiger behandeln müssen. Aber kein Mensch hat das je mit diesen Tieren versucht. Das sind neue Tiere. Und wir wissen nichts über sie. Krankheiten sind bei unseren Tieren das größte Problem.«
»Krankheiten?« fragte Gennaro beunruhigt. »Besteht die Gefahr, daß Besucher krank werden könnten?«
Wieder schnaubte Arnold. »Haben Sie sich je von einem Alligatoren im Zoo einen Schnupfen geholt, Mr. Gennaro? Zoos machen sich deswegen keine Sorgen. Und wir auch nicht. Wirkliche Sorgen macht uns, daß die Tiere an ihren Krankheiten sterben oder daß sie andere anstecken. Aber wir haben Programme, die auch das überwachen. Wollen Sie den Gesundheitsbericht des kleinen Rex sehen? Seinen Impfbericht? Seinen Zahnbericht? Das ist wirklich interessant: Sie sollten einmal zusehen, wie die Tierärzte diese riesigen Hauer bürsten, damit er nicht Karies bekommt...«
»Im Augenblick nicht«, sagte Gennaro. »Was ist mit den mechanischen Systemen?«
»Sie meinen die Erlebnisbahnen?«
Grant riß die Augen auf. »Erlebnisbahnen?«
»Von denen läuft noch keine«, sagte Arnold. »Wir haben die Dschungelflußbahn, bei der Boote auf Unterwasserschienen laufen, und die Aviariumbahn, aber die beiden sind noch nicht in Betrieb. Der Park wird mit der großen Dinosauriertour eröffnet - das ist die, die Sie nachher unternehmen werden. Die anderen Bahnen werden erst sechs, vielleicht zwölf Monate später in Betrieb genommen.«
»Einen Augenblick mal«, warf Grant dazwischen. »Sie haben Bahnen wie in einem Vergnügungspark?«
»Das ist ein zoologischer Park«, erwiderte Arnold. »Wir bieten Rundfahrten durch die einzelnen Gebiete in extra dafür konstruierten Fahrzeugen an, und die nennen wir Bahnen. Das ist alles.«

Grant runzelte die Stirn. Wieder überkam ihn das unbehagliche Gefühl von vorhin. Die Vorstellung, daß Dinosaurier in einem Vergnügungspark als Attraktionen dienten, gefiel ihm ganz und gar nicht.
Malcolm fuhr mit seinen Fragen fort. »Noch einmal zu diesem Kontrollraum. Sie können den gesamten Park von hier aus betreiben?«
»Ja«, antwortete Arnold. »Sogar einhändig, wenn ich muß. Es ist alles sehr automatisiert. Der Computer kann die Tiere selbständig und ohne jede Überwachung 48 Stunden lang kontrollieren, füttern und die Wassertröge nachfüllen.«
»Das ist das System, das Mr. Nedry entworfen hat, nicht?« fragte Malcolm. Dennis Nedry saß an einem Terminal am anderen Ende des Raums, aß einen Schokoriegel und tippte.
»Genau«, sagte Nedry, ohne von der Tastatur aufzusehen.
»Es ist ein tolles System«, sagte Arnold stolz.
»Genau«, ergänzte Nedry abwesend. »Sind nur noch ein paar kleinere Fehler auszumerzen...«
»So«, sagte Arnold. »Wie ich sehe, beginnt gleich die Tour. Wenn Sie also keine Fragen mehr haben...«
»Nur noch eine«, sagte Malcolm. »Eine wissenschaftliche. Sie haben uns gezeigt, daß Sie die Procompsognathen überwachen und einzeln visuell darstellen können. Aber können Sie sie auch als Gruppe studieren? Sie messen oder so? Wenn ich zum Beispiel die Größe oder das Gewicht wissen...«
Arnold drückte wieder einige Knöpfe. Eine neue Grafik erschien auf dem Monitor.
»Das können wir alles, und zwar sehr schnell«, erläuterte Arnold. »Der Computer registriert die Meßdaten, während er die Videomonitoren abliest, sie sind also sofort übertragbar. Sie sehen hier eine normale Poisson-Verteilung für die Tierpopulation. Die Grafik zeigt, daß die meisten Tiere Mittelwerte aufweisen, und nur einige sind entweder größer oder kleiner als der Durchschnitt, hier an den Enden der Kurve.«



»Ein solcher Kurvenverlauf wäre zu erwarten«, sagte Malcolm.
»Das stimmt. Jede gesunde Population zeigt eine solche Verteilung. Also dann«, sagte Arnold und zündete sich eine neue Zigarette an, »noch irgendwelche anderen Fragen?«
»Nein«, entgegnete Malcolm. »Das dürfte so ziemlich alles sein. Ich weiß jetzt alles, was ich wissen wollte.«
Beim Hinausgehen sagte Gennaro: »Also, auf mich macht das System einen ziemlich guten Eindruck. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Tiere diese Insel verlassen könnten.«
»Nicht?« fragte Malcolm. »Ich dachte, das sei offensichtlich.«
»Moment mal. Sie glauben, daß bereits Tiere entwischt sind?«
»Ich weiß, daß sie es sind.«
»Aber wie?« fragte Gennaro. »Sie haben es doch selbst gesehen. Die Leute hier können die Tiere zählen. Und sie sogar sehen. Sie wissen immer, wo sich sämtliche Tiere aufhalten. Wie könnte ihnen da eins auskommen?«
Malcolm lächelte. »Das ist eigentlich recht offensichtlich. Es ist alles eine Frage der richtigen Annahmen.«
»Der richtigen Annahmen?« wiederholte Gennaro stirnrunzelnd.
»Ja. Sehen Sie, im Grunde genommen ist dieser DinoPark nichts anderes als der Versuch von Wissenschaftlern und Technikern,

eine neue, vollständige biologische Welt zu schaffen. Und die Wissenschaftler im Kontrollraum erwarten, eine natürliche Welt zu sehen. Wie in der Kurve, die sie uns gerade gezeigt haben. Und das, obwohl man doch schon nach kurzem Nachdenken darauf kommt, daß eine so hübsche normale Verteilung auf dieser Insel ernsthaft beunruhigend ist.«
»Ach, wirklich?«
»Ja. Ausgehend von dem, was Dr. Wu uns zuvor gesagt hat, dürfte es eine solche Populationskurve gar nicht geben.«
»Warum nicht?« fragte Gennaro.
»Weil das eine Kurve für eine normale biologische Population ist. Aber genau das ist der DinoPark nicht. Der DinoPark ist nicht die wirkliche Welt. Er ist gedacht als kontrollierte Welt, die die natürliche nur imitiert. In dieser Hinsicht ist er ein echter Park, fast schon wie ein traditioneller japanischer Garten. Natur, die so manipuliert ist, daß sie natürlicher wirkt als die Wirklichkeit, wenn Sie so wollen.«
»Ich fürchte, ich kann Ihnen da nicht folgen«, sagte Gennaro verstimmt.
»Ich glaube, die Rundfahrt wird Ihnen die ganze Sache verständlich machen«, sagte Malcolm.

Die Rundfahrt

»Hier entlang, bitte, hier entlang!« sagte Ed Regis. Eine Frau neben ihm verteilte Grubenhelme mit der Aufschrift DINOPARK und einem kleinen blauen Dinosaurier-Logo.
Zwei Land-Cruiser fuhren aus der unterirdischen Garage neben dem Besucherzentrum. Lautlos und ohne Fahrer kamen sie auf die Gruppe zu. Zwei Schwarze in Safariuniformen öffneten den Passagieren die Türen.

»Zwei bis vier Passagiere pro Auto, bitte, zwei bis vier Passagiere pro Auto«, verkündete eine Stimme vom Band. »Kinder unter zehn Jahren müssen von einem Erwachsenen begleitet werden. Zwei bis vier Passagiere pro Auto, bitte.«
Tim sah zu, wie Grant, Sattler und Malcolm zusammen mit dem Anwalt Gennaro in den ersten Land-Cruiser stiegen. Dann blickte er zu seiner Schwester hinüber, die mit der Faust in ihren Handschuh schlug. Tim deutete auf das erste Auto und fragte: »Kann ich bei denen mitfahren?«
»Ich fürchte, die haben etwas zu besprechen«, entgegnete Ed Regis. »Technische Sachen.«
»Ich interessiere mich für technische Sachen«, sagte Tim. »Ich möchte lieber mit denen mitfahren.«
»Na komm, du wirst alles hören können, was sie zu besprechen haben. Es gibt Funkverbindung zwischen den Autos.«
Das zweite Auto fuhr vor. Tim und Lex stiegen ein, Ed Regis folgte ihnen. »Das sind Elektroautos«, sagte Ed Regis. »Gesteuert über ein Kabel in der Straße.«
Tim war froh, daß er vorne saß, denn vor ihm auf dem Armaturenbrett sah er zwei Computermonitoren und einen Kasten, der für ihn wie ein CD-ROM aussah, ein computergesteuertes Abspielgerät für Laserdisks. Außerdem gab es ein Walkie-talkie und eine Art Funksender. Auf dem Dach waren zwei Antennen und im Handschuhfach eine komische Brille.
Die Schwarzen schlossen die Türen des Land-Cruiser. Mit einem elektrischen Summen setzte sich das Auto in Bewegung. Die drei Wissenschaftler und Gennaro im Auto vor ihnen redeten und gestikulierten erregt. »Wollen mal hören, was die zu besprechen haben«, sagte Ed Regis. Die Bordfunkanlage klickte.
»Was zum Teufel glauben Sie eigentlich, warum Sie hier sind«,
hörte man Gennaros Stimme. Er klang sehr wütend.
»Ich weiß ziemlich genau, warum ich hier bin«, erwiderte Malcolm. »Sie sind hier, um mich zu beraten, und nicht um irgendwelche beschissenen Gedankenspielchen zu treiben. Ich habe fünf Prozent

von dieser Firma und die Verantwortung, herauszufinden, ob Hammond seine Arbeit gewissenhaft erledigt hat. Und jetzt kommen Sie daher und -«
Ed Regis drückte die Sprechtaste und sagte: »Im Einklang mit der umweltbewußten Haltung der DinoPark-Betreiber wurden diese leichten elektrischen Land-Cruiser extra für uns in Osaka gebaut. Wir hoffen, irgendwann zu den Tieren hineinfahren zu können - wie es in den afrikanischen Wildreservaten geschieht -, aber im Augenblick lehnen Sie sich bitte einfach zurück und genießen Sie die selbsterklärende Rundfahrt.« Er hielt inne, »Ach, übrigens, wir können Sie hören.«
»O Mann«, sagte Gennaro. »Es wird doch wohl möglich sein, einmal reden zu können, ohne ein Blatt vor den Mund nehmen zu müssen. Ich habe nicht darum gebeten, daß diese verdammten Kinder mitkommen...«
Ed Regis lächelte verbindlich und drückte auf einen Knopf. »Wir fangen einfach mal mit der Show an, was?« Sie hörten eine Trompetenfanfare und auf den Bordbildschirmen leuchtete WILLKOMMEN IM DINOPARK auf. Eine sonore Stimme sagte: »Willkommen im DinoPark. Sie betreten jetzt die versunkene Welt der prähistorischen Vergangenheit, eine Welt mächtiger Kreaturen, die seit langem vom Angesicht der Erde verschwunden sind, die Sie aber gleich mit eigenen Augen werden sehen können.«
»Das ist Richard Kiley«, sagte Ed Regis. »Wir haben keine Kosten gescheut.«
Der Land-Cruiser fuhr durch eine Gruppe niederer, gedrungener Palmen. »Beachten Sie zunächst die erstaunliche Pflanzenwelt, die Sie umgibt. Die Bäume links und rechts von Ihnen nennt man Cycadeoidae, es sind die prähistorischen Vorläufer der Palmen. Diese Palmfarne waren das Lieblingsfutter der Dinosaurier. Darüber hinaus können Sie Bennettitinae und Ginkgo-Bäume sehen. Zur Welt der Dinosaurier gehörten aber auch Pflanzen, die es heute noch gibt, wie etwa Kiefern, Tannen und Sumpfzypressen. Die werden Sie ebenfalls noch sehen.«

Der Land-Cruiser bewegte sich langsam durch das Laubwerk. Tim bemerkte, daß die Zäune und Schutzmauern unter Bewuchs versteckt waren, damit man das Gefühl bekam, durch echten Dschungel zu fahren.
»Wir stellen uns die Welt der Dinosaurier«, fuhr Richard Kileys Stimme fort, »als eine Welt riesiger Vegetarier vor, die sich vor 100 Millionen Jahren durch die gigantischen tropischen Sumpfwälder des Jura und der Kreidezeit fraßen. Aber die meisten Dinosaurier waren gar nicht so groß, wie man glaubt. Die kleinsten waren nicht größer als eine Hauskatze, der Durchschnitt etwa einen Meter groß, ungefähr so wie ein Pony. Wir werden zunächst eine Gruppe dieser durchschnittlich großen Tiere besuchen, die sogenannten Hypsilophodons. Wenn Sie den Blick nach links wenden, können Sie sie vielleicht schon sehen.«
Sie sahen alle nach links.
Der Land-Cruiser blieb auf einer kleinen Anhöhe stehen, wo man durch eine Lücke in der Vegetation Ausblick nach Osten hatte. Vor ihnen lag ein sanft abfallendes Waldstück, das schließlich in eine Ebene mit gelbem, hüfthohem Gras überging. Dinosaurier waren nirgends zu sehen.
»Wo sind sie?« fragte Lex.
Tim sah auf das Armaturenbrett. Am Übertragungsgerät blinkten Lichter, der CD-ROM schnurrte. Offensichtlich wurde die Laserdisk von einer Automatik gesteuert. Er nahm an, daß die Bewegungsmelder, die die Standorte der Tiere überwachten, auch die Bildschirme in den Autos steuerten. Denn die zeigten jetzt Bilder von Hypsilophodons und lieferten Informationen über sie.
Die Stimme erklärte: »Die Hypsilophodons sind die Gazellen der Dinosaurierwelt: kleine, schnelle Tiere, die einst über die ganze Welt verstreut waren, von England über Zentralasien bis Nordamerika. Wir glauben, daß diese Dinosaurier so überlebenstüchtig waren, weil sie bessere Kiefer und Zähne zum Zerkleinern von Pflanzen hatten als ihre Zeitgenossen. So leitet sich auch der Name Hypsilophodon, wörtlich übersetzt >Hochgratzahn<, von den cha-

rakteristischen selbstschärfenden Zähnen dieser Tiere her. Sie können sie in der Ebene direkt vor sich und vielleicht auch in den Bäumen beobachten.«
»In den Bäumen?« fragte Lex. »Dinosaurier in den Bäumen?«
Tim suchte die Gegend mit einem Fernglas ab. »Dort rechts«, sagte er. »An diesem großen grünen Stamm...«
Im gesprenkelten Schatten des Baumes stand bewegungslos auf einem Ast ein dunkelgrünes Tier, etwa von der Größe eines Pavians. Es sah aus wie eine aufrecht stehende Eidechse. Mit seinem langen, hängenden Schwanz hielt sich das Tier im Gleichgewicht.
»Das ist ein Othnielia«, erklärte Tim.
»Die kleinen Tiere, die Sie dort unten sehen, nennt man Othnielia«, sagte die Stimme, »zu Ehren von Othniel Marsh aus Yale, einem Dinosaurierjäger aus dem 19. Jahrhundert.«
Tim sah noch zwei weitere Tiere auf Ästen weiter oben im selben Baum. Sie waren alle etwa gleich groß. Und keins bewegte sich.
»Ziemlich langweilig«, sagte Lex. »Die tun ja gar nichts.«
»Die große Herde versteckt sich meistens in der grasbewachsenen Ebene direkt vor Ihnen«, sagte die Stimme vom Band. »Wir können sie mit einem einfachen Paarungsruf herauslocken.«
Aus einem Lautsprecher am Zaun drang ein langer, nasaler Ton, fast wie der Schrei einer Wildgans.
Aus der Wiese links unter ihnen tauchten sechs Echsenköpfe auf, einer nach dem anderen. Es sah komisch aus, und Tim lachte. Die Köpfe verschwanden wieder. Aus dem Lautsprecher kam noch einmal der Ruf, und wieder tauchten die Köpfe auf - genau wie zuvor, einer nach dem anderen. Die starre Wiederholung des Verhaltens war erstaunlich.
»Hypsilophodons sind nicht gerade kluge Tiere«, kam die Erklärung vom Band. »Sie haben ungefähr die Intelligenz einer Kuh.«
Die Köpfe waren mattgrün, mit einer Musterung aus dunkelbraunen und schwarzen Sprenkeln, die sich über die schlanken Hälse ausdehnte. Der Größe der Köpfe nach zu urteilen, waren die Körper etwa einen Meter 20 lang, ungefähr so groß wie ein Reh.

Einige der Hypsilophodons kauten, man sah ihre Kiefer arbeiten. Einer kratzte sich mit einer fünffingrigen Hand am Kopf. Die Geste gab dem Tier ein tiefsinniges, nachdenkliches Aussehen.
»Wenn Sie die Tiere sich kratzen sehen, liegt es an den Hautproblemen, unter denen sie leiden. Die Tierärzte hier im DinoPark glauben, daß es sich möglicherweise um einen Pilz oder eine Allergie handelt. Aber sie wissen es noch nicht genau. Schließlich sind das die ersten lebenden Dinosaurier der Geschichte, die medizinisch untersucht werden können.«
Der Elektromotor des Autos sprang wieder an, die Gänge knirschten. Bei dem unerwarteten Geräusch sprangen die Hypsilophodons hoch in die Luft und hüpften davon wie Känguruhs. Jetzt konnte man auch ihre Körper über den Grasspitzen sehen, die Nachmittagssonne beleuchtete die kräftigen Hinterläufe und die langen Schwänze. Mit wenigen Sätzen waren sie verschwunden.
»Nach diesem ersten Blick auf einige faszinierende Pflanzenfresser kommen wir nun zu Dinosauriern, die etwas größer sind. Sogar ein ganzes Stück größer, um genau zu sein.«
Die Land-Cruiser setzten die Rundfahrt durch den DinoPark in südlicher Richtung fort.

Kontrollraum

»Gänge knirschen«, sagte John Arnold im verdunkelten Kontrollraum. »Das Wartungsteam soll die Elektrokupplungen in den Fahrzeugen BB4 und BB5 überprüfen, sobald sie zurückkommen.«
»Ja, Mr. Arnold«, kam eine Stimme aus der Sprechanlage.
»Nur eine unwesentliche Kleinigkeit«, sagte Hammond, der sich ebenfalls im Kontrollraum aufhielt. Von seinem Standpunkt aus konnte er die Land-Cruiser auf ihrer Fahrt durch den Park beobachten.

Arnold schob seinen Stuhl von der Konsole zurück und seufzte. »Es gibt keine unwesentlichen Kleinigkeiten, Mr.Hammond«, sagte er. Arnold war zwar fast immer nervös, doch in diesem Augenblick war er besonders angespannt. Es war das erste Mal, daß Besucher tatsächlich den Park besichtigten, das wußte er nur zu gut. Bis jetzt hatten nur wenige Leute den Park selbst betreten. Harding, der Tierarzt, tat es manchmal; und die Tierpfleger fuhren zu den einzelnen Futterstationen. Ansonsten wurde der Park vom Kontrollraum aus überwacht. Doch jetzt waren Besucher da draußen, und Arnold sorgte sich um hundert Kleinigkeiten.

John Arnold war Systemanalyst und hatte in den späten 60ern am U-Boot-Raketen-Projekt Polaris mitgearbeitet. Doch nach der Geburt seines ersten Kindes war es ihm zuwider, weiterhin Waffen zu bauen. In dieser Zeit hatte Disney angefangen, technisch sehr hochkomplizierte Fahrattraktionen für Vergnügungsparks zu bauen, und engagierte dazu eine Menge Leute aus der Raumfahrt. Arnold hatte beim Aufbau von Disney World in Orlando mitgearbeitet und anschließend größere Parks wie Magic Mountain in Kalifornien, Old Country in Virginia und Astroworld in Houston ausgestattet.

Seiner ständigen Beschäftigung mit Vergnügungsparks hatte er schließlich einen etwas schiefen Blick auf die Wirklichkeit zu verdanken. So behauptete er, nur halbwegs im Spaß, die gesamte Welt ließe sich immer mehr mit einem solchen Park vergleichen. »Paris ist ein Vergnügungspark«, sagte er einmal nach einem Urlaub. »Es ist nur zu teuer und das Parkpersonal unangenehm und mürrisch.«

In den vergangenen beiden Jahren war es Arnolds Aufgabe gewesen, die technischen Systeme des DinoParks einzurichten und in Betrieb zu nehmen. Als Ingenieur war er an langfristige Terminpläne gewöhnt - er sprach oft von der »Eröffnung im September«, womit er den September des kommenden Jahres meinte -, und je näher dieser Termin rückte, desto unzufriedener wurde er mit dem Vorankommen der Arbeiten. Er wußte aus Erfahrung, daß es

manchmal Jahre dauerte, bis sämtliche Fehler einer einzigen Fahrattraktion ausgemerzt waren, ganz zu schweigen von der Zeit, die man brauchte, bis ein kompletter Park ordnungsgemäß funktionierte.
»Sie machen sich einfach zuviel Sorgen«, sagte Hammond.
»Das glaube ich nicht«, erwiderte Arnold. »Sie müssen verstehen, daß der DinoPark vom technischen Standpunkt aus das bei weitem ehrgeizigste Projekt in der Geschichte der Vergnügungsparks ist. Die Besucher werden sich darüber keine Gedanken machen, aber ich schon.«
Er zählte die wichtigsten Punkte an seinen Fingern ab: »Zum einen hat der DinoPark die üblichen Probleme jedes Vergnügungsparks - Instandhaltung der Maschinen, Kartenkontrolle, Transport, Landschaftspflege, Versorgung, Unterkünfte, Abfallbeseitigung, Sicherheit.
Zweitens haben wir alle Probleme eines größeren Zoos - Tierpflege, Gesundheit, Fütterung und Hygiene, Schutz vor Insekten, Seuchen, Allergien und anderen Krankheiten; Instandhaltung der Sperren und Schutzvorrichtungen, und den ganzen Rest.
Und drittens stehen wir vor dem bisher einmaligen Problem der Betreuung einer Tierpopulation, die bisher nie jemand in einem Zoo zu halten versucht hat.«
»Ach, ganz so schlimm ist die Sache doch auch wieder nicht«, sagte Hammond.
»Doch, sie ist es. Sie sind einfach nicht oft genug hier, um das zu erkennen«, erwiderte Arnold. »Die Tyrannosaurier trinken das Wasser aus der Lagune und werden manchmal davon krank; wir wissen nicht genau, warum. Die Triceratopsweibchen töten sich gegenseitig bei Vorherrschaftskämpfen, und wir mußten sie in Gruppen mit weniger als sechs Tieren unterteilen. Die Stegosaurier bekommen häufig Blasen auf der Zunge und Durchfall aus Gründen, die bis jetzt keiner kennt, obwohl wir schon zwei der Tiere verloren haben. Die Hypsilophodons bekommen Hautausschläge. Und die Velociraptoren -«

»Fangen Sie bloß nicht mit diesen Velociraptoren an«, unterbrach ihn Hammond. »Ich kann's schon nicht mehr hören. Von wegen, daß sie die heimtückischsten Wesen sind, die man je erlebt hat.«
»Das sind sie aber«, mischte sich Muldoon leise ein. »Man sollte sie alle vernichten.«
»Sie wollten sie doch mit Funkhalsbändern ausstatten«, entgegnete Hammond. »Und ich habe zugestimmt.«
»Ja. Und die haben sie sich prompt wieder abgeknabbert.«
»Aber auch wenn die Velociraptoren nie freikommen«, sagte Arnold, »müssen wir meiner Meinung nach akzeptieren, daß der DinoPark an sich gefährlich ist.«
»Ach, Blödsinn«, rief Hammond ärgerlich. »Auf welcher Seite stehen Sie überhaupt?«
»Wir haben jetzt hier 15 Arten ausgestorbener Tiere, und die meisten davon sind gefährlich«, erwiderte Arnold. »Wir waren gezwungen, die Eröffnung der Dschungelflußbahn zu verschieben, und zwar wegen der Dilophosaurier; ebenso die Fertigstellung des Pteratops-Hotels im Aviarium, weil die Pterodaktylen so unberechenbar sind. Das sind keine technischen Verzögerungen, Mr. Hammond. Das sind Probleme mit der Kontrolle der Tiere.«
»Sie hatten schon genug technische Verzögerungen«, sagte Hammond. »Geben Sie nicht immer nur den Tieren die Schuld.«
»Ja, die hatten wir. Wir hatten die größten Probleme, die Hauptattraktion, die große Tour durch den Park, zum Laufen zu bringen und die CD-ROMs mit den Bewegungssensoren zu koordinieren. Wochenlange Abstimmungen waren nötig, bis alles ordnungsgemäß funktionierte - und jetzt machen die elektrischen Kupplungen Schwierigkeiten! Die Kupplungen!«
»Wir wollen aber doch die Dinge im richtigen Verhältnis sehen«, sagte Hammond. »Bringen Sie erst einmal die Technik in Ordnung, die Tiere fügen sich dann schon ein.«
Das war von Anfang an eine der Grundüberzeugungen der Planer gewesen. Die Tiere, wie exotisch sie auch waren, würden sich im wesentlichen so verhalten wie gewöhnliche Tiere in einem Zoo. Sie

würden die Regelmäßigkeiten ihrer Betreuung erlernen und entsprechend reagieren.
»Wie steht's denn inzwischen mit dem Computer?« fragte Hammond mit einem Blick auf Dennis Nedry, der an einem Terminal in einer Ecke arbeitete. »Dieser verdammte Computer hat uns die ganze Zeit nur Kopfschmerzen bereitet.«
»Es wird schon«, antwortete Nedry abwesend.
»Wenn Sie es nur gleich richtig gemacht hätten -« begann Hammond, aber Arnold legte ihm die Hand auf den Arm. Arnold wußte, daß es besser war, Nedry nicht zu verärgern, während dieser arbeitete.
»Es ist ein komplexes System«, sagte Arnold. »So eins hat immer ein paar Macken.«
In Wirklichkeit umfaßte die Fehlerliste inzwischen über 130 Punkte, darunter einige sehr eigenartige und irritierende. Zum Beispiel:

- Das Fütterungsprogramm lief in einem zwölfstündigen und nicht, wie geplant, in einem 24stündigen Zyklus und lieferte sonntags keine Fütterungsdaten. So konnte man nicht genau sagen, wieviel die Tiere fraßen.
- Das Sicherheitssystem, das die mit Codekarten zu öffnenden Türen kontrollierte, schaltete sich aus, sobald die Hauptstromzufuhr unterbrochen war, und ließ sich mit dem Notstromaggregat nicht wieder aktivieren.
- Das Programm, das ab 22 Uhr die Lichter dämpfen und andere energiesparende Maßnahmen durchführen sollte, funktionierte nur jeden zweiten Tag.
- Die automatische Exkrementenanalyse (»Autopups«, wie man es nannte), das die Tierfäkalien auf Parasiten untersuchen sollte, meldete beständig, daß alle Proben den Parasiten *Phagostomum venulosum* enthielten, obwohl das nie stimmte. Das Programm mengte dann automatisch dem Tierfutter ein Medikament bei. Wenn das Personal die Medizin wieder aus den

Einfüllstutzen entfernte, löste das Programm einen Alarm aus, der sich nicht wieder abschalten ließ.

So ging es weiter, eine seitenlange Mängelliste.
Bei seiner Ankunft hatte Dennis Nedry noch geglaubt, er könne alle Fehler alleine über das Wochenende beheben. Er war blaß geworden, als er die Aufstellung sah. Im Augenblick rief er in seinem Büro in Cambridge an und befahl seinen Programmierern alle Wochenendpläne umzuwerfen und bis zum Montag durchzuarbeiten. Außerdem sagte er Arnold, er brauche sämtliche Telefon-Verbindungen zwischen der Isla Nublar und dem Festland, nur um Programmdaten zwischen sich und seinen Programmierern hin und her schicken zu können.
Während Nedry arbeitete, holte sich Arnold ein Fenster auf seinen Bildschirm, mit dem er kontrollieren konnte, was Nedry gerade machte. Nicht, daß er Nedry nicht traute; er wußte nur gern, was geschah. Er sah zu dem Graphics-Display auf seiner rechten Konsole hinüber, die ihm den Standpunkt der elektrischen Land-Cruiser anzeigte. Sie folgten dem Fluß und fuhren im Augenblick knapp nördlich des Aviariums und dem Revier der Ornithischier.

»Zu Ihrer Linken«, sagte die Stimme, »sehen Sie jetzt die Kuppel unseres Aviariums, das im Augenblick Besuchern noch nicht zugänglich ist.« In der Entfernung sah Tim Aluminiumstreben, die in der Sonne glänzten. »Und direkt darunter befindet sich der mesozoische Dschungelfluß, wo Sie, wenn Sie Glück haben, einen Blick auf einen sehr außergewöhnlichen Fleischfresser werfen können. Also Augen auf, meine Damen und Herren... «
Die Monitoren im Innern des Land-Cruisers zeigten einen vogelähnlichen Kopf mit einem flammendroten Kamm. Aber jeder in Tims Auto sah aus dem Fenster. Das Auto fuhr am Rand eines Hochufers entlang, unter ihnen rauschte ein schnell fließender Fluß, der vom dichten Laubwerk an beiden Ufern beinahe überdeckt wurde.

»Dort unten sind sie«, sagte die Stimme. »Die Tiere, die Sie sehen, heißen Dilophosaurier.«
Aber Tim sah nur einen. Der Dilophosaurier kauerte auf seinen Hinterläufen am Fluß und trank. Sein Körperbau mit dem schweren Schwanz, den kräftigen Hinterläufen und dem langen Hals entsprach im wesentlichen dem der anderen fleischfressenden Dinosaurier. Der etwa drei Meter lange Körper war gelb-schwarz gesprenkelt, wie ein Leopard.
Doch es war der Kopf, der Tim als erstes ins Auge fiel. Zwei breite, geschwungene Kämme liefen von den Augenwinkeln über die Stirn zur Nase. Sie trafen sich in der Mitte und bildeten so ein über den Kopf hinausragendes V. Die Kämme waren rot und schwarz gestreift und erinnerten an einen Papagei oder einen Tukan. Das Tier stieß einen leisen, eulenrufähnlichen Schrei aus.
»Der ist aber hübsch«, sagte Lex.
»Der Dilophosaurier«, meldete sich wieder die Stimme vom Band, »ist einer der frühesten fleischfressenden Dinosaurier. Man war lange der Ansicht, die Kiefermuskulatur dieser Tiere sei zu schwach gewesen, um damit Beutetiere zu töten, und hielt sie deshalb für Aasfresser. Aber inzwischen wissen wir, daß sie giftig sind.«
»Mann«, sagte Tim grinsend. »Nicht schlecht.«
Wieder hörte man den charakteristischen Eulenschrei des Dilophosauriers, den die Nachmittagsluft zu ihnen herüberwehte.
Lex rutschte auf ihrem Sitz hin und her. »Sind sie wirklich giftig, Mr. Regis?«
»Du brauchst deswegen keine Angst zu haben«, erwiderte Ed Regis.
»Aber sind sie es?«
»Ja, Lex.«
»Ähnlich wie einige zeitgenössische Reptilien, das Gila-Monster etwa oder die Klapperschlange, scheiden die Dilophosaurier aus einer Drüse im Mund ein Hämotoxin aus. Innerhalb weniger Minuten nach dem Biß setzt Bewußtlosigkeit ein. Der Dinosaurier

verspeist dann in aller Ruhe seine Opfer - womit der Dilophosaurier eine wunderschöne, aber tödliche Ergänzung der Tierwelt darstellt, die Sie hier im DinoPark sehen können.«
Der Land-Cruiser fuhr um eine Kurve und ließ den Fluß hinter sich. Tim drehte sich um, weil er hoffte, noch einen letzten Blick auf den Dilophosaurier zu werfen. Verblüffend! Ein giftiger Dinosaurier! Am liebsten hätte er das Auto angehalten, aber das lief ja automatisch. Er hätte wetten mögen, daß auch Dr.Grant gern stehengeblieben wäre.
»Wenn Sie jetzt den Blick auf die Klippe rechts von Ihnen richten, sehen Sie Les Gigantes, unser hervorragendes Drei-Sterne-Restaurant. Der Küchenchef Alain Richard kommt aus dem weltberühmten Le Beaumanière in Frankreich. Bitte reservieren Sie telefonisch von Ihrem Hotelzimmer aus.«
Tim blickte zu der Klippe hoch und sah überhaupt nichts.
»Aber in nächster Zeit noch nicht«, bemerkte Ed Regis. »Wir fangen ja erst im November mit dem Bauen an.«
»Im weiteren Verlauf unserer Safari kommen wir jetzt zu den Pflanzenfressern unter den Ornithischiern. Wenn Sie nach rechts blicken, können Sie sie vielleicht schon sehen.«
Tim sah zwei Tiere, die bewegungslos im Schatten eines großen Baums standen. Es waren Triceratopsiden: von der Größe und der grauen Färbung eines Elefanten, aber mit der anmutigen Haltung eines Nashorns. Die Hörner über jedem Auge bogen sich eineinhalb Meter in die Luft und sahen beinahe aus wie umgedrehte Elefantenstoßzähne. Ein drittes, rhinozerosähnliches Horn wuchs aus der Nasenspitze. Außerdem besaßen sie die schnabelförmige Schnauze eines Nashorns.
»Im Gegensatz zu anderen Dinosauriern«, sagte die Stimme, »sieht der *Triceratops serratus* nicht besonders gut. Die Tiere sind kurzsichtig wie unsere heutigen Nashörner und lassen sich von bewegten Objekten leicht erschrecken. Sie würden unser Auto aufs Korn nehmen, wenn sie nahe genug wären, um es zu sehen. Aber keine Angst, Leute, wir sind hier sicher.

Triceratopsiden besitzen einen fächerförmigen Kamm hinter dem Kopf. Er besteht aus massivem Knochen und ist sehr hart. Diese Tiere wiegen etwa sieben Tonnen. Trotz ihres Aussehens sind sie eigentlich sehr zahm. Sie kennen ihre Wärter und lassen sich von ihnen sogar streicheln. Vor allem mögen sie es, wenn man sie am Hinterteil kratzt.«
»Warum bewegen die sich nicht?« wollte Lex wissen. Sie kurbelte das Fenster herunter. »He, ihr blöden Dinosaurier, bewegt euch!«
»Stör die Tiere nicht, Lex!« ermahnte sie Ed Regis.
»Warum? Das ist doch blöd. Die hocken einfach bloß da wie in einem Bilderbuch«, erwiderte Lex.
Aus dem Recorder kam wieder die Stimme: ».. .gutmütigen Monster einer versunkenen Welt stehen im scharfen Gegensatz zu dem, was wir als nächstes sehen werden. Das berühmteste Raubtier in der Geschichte der Erde: die mächtige Tyrannenechse, der Tyrannosaurus Rex.«
»Toll, der Tyrannosaurus Rex!« rief Tim.
»Ich hoffe, der ist besser als diese Fettsäcke da«, sagte Lex und nickte in die Richtung der Triceratopsiden.
Der Land-Cruiser rumpelte weiter.

Der große Rex

«Der mächtige Tyrannosaurus Rex erschien erst spät in der Geschichte der Dinosaurier. 120 Millionen Jahre lang beherrschten Dinosaurier unsere Erde, aber den Tyrannosaurus gab es erst in den letzten 15 Millionen Jahren dieser Periode.«
Der Land-Cruiser war auf einer Anhöhe stehengeblieben. Man sah hinunter auf einen dichten Palmenwald, der sanft bis zur Lagune abfiel.
Die Sonne stand tief im Westen und sank langsam hinter den

dunstigen Horizont. Die Landschaft des DinoParks war in weiches Licht getaucht, lange Schatten legten sich über die Hügel. Die Lagune kräuselte sich rosafarben. Weiter südlich sah man die anmutigen langen Hälse der Apatosaurier. Die Tiere standen am Wasser, ihre Körper spiegelten sich in der bewegten Oberfläche. Alles war still, bis auf das Zirpen der Zikaden. Wenn man so in die Landschaft blickte, konnte man wirklich glauben, in eine vor Jahrmillionen untergegangene Welt zurückversetzt zu sein.
»Es funktioniert, nicht?« hörten sie Ed Regis über die Bordsprechanlage sagen. »An manchen Abenden komme ich hierher und sitze einfach nur still da.«
Grant war nicht sonderlich beeindruckt. »Wo ist der T-Rex?«
»Gute Frage. Den Kleinen sieht man häufig unten in der Lagune. Wir haben Fische in der Lagune ausgesetzt. Und der Kleine hat gelernt, sie zu fangen. Es ist interessant zu sehen, wie er es anstellt. Er benutzt dazu nicht die Hände, sondern taucht den ganzen Kopf unter Wasser. Wie ein Vogel.«
»Der Kleine?«
»Der kleine T-Rex. Es ist ein Halbwüchsiger, zwei Jahre alt und ungefähr zu einem Drittel ausgewachsen. Zweieinhalb Meter hoch, eineinhalb Tonnen schwer. Der andere ist ein ausgewachsener Tyrannosaurier. Aber den sehe ich im Augenblick nicht.«
»Vielleicht jagt er gerade die Apatosaurier«, sagte Grant.
Regis lachte, und seine Stimme klang blechern aus dem Funkgerät. »Das würde er gern, wenn er könnte, das können Sie mir glauben. Manchmal steht er an der Lagune, starrt diese Tiere an und zappelt frustriert mit seinen kleinen Vorderläufen. Aber das T-Rex-Territorium ist mit Gräben und Zäunen vollständig eingeschlossen. Die Anlagen sind zwar versteckt, aber glauben Sie mir, er kann nirgendwoanders hin.«
»Wo ist er dann?«
»Er versteckt sich«, antwortete Regis. »Er ist ein bißchen scheu.«
»Scheu?« wiederholte Malcolm. »Der Tyrannosaurus Rex ist scheu?«

»Ja. Er versteckt sich grundsätzlich. Man sieht ihn fast nie in freiem Gelände, vor allem bei Tageslicht nicht.«
»Warum das?«
»Wir glauben, weil er eine empfindliche Haut hat und leicht Sonnenbrand bekommt.«
Malcolm fing an zu lachen.
Grant seufzte. »Sie zerstören eine Menge Illusionen.«
»Ich glaube, Sie werden nicht enttäuscht sein«, sagte Regis. »Warten Sie nur.«
Ein leises Blöken war zu hören. In der Mitte einer Wiese kam plötzlich ein kleiner Käfig zum Vorschein, der von einer unterirdischen Hydraulik an die Oberfläche geschoben wurde. Die Gitterstäbe versanken wieder im Boden, eine Ziege stand, an einem Pflock angebunden, mitten auf der Wiese und blökte flehend.
»Jeden Augenblick ist es soweit«, sagte Ed Regis.
Alle starrten aus den Fenstern.

»Schaut sie euch an«, sagte Hammond und beobachtete den Monitor im Kontrollraum. »Wie sie sich neugierig aus den Fenstern lehnen. Die können es gar nicht erwarten, ihn zu sehen. Die sind alle ganz wild auf die Gefahr.«
»Genau davor habe ich Angst«, entgegnete Muldoon. Er wirbelte seinen Schlüsselbund um die Finger und beobachtete angespannt die Land-Cruiser. Es war das erste Mal, daß Besucher durch den DinoPark fuhren, und Muldoon teilte Arnolds Bedenken.
Robert Muldoon war ein großer Mann, 50 Jahre alt, mit einem stahlgrauen Schnurrbart und dunkelblauen Augen. Er war in Kenia aufgewachsen und hatte die meiste Zeit seines Lebens als Führer für Großwildjäger in Afrika verbracht, wie auch schon sein Vater vor ihm. Ab 1980 hatte er jedoch vorwiegend als Berater in Natur- und Wildtierfragen für Umweltgruppen und Zoodesigner gearbeitet. Er war dabei ziemlich berühmt geworden; ein Artikel in der Londoner *Sunday Times* hatte von ihm behauptet: »Was Robert Trent Jones für Golfplätze ist, das ist Robert Muldoon für

Zoos: ein Designer von unübertroffenem Wissen und einer ebensolchen Geschicklichkeit.«
1986 hatte er für eine Firma in San Francisco gearbeitet, die auf einer nordamerikanischen Insel einen privaten Wildtierpark errichten wollte. Muldoon hatte Pläne für die einzelnen Tiergehege ausgearbeitet, dabei die Platz- und Habitatsansprüche für Löwen, Elefanten, Zebras und Flußpferde definiert und festgelegt, welche Tiere zusammen gehalten werden konnten und welche getrennt werden mußten. Es war damals fast ausschließlich Routinearbeit gewesen. Sein Hauptinteresse galt zu jener Zeit einem indischen Projekt namens TigerWorld im südlichen Kaschmir.
Doch vor einem Jahr hatte er dann das Angebot erhalten, im DinoPark als Parkaufseher zu arbeiten. Es fiel mit seinem Wunsch zusammen, Afrika zu verlassen, das Gehalt war ausgezeichnet, und so sagte Muldoon für ein Jahr zu. Er war verblüfft, als er dann merkte, daß es sich bei dem Park in Wirklichkeit um eine Sammlung gentechnisch produzierter prähistorischer Tiere handelte. Natürlich war es eine interessante Arbeit, aber Muldoon hatte in seinen Jahren in Afrika eine eher nüchterne, unromantische Haltung Tieren gegenüber entwickelt, eine Haltung, die ihm öfters Unstimmigkeiten mit der Konzernleitung in Kalifornien einbrachte, und vor allem mit dem kleinen Zuchtmeister, der jetzt neben ihm im Kontrollraum stand. Muldoons Ansicht nach war es *eine* Sache, Dinosaurier in einem Labor zu klonen, aber eine ganz *andere*, sie in einem naturähnlichen Park zu betreuen.
Muldoon war davon überzeugt, daß einige Dinosaurier zu gefährlich waren, um sie in einem Park zu halten. Zum Teil bestand die Gefahr darin, daß man immer noch so wenig über die Tiere wußte. Zum Beispiel hatte keiner auch nur vermutet, daß Dilophosaurier giftig seien, bis man sie bei der Jagd auf Ratten beobachtete. Und auch dann kam keiner auf den Gedanken, daß sie spucken könnten, bis einer der Pfleger von der Spucke fast blind geworden wäre. Danach hatte Hammond einer genauen Untersuchung des Dilophosauriergifts zugestimmt, bei der man sieben giftige Enzyme

entdeckte. Man fand außerdem heraus, daß Dilophosaurier über 15 Meter weit spucken konnten. Da sich dadurch die Gefahr ergab, daß Besucher in Fahrzeugen durch die Spucke erblinden konnten, beschloß die Geschäftsleitung, den Tieren die Giftdrüsen entfernen zu lassen. Die Tierärzte hatten es zweimal versucht, bei zwei verschiedenen Tieren, aber jedesmal ohne Erfolg. Keiner wußte, wo sich die Drüsen befanden. Und erfahren würde man es erst, wenn man eine Autopsie vornehmen konnte. Doch die Geschäftsleitung lehnte es ab, eines der Tiere töten zu lassen.

Noch größere Sorgen machte sich Muldoon wegen der Velociraptoren. Es waren instinktive Jäger, die keine Gelegenheit zum Beutemachen ausließen. Sie töteten, auch wenn sie keinen Hunger hatten. Sie töteten aus Lust am Töten. Sie waren schnell, kräftige Läufer und erstaunliche Springer. Sie hatten tödliche Klauen an allen vier Gliedern; ein Hieb mit einem Vorderlauf konnte einem Mann den Bauch aufschlitzen und die Eingeweide herausreißen. Und sie besaßen kräftige Kiefer, die das Fleisch herausrissen, anstatt es abzubeißen. Außerdem waren sie viel intelligenter als die anderen Dinosaurier und schienen geborene Ausbrecher zu sein.

Jeder Zooexperte wußte, daß es bestimmten Tieren immer wieder gelang, aus ihren Käfigen zu entkommen. Einige davon, Affen und Elefanten etwa, konnten Käfigtüren öffnen. Andere, wie die Wildschweine zum Beispiel, waren ungewöhnlich intelligent und konnten Torriegel mit ihren Schnauzen anheben. Aber wer würde auf den Gedanken kommen, daß Riesengürteltiere notorische Ausbrecher waren? Oder Elche? Und doch war ein Elch mit seiner Schnauze so geschickt wie ein Elefant mit seinem Rüssel. Elche konnten sich immer wieder befreien, sie hatten ein Talent dafür.

Und die Velociraptoren ebenfalls.

Velociraptoren waren mindestens so intelligent wie Schimpansen. Und wie Schimpansen besaßen sie geschickte Hände, mit denen sie Türen öffnen und Gegenstände fassen konnten. Sie konnten problemlos entkommen. Und als einer von ihnen, wie Muldoon be-

fürchtet hatte, dann wirklich entkam, hatte er zwei Bauarbeiter getötet und einen dritten verstümmelt, bevor er wieder eingefangen wurde. Nach diesem Vorfall wurde das Besucherzentrum mit schweren Gittertoren, einem hohen Begrenzungszaun und Fenstern aus gehärtetem Glas geschützt. Und das Velociraptorengehege wurde mit elektronischen Sensoren ausgestattet, die bei weiteren Fluchtversuchen Alarm schlagen sollten.
Muldoon hatte auch Gewehre verlangt. Und tragbare LAW-Raketenwerfer. Als Jäger wußte er, wie schwierig es ist, einen vier Tonnen schweren afrikanischen Elefanten zu erlegen, und einige der Dinosaurier wogen zehnmal soviel. Die Geschäftsleitung war entsetzt und beharrte darauf, daß es auf der Insel keine Feuerwaffen geben dürfe. Als Muldoon mit Kündigung und Veröffentlichung der ganzen Geschichte drohte, einigte man sich auf einen Kompromiß. Es wurden zwei spezielle lasergesteuerte Raketenwerfer angeschafft und in einem verschlossenen Raum im Keller aufbewahrt, zu dem nur Muldoon die Schlüssel hatte.
Das waren die Schlüssel, die Muldoon im Augenblick um den Finger wirbeln ließ.
»Ich gehe nach unten«, sagte er.
Arnold beobachtete die Kontrollmonitoren und nickte. Die beiden Land-Cruiser standen auf einer Anhöhe und warteten auf den T-Rex.
»He«, rief Dennis Nedry von seiner Konsole herüber. »Bringen Sie mir doch eine Coke mit, okay?«

Schweigend saß Grant im Auto und wartete. Das Blöken der Ziege wurde lauter und eindringlicher. Sie rannte hin und her und riß verzweifelt an ihrem Strick. Über Funk hörte er Lex' besorgte Stimme: »Was passiert denn mit der Ziege? Wird er sie fressen?«
»Ich glaube schon«, antwortete jemand, dann schaltete Ellie das Gerät ab. Und plötzlich rochen sie es: ein Gestank nach Fäulnis und Verwesung, der den Hügel heraufwehte.
»Er ist da«, flüsterte Grant.

Die Ziege war mitten im Feld angepflockt, 30 Meter von den nächsten Bäumen entfernt. Der Dinosaurier mußte sich irgendwo zwischen den Bäumen verstecken, aber im ersten Augenblick sah Grant gar nichts. Doch dann merkte er, daß er nicht hoch genug schaute: Halb versteckt hinter den obersten Ästen einer Palme ragte der Kopf des Tieres sieben Meter in die Höhe.
»O mein Gott«, flüsterte Malcolm. »Der ist so groß wie ein Haus...«
Grant starrte den gigantischen, eckigen Kopf an: eineinhalb Meter lang, rotbraun gesprenkelt, mit riesigen Kiefern und Zähnen. Der Tyrannosaurus öffnete das Maul und schloß es wieder. Aber er kam noch nicht aus seinem Versteck.
»Wie lange wird er warten?« flüsterte Malcolm.
»Vielleicht drei oder vier Minuten. Vielleicht...«
Der Tyrannosaurier sprang geräuschlos vorwärts, man sah zum erstenmal seinen riesigen Körper. Mit vier langen Sätzen war er bei der Ziege, senkte den Kopf und zerbiß ihr das Genick. Das Blöken hörte auf. Alles war still.
Der Tyrannosaurier stand bewegungslos über seiner Beute und stutzte plötzlich. Der massige Kopf drehte sich auf dem muskulösen Hals und sah in alle Richtungen. Dann starrte er zu den Land-Cruisern hoch oben auf dem Hügel.
»Kann er uns sehen?« flüsterte Malcolm.
»O ja«, antwortete Regis über Funk. »Er sieht sehr gut. Bin gespannt, ob er vor unseren Augen frißt oder ob er seine Beute wegschleppt.«
Der Tyrannosaurier senkte den Kopf und schnupperte an dem Kadaver. Ein Vogel zwitscherte, und sofort schoß der Kopf wieder hoch. Mit kleinen, ruckartigen Bewegungen suchte er die Gegend ab.
»Wie ein Vogel«, sagte Ellie.
Aber der Tyrannosaurier zögerte noch. »Wovor hat er denn Angst?« fragte Malcolm leise.
»Wahrscheinlich vor dem anderen Tyrannosaurier«, flüsterte Grant. Große Fleischfresser wie Tiger oder Löwen wurden nach der

Tötung oft sehr vorsichtig, so als würden sie sich plötzlich ihrer Schutzlosigkeit bewußt. Moralisierende Zoologen des vorigen Jahrhunderts hatten geglaubt, das Tier fühle sich schuldig für das, was es getan hatte, und bereue es. Aber zeitgenössische Wissenschaftler dokumentierten sowohl die enorme Anstrengung, die hinter einer solchen Tötung steckte - das stundenlange, geduldige Anpirschen vor dem eigentlichen todbringenden Sprung - als auch die Häufigkeit einer erfolglosen Jagd. Die Vorstellung einer »Natur, blutrot die Zähne und die Klauen« war falsch, denn meistens entwischte die Beute. Wenn ein Raubtier schließlich ein Tier erlegt hatte, sah es sich wachsam nach anderen Räubern um, die es angreifen und ihm die Beute wegnehmen konnten. So fürchtete sich dieser Tyrannosaurier wahrscheinlich ganz einfach vor einem zweiten Exemplar seiner Gattung.

Wieder beugte sich das riesige Tier über die Ziege. Mit einem seiner mächtigen Hinterläufe hielt es den Kadaver fest, während seine Zähne sich in das Fleisch gruben.

»Er bleibt«, sagte Regis. »Hervorragend.«

Der Tyrannosaurier hob den Kopf, Fetzen blutigen Fleischs hingen ihm aus dem Maul. Er starrte die Land-Cruiser an und begann dann zu kauen. Man hörte das ekelerregende Knirschen von brechenden Knochen.

»Iiih!« rief Lex über Funk. »Das ist ja ab-scheu-lich.«

Und plötzlich, so als hätte nun doch die Vorsicht gesiegt, packte der Tyrannosaurier die Überreste seiner Beute mit den Zähnen, hob sie hoch und trug sie geräuschlos in den Schutz der Bäume.

»Ladies und Gentlemen, der Tyrannosaurus Rex!« kam die Stimme vom Band. Die Land-Cruiser starteten wieder und fuhren leise durch den Dschungel.

Malcolm lehnte sich zurück. »Verdammt phantastisch!« sagte er.

Gennaro wischte sich über die Stirn. Er sah blaß aus.

Kontrollraum

Als Henry Wu den Kontrollraum betrat, saßen alle Anwesenden im Dunkeln und hörten den Stimmen über Funk zu.
»Mein Gott, wenn so ein Tier ausbricht«, sagte Gennaro gerade, und seine Stimme kam blechern aus dem Lautsprecher, »dann kann es nichts mehr aufhalten.«
»Nichts mehr, nein.«
»Riesig, ohne natürliche Feinde..
»O Gott, wenn man sich das vorstellt...«, sagte Gennaros Stimme.
Im Kontrollraum sagte Hammond: »Diese blöden Leute. Die sind so negativ.«
»Reden die immer noch davon, daß eins der Tiere ausbrechen könnte?« fragte Wu. »Ich verstehe das nicht. Inzwischen müssen die doch gesehen haben, daß wir alles unter Kontrolle haben. Wir haben die Tiere konstruiert und den Park konstruiert...« Er zuckte die Achseln.
Wu war der festen Überzeugung, daß der Park im wesentlichen in Ordnung sei, so wie er glaubte, daß seine Paläo-DNS im wesentlichen in Ordnung sei. Wenn Probleme in der DNS auftauchten, waren es hauptsächlich punktuelle Probleme im Code, die im Phänotyp spezifische Defekte verursachten: ein Enzym, das nicht aktiviert wurde, oder das Fehlen eines bestimmten Hormons. Aber was es auch war, es ließ sich in der nächsten Version mit einer relativ geringfügigen Korrektur beheben.
Analog dazu wußte er, daß es im DinoPark viele Probleme gab, aber es waren Probleme einer bestimmten Ordnung. Es waren keine fundamentalen Probleme. Es waren keine Kontrollprobleme. Nicht so Grundlegendes oder so Ernstes wie das Ausbrechen eines Tiers. Wu betrachtete es als Beleidigung, daß jemand glauben konnte, er würde an einem System mitarbeiten, in dem so etwas passieren konnte.
»Es ist dieser Malcolm«, sagte Hammond düster. »Er steckt hinter

der ganzen Sache. Sie wissen doch, er war von Anfang an gegen uns. Er hat diese Theorie, daß ein komplexes System nicht kontrolliert und die Natur nicht imitiert werden kann. Ich weiß auch nicht, was mit ihm los ist. Verdammt, wir bauen doch hier nur einen Zoo. Die Welt ist voll davon, und sie funktionieren alle hervorragend. Aber dieser Malcolm würde sogar sein Leben riskieren, um seine Theorie zu beweisen. Ich hoffe nur, daß er Gennaro nicht Angst macht und ihm einredet, den Park zu schließen.«
»Kann er das?« fragte Wu.
»Nein«, erwiderte Hammond. »Aber er kann es versuchen. Er kann die japanischen Investoren einschüchtern, damit die ihre Mittel abziehen. Oder er kann bei der Regierung in San José Stunk machen. Er kann uns in Schwierigkeiten bringen.«
Arnold drückte seine Zigarette aus. »Warten wir erst mal ab und sehen, was passiert«, sagte er. »Wir glauben an den Park. Mal sehen, wie die ganze Sache ausgeht.«

Muldoon stieg aus dem Aufzug, nickte dem Wachposten im Erdgeschoß zu und ging in den Keller. Er schaltete das Licht an und sah sich um.
Im Keller standen in ordentlichen Reihen zwei Dutzend Land-Cruiser. Es waren die Elektroautos, die irgendwann Besucher in einer endlosen Schleife durch den Park und wieder zurück zum Besucherzentrum transportieren sollten.
In einer Ecke stand ein Jeep mit einem roten Streifen. Es war eines der beiden benzingetriebenen Fahrzeuge - Harding, der Tierarzt, hatte am Morgen das andere genommen -, mit denen man überall im Park hinfahren konnte, sogar mitten zwischen die Tiere hinein. Die Jeeps waren mit einem roten Streifen versehen, weil dieser aus irgendeinem Grund die Triceratopsiden davon abhielt, die Autos anzugreifen.
Muldoon ging an dem Jeep vorbei in den hinteren Teil des Kellers. Die Stahltür zur Waffenkammer trug keine Aufschrift. Er schloß auf und öffnete die schwere Tür. Gewehrständer säumten die

Wände. Er nahm einen tragbaren Randler-Raketenwerfer und einen Behälter mit Geschossen heraus und steckte sich zwei graue Raketen unter den Arm.
Nachdem er die Tür wieder hinter sich verschlossen hatte, legte er Waffe und Munition auf den Rücksitz des Jeeps. Beim Verlassen der Garage hörte er das entfernte Grollen von Donner.

»Sieht nach Regen aus«, sagte Ed Regis und sah zum Himmel hoch. Die Land-Cruiser waren wieder stehengeblieben, diesmal neben dem Sauropodensumpf. Eine große Apatosaurierherde graste am Ufer der Lagune. Die Tiere fraßen die oberen Blätter der Palmen ab. Im selben Areal entdeckten die Besucher auch einige entenschnäblige Hadrosaurier, die im Vergleich zu den anderen relativ klein aussahen.
Natürlich wußte Tim, daß die Hadrosaurier eigentlich nicht klein waren. Nur waren die Apatosaurier eben um so vieles größer. Ihre winzigen Köpfe auf den langen Hälsen ragten mehr als 15 Meter in die Höhe.
»Die großen Tiere, die Sie jetzt sehen, nennt man für gewöhnlich Brontosaurier«, erläuterte das Band, »aber genaugenommen sind es Apatosaurier. Sie wiegen mehr als 30 Tonnen. Das heißt, ein einziges Tier ist so schwer wie eine Herde heutiger Elefanten. Und Sie werden vielleicht feststellen, daß ihr Lieblingsgebiet, dort unten am Ufer der Lagune, gar kein Sumpf ist. Denn ganz im Gegensatz zu dem, was man in Büchern liest, mögen die Brontosaurier keine Sümpfe, sondern meiden sie. Sie ziehen trockenes Land vor.«
»Der Brontosaurier ist der größte aller Dinosaurier, Lex«, sagte Ed Regis. Tim machte sich nicht die Mühe, ihm zu widersprechen. In Wirklichkeit war der Brachiosaurier noch dreimal so groß. Und manche Leute glaubten, daß der Ultrasaurier und der Seismosaurier sogar noch größer als der Brachiosaurier waren. Man vermutete, daß Seismosaurier bis zu 100 Tonnen gewogen hatten!
Die im Vergleich zu den Apatosauriern kleineren Hadrosaurier

richteten sich auf den Hinterbeinen auf, um Blätter abzureißen. Für so große Kreaturen bewegten sie sich sehr anmutig. Einige kleine Hadrosaurier liefen zwischen den ausgewachsenen Tieren herum und fraßen die Blätter, die den größeren Tieren aus dem Maul fielen.
»Die Dinosaurier in unserem Park vermehren sich nicht«, sagte die Stimme vom Band. »Die Jungtiere, die Sie hier sehen, wurden vor einigen Monaten als gerade geschlüpfte Babys in die Herde eingeführt. Aber die Großen kümmern sich trotzdem um sie.«
Wieder donnerte es. Der Himmel wurde dunkler, seine drückende Schwere wirkte bedrohlich.
»Ja, es sieht wirklich nach Regen aus«, sagte Ed Regis.
Die Autos fuhren wieder an, und Tim drehte sich noch einmal zu den Hadrosauriern um. Dabei entdeckte er plötzlich ein blaßgelbes Tier, das sehr schnell am Rand des Feldes vorbeihuschte. Es hatte bräunliche Streifen auf dem Rücken. Er wußte sofort, um was für ein Tier es sich handelte. »He!« rief er. »Anhalten!«
»Was ist denn?« fragte Ed Regis.
»Schnell! Halten Sie das Auto an!«
»Was ist denn los, Tim?«
»Ich habe einen gesehen! Da draußen auf dem Feld!«
»Was hast du gesehen?«
»Einen Raptor! Da draußen.«
»Der Stegosaurier entstammt der mittleren Juraperiode; er entwickelte sich vor etwa 170 Millionen Jahren«, kam wieder die Stimme vom Band. »Hier im DinoPark leben eine ganze Anzahl dieser bemerkenswerten Pflanzenfresser.«
»Das glaube ich aber nicht«, sagte Ed Regis. »Doch nicht ein Raptor!«
»Doch! Ich schwör's! Anhalten!«
Stimmengewirr kam aus dem Funkgerät, als Regis Grant und Malcolm berichtete, was vorgefallen war. »Tim sagt, er hat einer Raptor gesehen.«
»Wo?«

»Da hinten auf dem Feld.«
»Wir sollten zurückfahren und nachsehen.«
»Wir können nicht zurück«, sagte Ed Regis. »Wir können nur vorwärts. Die Autos sind programmiert.«
»Wir können nicht zurück?« fragte Grant.
»Nein«, entgegnete Regis. »Leider. Es ist eben eine Art Bahn -«
Plötzlich mischte sich eine andere Stimme in den Funkkontakt.
»Tim, hier spricht Professor Malcolm. Ich habe eine Frage an dich wegen dieses Raptors. Was glaubst du, wie alt war der?«
»Älter als das Baby, das wir heute gesehen haben«, antwortete Tim.
»Aber jünger als die ausgewachsenen Tiere im Gehege. Die waren einsachtzig, er war ungefähr die Hälfte.«
»Sehr gut«, sagte Malcolm.
»Ich habe ihn nur eine Sekunde lang gesehen«, ergänzte Tim.
»Ich bin mir sicher, daß es kein Raptor war», sagte Ed Regis. »Es kann unmöglich ein Raptor gewesen sein. War vermutlich einer von den Othys. Die springen immer über die Zäune. Die machen uns die Hölle heiß.«
»Ich weiß, daß ich einen Raptor gesehen habe«, sagte Tim.
Lex fing an zu quengeln. »Ich habe Hunger.«

Im Kontrollraum wandte sich Arnold an Wu und fragte: »Was, glauben Sie, hat der Junge gesehen?«
»Ich glaube, es war ein Othy.«
Arnold nickte. »Wir haben Schwierigkeiten, die Othys zu überwachen, weil sie soviel Zeit in den Bäumen verbringen.« Und wirklich waren die Othys bei den üblichen Kontrollintervallen oft nicht zu erfassen. Die Computer verloren sie, wenn sie in den Bäumen verschwanden, und spürten sie erst wieder auf, wenn sie herunterkamen.
»Was mir auf die Nerven geht,« sagte Hammond, »ist, daß wir diesen wunderbaren, diesen phantastischen Park gebaut haben, aber unsere Besucher ihn sich ansehen wie Buchhalter und nur

nach Problemen suchen. Seine Einzigartigkeit können die so doch gar nicht erleben.«
»Das ist deren Problem«, entgegnete Arnold. »Wir können sie nicht dazu bringen, die Einmaligkeit zu erleben.« Das Funkgerät klickte, und Arnold hörte eine schleppende Stimme: »Ach, John, hier ist die *Anne B.* unten am Dock. Wir sind mit dem Abladen zwar noch nicht fertig, aber ich seh da von Süden eine Sturmfront auf uns zu kommen. Und ich möchte hier lieber nicht festliegen, wenn's richtig losgeht.«
Arnold wandte sich einem der Videomonitore zu. Der Bildschirm zeigte einen Lastkahn, der an dem kleinen Dock am Ostufer der Insel vor Anker lag. Arnold drückte die Sprechtaste. »Wieviel ist noch zu tun, Jim?«
»Nur noch drei Geräte-Container. Ich habe die Ladepapiere zwar noch nicht kontrolliert, aber ich denke, zwei Wochen können Sie schon noch darauf warten. Sie wissen ja, wir liegen hier nicht besonders gut, und außerdem sind wir über 150 Kilometer vom Festland entfernt.«
»Sie wollen also die Erlaubnis zum Auslaufen?«
»Ja, John.«
»Ich brauche die Geräte«, sagte Hammond. »Das sind Laborgeräte. Die brauchen wir unbedingt.«
»Ja«, erwiderte Arnold. »Aber Sie wollten ja nicht in eine Sturmbarriere zum Schutz des Piers investieren. Deshalb haben wir keinen sicheren Hafen. Wenn der Sturm schlimmer wird, schlägt das Schiff gegen die Kaimauer. Ich habe so schon größere Schiffe untergehen sehen. Und dann haben Sie eine Menge zusätzlicher Ausgaben, Ersatz für das Schiff und Bergungskosten zur Räumung des Docks... außerdem können Sie dann das Dock nicht mehr benutzen, bis...«
Hammond winkte ab. »Schaffen Sie sie raus.«
»Erlaubnis zum Auslaufen, *Anne B*.« sagte Arnold ins Mikrofon. »Bis in zwei Wochen dann«, kam die Antwort.
Auf dem Monitor sahen sie, wie die Mannschaft an den Decks die

Leinen löste. Dann wandte sich Arnold wieder der Hauptkonsole zu. Die Land-Cruiser fuhren langsam durch Dampfschwaden.
»Wo sind sie jetzt?« fragte Hammond.
»Sieht aus, als wären sie schon im Südteil«, antwortete Arnold. Im südlichen Teil der Insel gab es stärkere vulkanische Aktivität als im Norden. »Das heißt, daß sie schon fast bei den Stegos sind. Ich wette, daß sie anhalten und Dr. Harding bei seiner Arbeit zusehen.«

Stegosaurier

Als der Land-Cruiser anhielt, sah Ellie Sattler durch die Dampfschwaden den Stegosaurier. Ruhig und bewegungslos stand er neben einem Jeep mit einem roten Streifen.
»Das Vieh sieht wirklich komisch aus, das muß ich zugeben«, bemerkte Malcolm.
Der Stegosaurier war knapp sieben Meter lang; von seinem riesigen, massigen Körper standen am Rücken Panzerplatten senkrecht ab. Der Schwanz hatte gefährlich aussehende, fast einen Meter lange Stacheln. Der Hals jedoch endete in einem lächerlich kleinen Kopf mit einem blöden, starren Blick wie dem eines sehr dummen Pferdes.
Während sie den Stegosaurier betrachteten, kam ein Mann hinter dem Tier hervor. »Das ist unser Tierarzt, Dr. Harding«, sagte Regis über Funk. »Er hat den Stego betäubt, deshalb bewegt er sich nicht. Er ist nämlich krank.«
Grant war bereits ausgestiegen und lief auf den bewegungslosen Stegosaurier zu. Auch Ellie stieg aus und drehte sich um, als der zweite Land-Cruiser anhielt und die beiden Kinder herausprangen. »Was hat er denn?« wollte Tim wissen.
»Man weiß es nicht genau«, antwortete Ellie.

Die großen, ledrigen Platten am Rücken des Stegosaurus waren leicht nach hinten geneigt. Er atmete langsam und mühevoll, jeder Atemzug war ein feuchtes Gurgeln.
»Ist es ansteckend?« fragte Lex.
Sie gingen auf den winzigen Kopf des Tieres zu. Grant und der Tierarzt knieten bereits davor und sahen dem Tier ins Maul. Lex rümpfte die Nase. »Das ist vielleicht ein Riesending«, sagte sie. »Außerdem stinkt es.«
»Stimmt.« Ellie hatte den eigenartigen Geruch, wie nach verfaulendem Fleisch, ebenfalls bemerkt. Er erinnerte sie an etwas, aber sie wußte nicht genau, woran. Auf jeden Fall hatte sie noch nie einen Stegosaurier gerochen, und vielleicht war das sein charakteristischer Geruch. Allerdings glaubte sie das nicht; die meisten Pflanzenfresser rochen nicht sonderlich stark, und ihre Exkremente auch nicht. Die richtig strengen Gerüche waren den Fleischfressern überlassen.
»Stinkt es, weil es krank ist?« fragte Lex und sprach damit aus, was auch Ellie sich überlegte.
»Vielleicht. Und vergiß nicht, daß der Tierarzt es betäubt hat.«
»Ellie, sieh dir mal die Zunge an«, sagte Grant.
Die tiefdunkelrote Zunge hing schlaff aus dem Maul. Der Tierarzt hielt eine Stablampe darauf, damit Ellie die feinen, silbrigen Bläschen sehen konnte. »Mikrovesicae«, sagte sie. »Interessant.«
»Wir haben Probleme mit diesen Stegos«, sagte der Tierarzt. »Die werden dauernd krank.«
»Wie sind die Symptome?« fragte Ellie. Sie kratzte mit einem Fingernagel an der Zunge. Eine klare Flüssigkeit quoll aus den aufgeplatzten Blasen.
»Igitt«, machte Lex.
»Gleichgewichtsstörungen, Orientierungsprobleme, erschwerte Atmung und massive Diarrhöe«, sagte Harding. »Scheint ungefähr alle sechs Wochen aufzutreten.«
»Fressen sie regelmäßig?«
»Das schon«, antwortete Harding. »Tiere von dieser Größe müssen

täglich mindestens 600 Pfund pflanzliche Stoffe aufnehmen, um am Leben zu bleiben. Die fressen ununterbrochen.«
»Dann ist es wahrscheinlich keine Vergiftung durch eine Pflanze«, sagte Ellie. »Dauerfresser wären auch dauernd krank, wenn sie eine giftige Pflanze fressen würden. Nicht nur alle sechs Wochen.«
»Genau«, bestätigte der Tierarzt.
»Darf ich?« fragte Ellie. Sie nahm Harding die Taschenlampe aus der Hand. »Kommt es aufgrund der Betäubung zu pupillaren Veränderungen?« fragte sie und leuchtete dem Stegosaurier ins Auge.
»Ja. Es kommt zu einem miotischen Effekt, die Pupillen ziehen sich zusammen.«
»Aber diese Pupillen sind geweitet«, sagte Ellie.
Harding sah es sich an. Es gab keinen Zweifel, die Pupille war geweitet, und sie zog sich auch nicht zusammen, als das Licht darauf traf. »Verdammt«, sagte er. »Das ist ein pharmakologischer Effekt.«
»Ja.« Ellie stand auf und sah sich um. »Wie groß ist das Territorium dieser Tiere?«
»Ungefähr 13 Quadratkilometer.«
»Hier in dieser Gegend?« Sie befanden sich auf einer freien Wiese mit vereinzelten Felsgruppen und kleinen Kratern, aus denen Dampfschwaden aufstiegen. Der Boden war warm. Es war später Nachmittag, und der Himmel war rosa unter den tiefhängenden, grauen Wolken.
»Eher nördlich und östlich von hier«, antwortete Harding. »Aber wenn sie krank werden, sind sie meistens irgendwo hier in dieser Gegend.«
Ein interessantes Problem, dachte sie. Wie waren diese periodisch auftretenden Vergiftungen zu erklären? Sie deutete quer über die Wiese. »Sehen Sie diese niederen, zarten Büsche?«
»Westindischer Flieder.« Harding nickte. »Wir wissen, daß die Büsche giftig sind. Die Tiere fressen sie nicht.«
»Sind Sie sicher?«

»Ja. Wir beobachten sie über Video, und ich habe auch die Exkremente untersucht, um sicherzugehen. Die Stegos fressen diese Fliederbüsche nicht.«
Melia azedarach, auch Chinabeere oder Westindischer Flieder genannt, enthielt eine Anzahl toxischer Alkaloide. Die Chinesen benutzten die Pflanze als Fischgift.
»Sie fressen sie nicht«, wiederholte der Tierarzt.
»Interessant«, entgegnete Ellie. »Denn sonst hätte ich gesagt, daß dieses Tier die klassischen Anzeichen einer Melia-Vergiftung aufweist: Benommenheit, Blasenbildung an den Schleimhäuten und Pupillenerweiterung.« Sie ging zu den Büschen und bückte sich, um sie genauer zu untersuchen. »Sie haben recht«, sagte sie schließlich. »Die Pflanzen sind gesund, keine Anzeichen für ein Abfressen. Überhaupt keine.«
»Vergessen Sie auch die Sechs-Wochen-Intervalle nicht.«
»Wie oft kommen die Stegosaurier hierher?«
»Ungefähr einmal pro Woche«, sagte er. »Sie grasen in einer langgezogenen Schleife quer durch ihr Territorium. Das dauert ungefähr eine Woche.«
»Aber krank sind sie nur alle sechs Wochen.«
»Genau«, entgegnete Harding.
»Das ist langweilig«, sagte Lex.
»Pscht«, machte Tim. »Dr. Sattler versucht nachzudenken.«
»Hilft aber nichts«, sagte Ellie und ging weiter.
Hinter sich hörte sie Lex fragen: »Will jemand Ball mit mir spielen?«
Ellie sah zu Boden. Die Wiese war an vielen Stellen steinig. Von irgendwo links unten drang das Rauschen der Brandung zu ihr herauf. Zwischen den Steinen lagen Beeren. Vielleicht fraßen die Tiere nur die Beeren. Aber das schien nicht sehr einleuchtend; die Beeren des Westindischen Flieders schmeckten scheußlich bitter.
»Schon was gefunden?« fragte Grant, der ihr gefolgt war.
Ellie seufzte. »Nur Steine«, sagte sie. »Wir müssen nahe am Strand

sein, weil die Steine alle glatt sind. Außerdem liegen sie in komischen Häufchen zusammen.«
»Komische Häufchen?« wiederholte Grant.
»Überall. Gleich da drüben ist eins.« Sie zeigte in die entsprechende Richtung.
Erst jetzt merkte sie, was sie da eigentlich ansah. Die Steine waren abgeschliffen, aber das hatte nichts mit dem Meer zu tun. Sie waren zu kleinen Häufchen aufgetürmt, fast so, als hätte sie jemand so hingeschichtet.
Es waren Magensteine.
Viele heute lebende Vögel und Krokodile schluckten kleine Steine, die sich in einer speziellen Muskeltasche im Verdauungstrakt, dem sogenannten Muskelmagen, ablagerten. Von diesen Muskeln in Bewegung gehalten, zerdrückten die Steine harte Pflanzenfasern, bevor sie den eigentlichen Magen erreichten, und unterstützten so die Verdauung. Einige Forscher glaubten, daß auch die Dinosaurier solche Magensteine benutzt hatten. Zum einen waren die Dinosaurierzähne zu klein und zu wenig abgeschliffen, um zum Zerkauen der Nahrung benutzt worden zu sein. Man nahm an, daß die Dinosaurier die Nahrung ganz schluckten und sie dann von den Magensteinen zerkleinern ließen. Und bei einigen Skeletten hatte man im Bauchbereich wirklich kleine Steinhäufchen gefunden. Aber es war noch nicht eindeutig bewiesen, und...
»Magensteine«, sagte Grant.
»Ja, das glaube ich auch. Die schlucken die Steine, und wenn sie nach ein paar Wochen abgeschliffen sind, speien sie sie wieder aus, was diese Häufchen erklärt, und schlucken neue. Mit den neuen Steinen schlucken sie dann auch die Beeren. Und werden krank.«
»Aber natürlich!« rief Grant. »Ich glaube, du hast recht.«
Er betrachtete den Steinhaufen und wühlte, seinem Paläontologeninstinkt folgend, mit der Hand darin.
Plötzlich hielt er inne.
»Ellie«, sagte er. »Sieh dir das an.«

»Also los! Her mit dem Ball, aber mit Schmackes!« schrie Lex, und Gennaro warf ihr den Ball zu.
Sie warf ihn so fest zurück, daß seine Hand brannte. »Nicht so fest. Ich habe keinen Handschuh!«
»Schwächling!« rief sie verächtlich.
Verärgert warf er ihr den Ball mit voller Kraft zu und hörte ihn auf das Leder klatschen. »Schon besser!« sagte sie.
Gennaro, der neben dem Dinosaurier stand, wandte sich während des Spiels an Malcolm und fragte ihn: »Und wie paßt dieses kranke Tier in Ihre Theorie?«
»Es war vorauszusehen«, entgegnete Malcolm.
Gennaro schüttelte den Kopf. »Gibt es eigentlich irgend etwas, was mit Ihrer Theorie nicht vorauszusehen ist?«
»Sehen Sie«, sagte Malcolm, »das hat nichts mit mir zu tun. Das ist die Chaostheorie. Aber ich merke, daß niemand bereit ist, die Konsequenzen zu akzeptieren, die sich aus den mathematischen Gleichungen ergeben. Weil es nämlich höchst bedeutsame Konsequenzen für das menschliche Leben sind. Viel bedeutendere als die von Heisenbergs Unschärferelation oder von Gödels Theorem, das im Augenblick in aller Munde ist. Das sind nämlich eher akademische Überlegungen. Philosophische Überlegungen. Aber die Chaostheorie betrifft das Alltagsleben. Wissen Sie, wann die ersten Computer gebaut wurden?«
»Nein«, antwortete Gennaro.
»Die ersten Computer wurden in den späten 40ern gebaut, weil Mathematiker wie John von Neumann glaubten, wenn man nur einen Computer hätte - eine Maschine, mit der man eine Vielzahl von Variablen gleichzeitig bewältigen könnte -, dann könnte man das Wetter voraussagen. Das Wetter würde begreifbar werden. 40 Jahre lang hielt man an diesem Traum fest. Man glaubte, die Voraussage sei nur eine Funktion der Berücksichtigung möglichst vieler Aspekte; wenn man genug wüßte, könnte man alles voraussagen. Seit Newton hielt die Wissenschaft an diesem Glauben fest.«

»Und?«
»Die Chaostheorie hat damit gründlich aufgeräumt. Sie sagt, daß man für gewisse Situationen überhaupt keine Voraussagen treffen kann. Man kann das Wetter nicht für mehr als ein paar Tage voraussagen. Das ganze Geld, das für langfristige Voraussagen ausgegeben wurde - über eine halbe Milliarde Dollar in den letzten Jahrzehnten -, ist zum Fenster hinausgeworfen. Alles umsonst. Es ist genauso unsinnig wie der Versuch, aus Blei Gold zu machen. Jetzt lachen wir über das, was die alten Alchimisten versucht haben, weil wir wissen, daß es unmöglich ist. Aber genau so werden zukünftige Generationen über uns lachen. Wir haben das Unmögliche probiert - und dafür eine Menge Geld ausgegeben. Weil es nämlich große Kategorien von Phänomenen gibt, die von Natur aus unberechenbar sind.«
»Und das behauptet die Chaostheorie?«
»Ja, und es ist wirklich verblüffend, wie wenige Leute es hören wollen«, erwiderte Malcolm. »Ich habe das alles Hammond schon gesagt, lange bevor er hier auf dieser Insel den ersten Spatenstich getan hat. Sie wollen eine Horde prähistorischer Tiere klonen und Sie auf einer Insel aussetzen? Schön. Ein netter Traum. Bezaubernd. Aber es wird nicht so laufen, wie Sie es sich vorstellen. Das Projekt ist inhärent unberechenbar, so wie das Wetter.«
»Das haben Sie ihm gesagt?« fragte Gennaro.
»Ja. Und ich habe ihm darüber hinaus gesagt, wo die Abweichungen auftreten werden. Natürlich war die Frage der Anpassung der Tiere an die Umgebung der eine Bereich. Dieses Tier da ist 100 Millionen Jahre alt. Es ist an diese Welt nicht gewöhnt. Die Luft ist anders, die Sonneneinstrahlung ist anders, das Land ist anders, die Insekten sind anders, die Geräusche sind anders, die Vegetation ist anders. Alles ist anders. Der Sauerstoffgehalt der Luft ist viel geringer. Das arme Tier atmet so schwer wie ein Mensch in 3.000 Metern Höhe. Hören Sie nur, wie es keucht!«
»Und die anderen Bereiche?«
"Allgemein gesprochen, die Fähigkeit des Parks, die Ausbreitung

von Lebensformen zu kontrollieren. Weil die Geschichte der Evolution zeigt, daß das Leben alle Grenzen sprengt. Das Leben bahnt sich einen Weg. Es bricht aus. Auf eine schmerzhafte, manchmal sogar gefährliche Art und Weise. Aber das Leben bahnt sich einen Weg.« Malcolm schüttelte den Kopf. »Ich will ja nicht philosophisch werden, aber sehen Sie mal.«
Gennaro drehte sich um. Ellie und Grant am anderen Ende der Wiese winkten und riefen.

»Haben Sie meine Coke mitgebracht?« fragte Dennis Nedry, als Muldoon in den Kontrollraum zurückkehrte.
Muldoon antwortete nicht. Er ging direkt zum Monitor, um zu sehen, was vor sich ging. Über Funk hörte er Hardings Stimme:
»... der Stego... jetzt wissen wir... endlich...«
»Was ist da los?« wollte Muldoon wissen.
»Die sind jetzt unten an der Südspitze«, erwiderte Arnold.
»Deshalb die Funkstörungen. Ich werde sie auf einen anderen Kanal schalten. Aber sie haben jetzt rausgefunden, was mit den Stegos los ist. Die fressen irgendwelche Beeren.«
Hammond nickte. »Ich wußte, daß wir das Problem früher oder später lösen würden«, sagte er.

»Nicht sehr eindrucksvoll«, bemerkte Gennaro. Er hielt das weiße Stückchen, kaum größer als eine Briefmarke, gegen das schwächer werdende Licht. »Sind Sie ganz sicher, Alan?«
»Absolut«, erwiderte Grant. »Was es verrät, ist das Muster auf der Innenseite. Drehen Sie es um und Sie werden ein schwaches Muster erhöhter Linien entdecken, die in etwa Dreiecksformen bilden.«
»Ja, ich sehe sie.«
»Na, und ich habe in Montana zwei Eier mit genau diesem Muster ausgegraben.«
»Sie wollen damit sagen, daß das das Stück einer Eierschale von einem Dinosaurier ist?«

»Zweifellos«, entgegnete Grant.
Harding schüttelte den Kopf. »Diese Dinosaurier können sich nicht vermehren.«
»Offensichtlich doch«, sagte Gennaro.
»Das muß ein Vogelei sein«, sagte Harding. »Wir haben unzählige Arten auf der Insel.«
Grant schüttelte den Kopf.»Sehen Sie sich nur die Krümmung an. Die Schale ist fast flach. Sie muß von einem sehr großen Ei stammen. Und dann die Stärke der Schale. Wenn Sie keine Straußen auf der Insel haben, ist das ein Dinosaurierei.«
»Aber es ist doch ganz unmöglich, daß sie sich vermehren«, beteuerte Harding. »Alle Tiere sind weiblich.«
»Ich weiß nur«, sagte Grant, »daß das ein Dinosaurierei ist.«
»Können Sie die Art identifizieren?« fragte Malcolm.
»Ja«, antwortete Grant. »Es ist ein Velociraptorenei.«

Kontrollraum

»Das ist doch vollkommen absurd«, sagte Hammond im Kontrollraum, als die Meldung aus dem Lautsprecher kam. »Es muß ein Vogelei sein. Was anderes kann es gar nicht sein.«

Das Funkgerät knisterte. Dann hörte er Malcolms Stimme.

»Vielleicht sollten wir einen kleinen Test anstellen. Mr. Arnold möchte doch bitte den Computer eine Kategorienzählung durchführen lassen.«

»Sofort?«

»Ja, jetzt sofort. Ich nehme an, Sie können die Liste auf den Monitor in Dr. Hardings Auto überspielen. Tun Sie das doch bitte!«

»Kommt sofort«, sagte Arnold. Einen Augenblick später erschien die Auflistung auf dem Bildschirm im Kontrollraum:

TIERE INSGESAMT 238

ARTEN	ERWARTET	GEFUNDEN	VERSION
Tyrannosaurier	2	2	4.1
Maiasaurier	21	21	3.3
Stegosaurier	4	4	3.9
Triceratopsiden	8	8	3.1
Procompsognathen	49	49	3.9
Othnielia	16	16	3.1
Velociraptoren	8	8	3.0
Apatosaurier	17	17	3.1
Hadrosaurier	11	11	3.1
Dilophosaurier	7	7	4.3
Pterosaurier	6	6	4.3
Hypsilophodons	33	33	2.9
Euoplocephali	16	16	4.0
Styracosaurier	18	18	3.9
Callovosaurier	22	22	4.1
Insgesamt	238	238	

»Ich hoffe, Sie sind zufrieden«, sagte Hammond. »Haben Sie es auf Ihrem Bildschirm?«
»Ja«, erwiderte Malcolm.
»Alles erfaßt, so wie immer.« Er konnte die Befriedigung in seiner Stimme nicht unterdrücken.
»Also gut«, sagte Malcolm. »Kann der Computer auch nach einer anderen Anzahl von Tieren suchen?«
»Zum Beispiel?« fragte Arnold.
»Versuchen Sie einmal 239.«
»Einen Augenblick«, sagte Arnold mit einem Stirnrunzeln.

TIERE INSGESAMT 239

ARTEN	ERWARTET	GEFUNDEN	VERSION
Tyrannosaurier	2	2	4.1
Maiasaurier	21	21	3.3
Stegosaurier	4	4	3.9
Triceratopsiden	8	8	3.1
Procompsognathen	49	50	? ?
Othnielia	16	16	3.1
Velociraptoren	8	8	3.0
Apatosaurier	17	17	3.1
Hadrosaurier	11	11	3.1
Dilophosaurier	7	7	4.3
Pterosaurier	6	6	4.3
Hypsilophodons	33	33	2.9
Euoplocephali	16	16	4.0
Styracosaurier	18	18	3.9
Callovosaurier	22	22	4.1
Insgesamt	238	239	

Hammond beugte sich vor. »Was zum Teufel ist das?«
»Er hat noch einen weiteren Compy aufgespürt.«
»Aber wo?«

»Das weiß ich nicht!«
Das Funkgerät knisterte. Malcolm schien unbeeindruckt. »Also gut. Können Sie jetzt den Computer nach, sagen wir mal, 300 Tieren suchen lassen?«
»Von was redet der denn überhaupt?« rief Hammond erregt.
»300 Tiere? Was soll denn das?«
»Moment mal«, sagte Arnold. »Das dauert ein paar Minuten.« Auf dem Bildschirm erschien die erste Zeile der Auflistung:

Tiere Gesamt 239

»Ich verstehe nicht, worauf der hinaus will«, sagte Hammond.
»Ich fürchte, ich schon«, entgegnete Arnold. Er beobachtete den Bildschirm. Das Nummernfeld der ersten Zeile korrigierte sich rasch nach oben.

Tiere Gesamt 244

»244?« sagte Hammond. »Was ist da los?«
»Der Computer zählt die Tiere im Park«, erwiderte Wu, »Alle Tiere.«
»Ich dachte, das tut der immer.« Hammond wirbelte herum. »Nedry! Haben Sie wieder Scheiß gebaut?«
»Nein«, erwiderte Nedry, ohne den Blick von seinem Terminal zu wenden. »Der Computer gestattet dem Operator, die erwartete Anzahl von Tieren einzugeben, um den Zählprozeß zu beschleunigen. Das ist eine Arbeitserleichterung, kein Systemfehler.«
»Er hat recht«, sagte Arnold. »Wir sind immer von einer Gesamtzahl von 238 ausgegangen, weil wir annahmen, daß es nicht mehr sein können.«

Tiere Gesamt 262

»Moment mal«, sagte Hammond. »Diese Tiere können sich nicht vermehren. Der Computer zählt anscheinend Feldmäuse oder so-was.«
»Das glaube ich auch«, erwiderte Arnold. »Es ist mit ziemlicher Sicherheit ein Fehler bei der Sichtkontrolle. Aber das werden wir gleich wissen.«
Hammond wandte sich an Wu. »Sie können sich doch nicht vermehren, oder?«
»Nein«, antwortete Wu.

Tiere Gesamt 270

»Wo kommen die her?« fragte Arnold.
»Das möchte ich auch gern wissen«, sagte Wu.
Sie sahen zu, wie die Anzahl ständig stieg.

Tiere Gesamt 283

Über Funk kam Gennaros Stimme: »Verdammte Scheiße, wie viele denn noch...«
Dann die des Mädchens: »Ich hab langsam Hunger. Wann fahren wir endlich zurück?«
»Bald, Lex.«
Auf dem Monitor blinkte plötzlich eine Fehlermeldung auf:

ERROR: suchparam: 300 Tiere nicht gefunden.

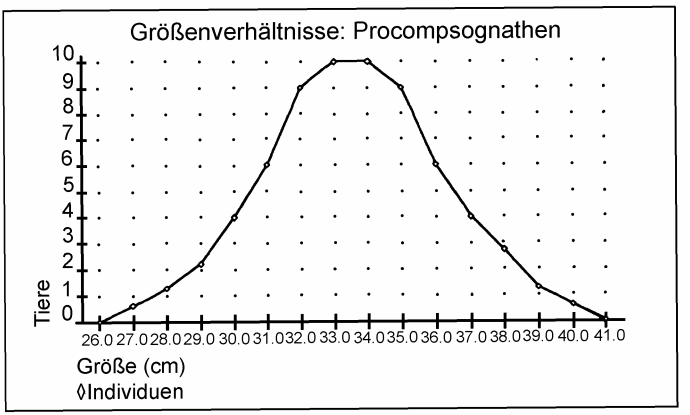
»Ein Fehler«, sagte Hammond nickend. »Hab ich's mir doch gedacht. Ich hatte die ganze Zeit das Gefühl, daß es sich um einen Fehler handeln muß.«
Doch einen Augenblick später tauchte die Auflistung wieder auf dem Bildschirm auf:

TIERE INSGESAMT 292

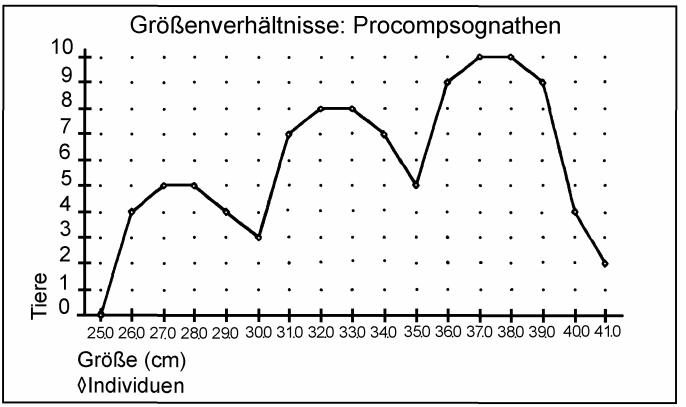
ARTEN	ERWARTET	GEFUNDEN	VERSION
Tyrannosaurier	2	2	4.1
Maiasaurier	21	22	? ?
Stegosaurier	4	4	3.9
Triceratopsiden	8	8	3.1
Procompsognathen	49	65	? ?
Othnielia	16	23	? ?
Velociraptoren	8	37	? ?
Apatosaurier	17	17	3.1
Hadrosaurier	11	11	3.1
Dilophosaurier	7	7	4.3
Pterosaurier	6	6	4.3
Hypsilophodons	33	34	? ?
Euoplocephali	16	16	4.0
Styracosaurier	18	18	3.9
Callovosaurier	22	22	4.1
Insgesamt	238	292	

Das Funkgerät knisterte. »Sehen Sie jetzt den Fehler in Ihrem Verfahren?« fragte Malcolm. »Sie haben nur die erwartete Anzahl von Dinosauriern aufspüren lassen. Sie haben befürchtet, Tiere zu verlieren, und das Programm ist deshalb so ausgelegt, daß es sofort Alarm schlägt, wenn es weniger als die erwartete Anzahl sind.
Aber das ist gar nicht das Problem. Das bei weitem größere Problem ist, daß Sie mehr als die erwartete Anzahl haben.«
»Mein Gott«, stöhnte Arnold.
»Es können nicht mehr sein«, sagte Wu. »Wir wissen, wie viele wir ausgesetzt haben. Mehr können es nicht sein.«
»Ich fürchte doch, Henry«, entgegnete Malcolm. »Sie vermehren sich.«
»Nein.«
»Auch wenn Sie Grants Eierschale nicht als Beweis akzeptieren,

können Sie es mit Ihren eigenen Daten nachweisen. Sehen Sie sich mal die Größen-/Gewichtsverteilung der Compys an. Arnold wird sie für Sie auf den Bildschirm holen.«



»Fällt Ihnen daran was auf?« fragte Malcolm.
»Es ist eine Poisson-Verteilung«, antwortete Wu. »Eine ganz normale Grafik.«
»Haben Sie nicht gesagt, daß Sie die Compys in drei Schüben ausgesetzt haben? In exakten Intervallen von jeweils sechs Monaten?«
»Ja...«
»Dann sollten Sie eine Grafik mit drei getrennten Spitzenwerten für jeden der drei Schübe bekommen«, sagte Malcolm und tippte auf seiner Tastatur. »So eine.« (Siehe Grafik S. 225)
»Aber genau diese Grafik bekommen Sie nicht«, fuhr Malcolm fort. »Was Sie bekommen, ist der Kurvenverlauf für eine sich vermehrende Population. Ihre Compys vermehren sich.«
Wu schüttelte den Kopf. »Ich kann mir nicht vorstellen, wie.«
»Sie vermehren sich, und ebenso die Othnielia, die Maiasaurier, die Hypsys - und die Velociraptoren.«
»O Gott«, sagte Muldoon. »Velociraptoren frei im Park.«



»Na, so schlimm ist es auch wieder nicht«, sagte Hammond und las vom Bildschirm ab. »Wir haben Vermehrungen in nur drei Kategorien - hm, nein, in fünf. Und in zwei davon nur sehr geringe...«
»Was reden Sie denn da?« sagte Wu laut. »Wissen Sie denn nicht, was das bedeutet?«
»Natürlich weiß ich, was das heißt, Henry«, erwiderte Hammond. »Es bedeutet, daß Sie Mist gebaut haben.«
»Ganz bestimmt nicht.«
»Sie haben da draußen Dinosaurier, die sich vermehren, Henry.«
»Aber sie sind doch alle weiblich«, beteuerte Wu. »Es ist unmöglich. Da muß irgendwo ein Fehler sein. Und sehen Sie sich die Zahlen an. Ein geringer Anstieg bei den großen Tieren, den Maiasauriern und den Hypsys. Und ein deutlicher Anstieg bei den kleinen Tieren. Das ergibt keinen Sinn. Da muß irgendwo ein Fehler sein.«
Das Funkgerät klickte. »Ganz im Gegenteil«, sagte Grant. »Ich glaube, diese Zahlen bestätigen sogar, daß eine Vermehrung stattfindet. An sieben verschiedenen Stellen der Insel.«

Brutplätze

Der Himmel wurde immer dunkler. Das Donnergrollen kam langsam näher. Grant und die anderen beugten sich durch die Türen in den Jeep und starrten den Monitor am Armaturenbrett an. »Brutplätze?« fragte Wu über Funk.
»Nester«, sagte Grant. »Wenn man von einer Durchschnittsgröße von acht bis zwölf ausgebrüteten Eiern pro Gelege ausgeht, deuten diese Daten darauf hin, daß die Compys zwei Nester haben. Die Raptoren ebenfalls zwei. Und die Othys, die Hypsys und die Maias je eins.«
»Wo sind diese Nester?«
»Wir müssen sie suchen«, erwiderte Grant. »Dinosaurier bauen ihre Nester an versteckten Stellen.«
»Aber warum gibt es nur so wenige große Tiere?« fragte Wu. »Wenn es ein Maia-Nest mit acht bis zwölf Eiern gibt, sollten wir auch acht bis zwölf neue Maias haben. Nicht nur einen.«
»Das stimmt«, entgegnete Grant. »Aber wahrscheinlich fressen die Raptoren und die Compys, die frei im Park herumlaufen, die Eier der größeren Tiere - und vielleicht auch die frisch geschlüpften Jungen.«
»Das haben wir aber noch nie beobachtet«, warf Arnold dazwischen.
»Raptoren sind Nachtjäger«, sagte Grant. »Beobachtet auch bei Nacht jemand den Park?«
Ein langes Schweigen folgte.
»Ich glaube nicht«, stellte schließlich Grant fest.
»Es ergibt trotzdem keinen Sinn«, sagte Wu. »50 Tiere können sich unmöglich nur von ein paar Nestern voller Eier ernähren.«
»Nein«, stimmte ihm Grant zu. »Ich vermute, daß sie noch etwas anderes fressen. Kleine Nager vielleicht. Mäuse und Ratten?«
Wieder war Schweigen die Antwort.
»Lassen Sie mich raten«, sagte Grant. »Am Anfang hatten Sie

auf der Insel Probleme mit Ratten. Aber mit der Zeit legte sich das.«
»Ja. Das stimmt ...«
»Und Sie haben nie daran gedacht, der Sache nachzugehen.«
»Na ja, wir haben einfach angenommen ...« erwiderte Arnold.
»Aber hören Sie«, sagte Wu. »Die Tatsache bleibt, daß alle Tiere weiblich sind. Sie können sich nicht vermehren.«
Grant hatte bereits darüber nachgedacht. Er hatte erst kürzlich von einer faszinierenden westdeutschen Untersuchung gehört, die vielleicht auch die Lösung dieses Rätsels lieferte.
»Als Sie Ihre Dinosaurier-DNS rekonstruiert haben«, sagte er, »da haben Sie doch mit verschiedenen Bruchstücken gearbeitet, oder?«
»Ja«, antwortete Wu.
»Um einen kompletten Strang zu bekommen, mußten Sie da je DNS-Teile von anderen Arten einsetzen?«
»Ja, manchmal«, antwortete Wu. »Anders ging es nicht. Manchmal haben wir Vogel-DNS von einer ganzen Reihe von Arten und manchmal Reptilien-DNS eingesetzt.«
»Auch amphibische DNS? Vor allem von Fröschen?«
»Möglich. Das müßte ich nachprüfen.«
»Prüfen Sie es nach«, sagte Grant. »Ich glaube, Sie werden dort die Antwort finden.«
»Frosch-DNS?« fragte Malcolm. »Warum ist Frosch-DNS die Antwort?« Gennaro mischte sich ungeduldig dazwischen: »Hören Sie, das ist ja alles sehr interessant, aber wir vergessen dabei die wichtigste Frage. Sind bereits Tiere von der Insel entwischt?«
»Mit den vorliegenden Informationen können wir das noch nicht beantworten«, entgegnete Grant.
»Und wie finden wir es heraus?«
»Es gibt nur eine Möglichkeit«, sagte Grant. »Wir müssen jedes einzelne Dinosauriernest finden, es untersuchen und die vorhandenen Schalenstückchen zählen. Möglicherweise können wir dadurch ermitteln, wie viele Tiere ursprünglich ausgeschlüpft sind. Und dann können wir anfangen zu überlegen, ob welche fehlen.«

»Aber auch dann wissen Sie nicht, ob die fehlenden Tiere getötet wurden oder einfach verendet sind, oder ob sie die Insel verlassen haben«, gab Malcolm zu bedenken.
»Das stimmt«, sagte Grant, »aber es ist immerhin ein Anfang. Und ich glaube, wir bekommen mehr Informationen, wenn wir uns die Populationsgrafiken genauer ansehen.«
»Wie sollen wir diese Nester finden?«
»Ich glaube«, sagte Grant, »daß uns dabei der Computer helfen kann.«
»Können wir jetzt zurückfahren?« fragte Lex. »Ich hab Hunger.«
»Ja, fahren wir«, erwiderte Grant lächelnd. »Du warst sehr geduldig.«
»In ungefähr 20 Minuten bekommst du was zu essen«, sagte Ed Regis und ging auf die Land-Cruiser zu.
»Ich bleibe noch ein bißchen«, sagte Ellie, »und mache mit Dr. Hardings Kamera ein paar Fotos von dem Stego. Diese Bläschen im Mund werden bis morgen verschwunden sein.«
»Ich will zurück«, sagte Grant. »Ich fahre mit den Kindern.«
»Ich auch«, sagte Malcolm.
»Ich glaube, ich bleibe noch«, sagte Gennaro, »und fahre dann mit Harding in seinem Jeep zurück, und mit Dr. Sattler.«
»Okay, also los dann.«
Unterwegs fragte Malcolm: »Warum genau bleibt eigentlich unser Anwalt hier?«
Grant zuckte die Achseln. »Vielleicht hat es etwas mit Dr. Sattler zu tun.«
»Wirklich? Sie meinen die Shorts?«
»So was soll vorkommen«, erwiderte Grant.
Bei den Land-Cruisern angelangt, sagte Tim: »Diesmal will ich vorne mitfahren, mit Dr. Grant.«
»Leider habe ich mit Dr. Grant etwas zu besprechen«, sagte Malcolm.
»Ich sitz auch ganz ruhig und hör nur zu. Ich sag bestimmt kein Wort.«

Malcolm blieb unbeirrt. »Es ist ein vertrauliches Gespräch.«
»Weißt du was, Tim?« sagte Ed Regis. »Sollen doch die beiden alleine im zweiten Auto fahren. Wir setzen uns ins erste, und du darfst die Nachtsichtbrille benutzen. Hast du schon mal eine Nachtsichtbrille in der Hand gehabt, Tim? Das ist eine Brille mit sehr empfindlichen CCDs, mit der man auch im Dunkeln sehen kann.«
»Toll«, sagte Tim und ging auf das erste Auto zu.
»He!« rief Lex. »Ich will sie auch mal haben.«
»Nein«, entgegnete Tim.
»Das ist unfair. Echt unfair. Du darfst immer alles, Timmy!« Während Ed Regis den beiden nachsah, sagte er zu Grant: »Ich kann mir schon vorstellen, was das für eine Rückfahrt werden wird.«
Grant und Malcolm stiegen in das zweite Auto. Ein paar Regentropfen klatschten auf die Windschutzscheibe. »Dann mal los«, sagte Ed Regis. »Ich könnte auch langsam was zum Essen vertragen. Und einen anständigen Bananen-Daiquiri. Was meint ihr, Männer? Wie war's mit Daiquiris?« Er schlug gegen die Autotür. »Bis dann im Zentrum!« rief er, lief zum ersten Auto und sprang hinein.
Am Armaturenbrett blinkte ein rotes Licht. Mit einem leisen elektrischen Summen setzten sich die Land-Cruiser in Bewegung.

Auf der Rückfahrt durch die hereinbrechende Dämmerung wirkte Malcolm eigentümlich bedrückt. »Sie müssen sich doch jetzt bestätigt fühlen«, sagte Grant. »Ich meine, was Ihre Theorie Angeht.«
»Um ehrlich zu sein, eigentlich habe ich Angst. Ich fürchte, daß wir uns an einem sehr gefährlichen Punkt befinden.«
»Warum?«
»Intuition.«
»Glauben Mathematiker an Intuition?«
»Absolut. Die ist sehr wichtig, die Intuition«, erwiderte Malcolm.

»Genaugenommen habe ich gerade über Fraktale nachgedacht. Wissen Sie, was Fraktale sind?«
Grant schüttelte den Kopf. »Eigentlich nicht, nein.«
»Fraktale sind eine Art Geometrie, die man im allgemeinen mit einem Herrn von ausgeprägtem Selbstbewußtsein namens Mandelbrot in Verbindung bringt. Im Gegensatz zur gewöhnlichen Euklidschen Geometrie, die jeder in der Schule lernt - Quadrate und Würfel und Kugeln-, scheint die fraktale Geometrie reale Gegenstände der natürlichen Welt zu beschreiben. Berge und Wolken haben fraktale Gestalt. Also haben die Fraktale wahrscheinlich mit der Wirklichkeit zu tun. Irgendwie. Na, und Mandelbrot hat mit diesen geometrischen Hilfsmitteln ein paar bemerkenswerte Dinge herausgefunden. Er hat entdeckt, daß Dinge, in verschiedenen Maßstäben betrachtet, fast identisch aussehen.«
»In verschiedenen Maßstäben?« fragte Grant.
»Ein Beispiel«, sagte Malcolm. »Wenn Sie einen Berg aus der Entfernung betrachten, sehen Sie eine gewisse Zackenform. Wenn Sie näher hingehen und sich einen kleineren Grat des großen Berges ansehen, wird der eine sehr ähnliche Form haben. Und wenn Sie sich dann eine kleine Erhebung auf diesem kleineren Grat vornehmen, finden Sie auch hier eine ähnliche Form. So können Sie weitermachen bis zu einem winzigen Steinfragment, das Sie unter dem Mikroskop betrachten - auch hier sehen Sie die zugrundeliegende fraktale Form des großen Bergs.«
»Ich versteh eigentlich nicht, welche Bedeutung das für uns hat«, sagte Grant gähnend. Der Schwefel der vulkanischen Dampfschwaden stieg ihm in die Nase. Sie näherten sich dem Straßenstück, das an der Küste entlanglief und den Blick auf das Meer und den Strand freigab.
»Es ist eine bestimmte Betrachtungsweise der Welt«, entgegnete Malcolm. »Mandelbrot hat die Selbstähnlichkeit beim Übergang vom Größten zum Kleinsten festgestellt. Und diese Selbstähnlichkeit bei der Variation des Maßstabs tritt auch bei Ereignissen ein.«
»Ereignisse?«

»Denken Sie an die Baumwollpreise. Die Baumwollpreise sind weit über 100 Jahre lang hervorragend dokumentiert. Bei der Betrachtung der Fluktuation der Preise stellt man fest, daß die Fluktuationskurve eines einzelnen Tages im wesentlichen genauso aussieht wie die einer Woche, eines Jahres oder von zehn Jahren. So funktioniert die Welt. Ein Tag ist wie ein ganzes Leben. Man fängt an, das eine zu tun, doch schließlich tut man etwas ganz anderes, man will irgendwohin, kommt aber nie an... Und am Ende Ihres Lebens zeigt sich, daß das ganze Leben genauso zufällig und planlos verlaufen ist. Ihr ganzes Leben hat fast die gleiche Gestalt wie ein einzelner Tag.«
»Das ist sicher eine mögliche Betrachtungsweise«, sagte Grant.
»Nein«, erwiderte Malcolm. »Es ist die einzig mögliche Betrachtungsweise. Zumindest die einzige, die der Wirklichkeit entspricht. Sie müssen verstehen, dieses Konzept der Selbstähnlichkeit in der Theorie der Fraktale beinhaltet den Aspekt der Rekursion, der Wiederkehr des Ähnlichen, was bedeutet, daß Ereignisse nicht vorhersehbar sind. Sie können sich plötzlich und ohne Vorwarnung verändern.«
»Okay...«
»Aber wir trösten uns mit der Vorstellung, daß eine plötzliche Veränderung etwas ist, das außerhalb der normalen Ordnung der Dinge abläuft. Für uns ist eine plötzliche Veränderung ein Unfall, wie bei einem Autounfall. Oder etwas, das wir nicht unter Kontrolle haben, wie etwa eine tödliche Krankheit. Wir können uns nicht vorstellen, daß plötzliche, radikale, irrationale Veränderungen zum Grundmuster unseres Lebens gehören. Aber genau so ist es. Und die Chaostheorie lehrt uns. daß die Linearität, die wir bei allem, von der Physik bis zur Fiktion, für selbstverständlich halten, einfach nicht existiert. Die Linearität ist eine künstliche Art der Weltbetrachtung. Das wirkliche Leben ist keine Abfolge miteinander verbundener Ereignisse, die nacheinander eintreten so wie Perlen auf einer Schnur aufgereiht sind. In Wirklichkeit ist der Ablauf des Lebens eine Reihe von Ereignissen, in der ein Ereignis

die folgenden in einer vollkommen unberechenbaren, vielleicht sogar verheerenden Weise verändern kann.« Malcolm lehnte sich zurück und sah zu dem anderen Elektroauto, das wenige Meter vor ihnen fuhr. »Das ist eine grundlegende Wahrheit über die Struktur unseres Universums. Aber aus irgendeinem Grund bestehen wir darauf, uns so zu verhalten, als würde sie nicht existieren.«
In diesem Augenblick blieb das Auto plötzlich stehen.
»Was ist passiert?« fragte Grant.
Sie sahen, wie die Kinder im ersten Auto auf das Meer deuteten. Unter den tiefhängenden Wolken vor der Küste entdeckte Grant den dunklen Umriß des Versorgungsschiffs, das nach Puntarenas zurückfuhr.
»Warum haben wir angehalten?« fragte Malcolm.
Grant schaltete das Funkgerät an und hörte das Mädchen aufgeregt rufen: »Schau doch, Timmy! Dort ist es, schau!«
Mit zusammengekniffenen Augen starrte Malcolm zu dem Schiff hinaus. »Die reden doch über das Schiff, oder?«
»Anscheinend.«
Ed Regis stieg aus dem ersten Auto und kam zu ihnen gelaufen. »Tut mir leid«, sagte er durch das Fenster, »aber die Kinder sind total aufgeregt. Haben Sie ein Fernglas im Wagen?«
»Wozu?«
"Das Mädchen behauptet, sie hätte auf dem Schiff etwas gesehen. Irgendwelche Tiere«, sagte Regis.

Grant nahm das Fernglas und stützte die Ellbogen auf die Fensterleiste des Land-Cruisers. Er suchte die langgestreckte Form des Versorgungsschiffes ab, das in der Dunkelheit fast nur noch als Silhouette zu erkennen war. Plötzlich sprangen die Navigationslichter an und strahlten in die violette Dämmerung.
"Sehen Sie etwas?« fragte Regis.
"Nein«, erwiderte Grant.
»Sie sind ganz unten«, sagte Lex über Funk. »Sehen Sie unten nach.«

Grant neigte das Fernglas nach unten und suchte den Schiffsrumpf knapp oberhalb der Wasserlinie ab. Das Versorgungsschiff war breit und flach und besaß einen rundumlaufenden Spritzschutz. Aber es war inzwischen so dunkel, daß Grant trotz der Beleuchtung keine Einzelheiten mehr erkennen konnte.
»Nein, nichts.«
»Ich seh sie aber«, sagte Lex ungeduldig. »Am hinteren Ende. Sehen Sie am hinteren Ende nach.«
»Wie kann die bei diesem Licht überhaupt etwas sehen?« fragte Malcolm.
»Kinder können das«, erwiderte Grant. »Die besitzen eine Sehschärfe, von der wir gar nicht mehr wissen, daß wir sie je hatten.«
Er schwang das Fernglas langsam in Richtung Heck und plötzlich sah er die Tiere. Sie jagten verspielt zwischen den Silhouetten der Heckaufbauten hin und her. Er sah sie nur kurz, aber trotz des schwachen Lichts konnte er erkennen, daß es aufrechte, knapp einen Meter große Tiere waren, die sich mit steifen Schwänzen im Gleichgewicht hielten.
»Sehen Sie sie jetzt?« fragte Lex.
»Jetzt sehe ich sie.«
»Was für welche sind es?«
»Es sind Raptoren«, sagte Grant. »Mindestens zwei. Vielleicht auch mehr. Halbwüchsige.«
»Mein Gott«, stöhnte Ed Regis. »Das Schiff fährt ja zum Festland.«
Malcolm zuckte die Achseln. »Nur keine Aufregung. Sie brauchen doch nur im Kontrollraum anzurufen und denen sagen, sie sollen das Schiff zurückholen.«
Ed Regis langte ins Auto und nahm das Funkgerät vom Armaturenbrett. Statisches Rauschen und Klicken war zu hören, als er schnell alle Kanäle durchprobierte. »Mit dem Gerät stimmt was nicht«, sagte er. »Es funktioniert nicht.«
Er lief zum ersten Land-Cruiser. Sie sahen, wie er sich hineinbeugte. Augenblicke später drehte er sich wieder zu ihnen um. »Mit

beiden Funkgeräten stimmt was nicht«, sagte er. »Ich komme nicht zum Kontrollraum durch.«
»Dann aber los«, sagte Grant.

Im Kontrollraum stand Muldoon vor einem der großen Fenster und sah auf den Park hinaus. Um 19 Uhr wurden überall auf der Insel Quarzscheinwerfer angeschaltet, die aus der Landschaft einen funkelnden, sich weit nach Süden erstreckenden Edelstein machten. Es war für ihn der schönste Augenblick des ganzen Tages. Aus dem Funkgerät drang Knistern und statisches Rauschen.
»Die Land-Cruiser sind wieder angefahren«, sagte Arnold. »Sie sind jetzt auf dem Rückweg.«
»Warum sind sie stehengeblieben?« fragte Hammond. »Und warum können wir nicht mit ihnen reden?«
»Ich weiß nicht«, sagte Arnold. »Vielleicht haben sie die Funkgeräte in den Autos abgeschaltet.«
»Wahrscheinlich der Sturm«, meinte Muldoon. »Interferenzen wegen des Sturms.«
»In 20 Minuten werden sie hier sein«, sagte Hammond. »Sorgen Sie dafür, daß im Speisesaal alles für sie bereit ist. Die Kinder haben sicher Hunger.«
Arnold nahm den Telefonhörer ab, hörte aber auch da nur statisches Rauschen. »Was soll denn das? Was ist hier los?«
»Mein Gott, legen Sie auf«, sagte Nedry. »Sie stören den Datentransfer.«
»Sie haben alle Leitungen belegt? Auch die internen?«
»Ich habe alle belegt, die nach draußen gehen«, erwiderte Nedry. »Aber die internen müßten noch funktionieren.«
Arnold drückte verschiedene Knöpfe auf seiner Konsole. Aber aus allen Leitungen kam nur Rauschen.
»Sieht so aus, als hätten Sie doch alle.«
»Das tut mir leid«, sagte Nedry. »Nach der nächsten Übertragung werde ich ein paar für Sie freimachen, in ungefähr 15 Minuten.« Er gähnte. »Sieht nach 'nem langen Wochenende für mich aus. Ich

glaub, ich hol mir jetzt die Coke.« Er nahm seine Schultertasche und ging zur Tür. »Aber rühren Sie meine Konsole nicht an, okay?«
Die Tür schloß sich.
»Was für ein ordinärer Scheißer«, sagte Hammond.
»Schon«, entgegnete Arnold. »Aber ich glaube, er weiß, was er tut.«

Die hellen Quarzscheinwerfer am Straßenrand malten Regenbogen in die zischenden Fontänen vulkanischen Dampfs. Grant sagte ins Funkgerät: »Wie lange braucht das Schiff bis zum Festland?«
»18 Stunden«, antwortete Ed Regis. »So ungefähr. Es ist ziemlich verläßlich.« Er sah auf die Uhr. »Müßte so gegen elf Uhr morgen vormittag dort sein.«
Grant runzelte die Stirn. »Haben Sie noch immer keinen Kontakt zum Kontrollraum?«
»Bis jetzt nicht.«
»Was ist mit Harding? Können Sie ihn erreichen?«
»Nein, ich habe es schon versucht. Vielleicht hat er sein Funkgerät abgestellt.«
Malcolm schüttelte den Kopf. »Dann sind wir also die einzigen, die von den Tieren auf dem Schiff wissen.«
»Ich versuche ja dauernd, mit jemand Kontakt aufzunehmen«, sagte Ed Regis. »Ich meine, verdammt, schließlich wollen wir doch nicht, daß diese Tiere das Festland erreichen.«
»Wie lange brauchen wir noch bis zum Zentrum?«
»Von hier aus noch 16,17 Minuten«, erwiderte Ed Regis.
Nachts wurde die ganze Straße von großen Flutlichtern erhellt. Für Grant sah es aus, als würden sie durch einen leuchtend grünen Blättertunnel fahren. Große Regentropfen prasselten auf die Windschutzscheibe.
Grant merkte, daß der Land-Cruiser langsamer wurde und dann stehenblieb. »Was ist jetzt los?«
Lex quengelte. »Ich will nicht anhalten. Warum haben wir angehalten?«
Und plötzlich gingen alle Lichter aus. Die Straße war stockdunkel.

»He!« rief Lex.
»Wahrscheinlich nur ein Stromausfall oder so was«, sagte Regis.
»Ich bin mir sicher, daß die Lichter gleich wieder angehen.«

»Was soll denn das?« sagte Arnold und starrte seine Bildschirme an.
»Was ist passiert?« fragte Muldoon. »Stromausfall?«
»Ja, allerdings nur in der Peripherie. Hier im Gebäude funktioniert alles bestens. Aber draußen im Park ist alles aus. Scheinwerfer, Videokameras, alles.« Die Kontrollmonitore der Videoüberwachung waren dunkel geworden.
»Was ist mit den beiden Land-Cruisern?«
»Sind irgendwo in der Nähe des Tyrannosauriergeheges stehengeblieben.«
»Na dann«, sagte Muldoon. »Rufen Sie den Wartungsdienst an, der soll die Störung beheben und den Strom wieder anschalten.« Arnold nahm einen Hörer ab, bekam aber nur Rauschen zu hören: Nedrys Computer »unterhielten« sich miteinander. »Keine Verbindung. Dieser verdammte Nedry. Nedry! Wo ist denn der Kerl?«

Dennis Nedry stieß die Tür mit der Aufschrift BEFRUCHTUNG auf. Da die Stromzufuhr in die Peripherie unterbrochen war, waren auch die Codekartenschlösser außer Betrieb. Jede Tür im Gebäude öffnete sich auf einen leichten Druck.
Die Probleme mit dem Sicherheitssystem standen weit oben auf der Mängelliste des DinoParks. Nedry fragte sich, ob je einer auf den Gedanken gekommen war, daß es sich dabei gar nicht um einen Fehler handelte, sondern daß Nedry es absichtlich so programmiert hatte. Er hatte eine klassische Falltür eingebaut. Nur wenige Programmierer komplexer Computersysteme konnten der Versuchung widerstehen, sich selber eine Geheimtür offenzuhalten. Zum Teil war das auch durchaus sinnvoll: Wenn ein Benutzer durch seine Ungeschicklichkeit den Zugang zum System blockierte und dann den Programmierer zu Hilfe bat, hatte dieser die

Möglichkeit, ins System hineinzukommen und den Schaden zu beheben.
Zum anderen aber war es eine Zukunftsinvestition. Nedry hatte die Nase voll von diesem DinoPark-Projekt. Obwohl man bereits der Terminplanung hinterherhinkte, verlangte InGen noch umfangreiche Modifikationen am System, war aber nicht bereit, dafür zu bezahlen; die Geschäftsleitung argumentierte, dies sei Teil des ursprünglichen Auftrags. Man drohte mit gerichtlichen Schritten, und Nedrys andere Kunden hatten Briefe erhalten, die durchblikken ließen, Nedry sei unzuverlässig. Es war Erpressung, und am Ende war Nedry gezwungen, seine sämtlichen Zusatzforderungen zurückzuziehen und die Veränderungen vorzunehmen, die Hammond wollte.
Als dann später Lewis Dodgson von der Biosyn Nedry angesprochen hatte, war dieser nur allzu bereit gewesen, ihm Gehör zu schenken. Und außerdem war er wirklich in der Lage, in das Sicherheitssystem von DinoPark einzudringen. Er konnte in jeden Raum eindringen, in jedes System, im ganzen DinoPark gab es nichts, was ihm nicht zugänglich war. Weil er es so programmiert hatte. Nur für den Fall, daß...
Er betrat den Befruchtungsraum. Das Labor war verlassen; das Personal war beim Essen, wie er es vorausgesehen hatte. Nedry zog den Reißverschluß seiner Schultertasche auf und holte die Dose Rasierschaum heraus. Als er den Boden abschraubte, sah er, daß das Innere in eine Reihe zylindrischer Höhlungen unterteilt war.
Er zog ein Paar dickgefütterte Handschuhe an und öffnete den begehbaren Gefrierschrank mit der Aufschrift LEBENSFÄHIGES BIOMATERIAL. GEKÜHLT BEI MINDESTENS -10°C AUFBEWAHREN. Der Gefrierschrank hatte die Größe eines kleinen Wandschranks; vom Boden bis zur Decke reichende Regale säumten die Wände. Die meisten Regale enthielten Reagenzgläser und Flüssigkeiten in Plastikbeuteln. Auf der einen Seite entdeckte Nedry eine kleinere Stickstoffkältebox mit einer schweren Keramiktür. Er öffnete die

Tür, und in einer Wolke von flüssigem Stickstoff glitt ein Gestell voller kleiner Röhrchen heraus.
Die Embryos waren nach Gattungen geordnet: Stegosaurier, Apatosaurier, Hadrosaurier, Tyrannosaurier. Jedes Embryo steckte in einem schlanken, mit Alufolie umwickelten und mit Polyäthylen versiegelten Glaszylinder. Nedry nahm rasch zwei von jeder Sorte heraus und steckte sie in die Rasierschaumdose.
Er schraubte den Boden wieder an und drehte den Sprühkopf der Dose. Zischend entwich Gas ins Innere, die Dose beschlug sich in seinen Händen. Dodgson hatte gesagt, das Kühlmittel reiche für 36 Stunden; mehr als genug Zeit also, um nach San José zurückzukehren.
Nedry verließ die Gefrierkammer und kehrte ins Hauptlabor zurück. Die Dose warf er in seine Tasche und zog den Reißverschluß zu.
Dann trat er wieder auf den Gang. Der Diebstahl hatte weniger als zwei Minuten gedauert. Er konnte sich die Bestürzung im Kontrollraum gut vorstellen, wenn die merkten, was eigentlich passiert war. Alle Sicherheitsvorrichtungen waren außer Funktion, alle Telefonleitungen blockiert. Ohne seine Hilfe würde es Stunden dauern, das Chaos zu beseitigen, aber in wenigen Minuten saß er ja schon wieder im Kontrollraum und brachte alles in Ordnung. Und keiner würde je darauf kommen, was er getan hatte.
Grinsend ging Nedry ins Erdgeschoß hinunter, nickte dem Wachposten zu und stieg dann in den Keller. Vorbei an den ordentlichen Reihen elektrischer Land-Cruiser steuerte er direkt auf den benzingetriebenen Jeep zu, der an der Wand stand. Beim Einsteigen bemerkte er ein eigenartiges graues, röhrenartiges Gebilde. Sieht fast aus wie ein Raketenwerfer, dachte er, als er den Zündschlüssel umdrehte.
Nedry sah auf die Uhr. Von hier aus drei Minuten quer durch den Park zum Ostdock. Und drei Minuten von dort zurück zum Kontrollraum.
Ein Kinderspiel.

»Verdammt«, rief Arnold und drückte wie wild Knöpfe auf der Konsole. »Alles im Eimer.«
Muldoon stand am Fenster und sah in den Park hinaus. Nur in der unmittelbaren Umgebung der Hauptgebäude brannte Licht, ansonsten war die ganze Insel finster. Er bemerkte einige Angestellte, die sich hastig vor dem Regen in Sicherheit brachten, aber keiner schien zu bemerken, daß etwas nicht stimmte. Muldoon sah hinüber zum Hotel. Es war hell erleuchtet.
»O Mann«, sagte Arnold. »Jetzt sind wir in ernsten Schwierigkeiten.«
»Was ist denn los?« fragte Muldoon. Er wandte sich vom Fenster ab und sah deshalb nicht, daß ein Jeep die unterirdische Garage verließ und auf einem der Wirtschaftswege in östlicher Richtung in den Park fuhr.
»Dieser Idiot Nedry hatte die Sicherheitssysteme abgeschaltet«, sagte Arnold. »Das ganze Gebäude ist frei zugänglich. Keine der Türen ist mehr verschlossen.«
»Ich werde die Wachen alarmieren«, sagte Muldoon.
»Aber das ist noch das geringste Problem«, sagte Arnold. »Wenn man die Gebäudesicherungen abschaltet, dann sind auch die Begrenzungszäune außer Betrieb.«
»Die Zäune?« fragte Muldoon.
»Die Elektrozäune«, sagte Arnold. »Sie sind auf der ganzen Insel ausgeschaltet.«
»Sie meinen...«
»Genau«, sagte Arnold. »Die Tiere können jetzt raus.« Er zündete sich eine Zigarette an. »Wahrscheinlich passiert überhaupt nichts, aber man weiß ja nie...«
Muldoon lief bereits zur Tür. »Ich fahre besser hinaus und bringe die Leute aus den Land-Cruisern zurück«, sagte er. »Nur für den Fall.«
Muldoon ging schnell die Treppen hinunter in die Garage. Wirklich besorgt war er wegen der ausgeschalteten Zäune nicht. Die meisten Dinosaurier waren schon seit neun Monaten oder mehr in

ihren Gehegen und hatten bereits einige Male die Zäune berührt - mit spürbaren Auswirkungen. Muldoon wußte, wie schnell Tiere lernten, Schockreize zu vermeiden. Eine Labortaube konnte man mit nur zwei oder drei Stimulierungen trainieren. Es war deshalb unwahrscheinlich, daß sich die Dinosaurier gerade jetzt den Zäunen näherten.

Muldoon machte sich größere Sorgen darüber, wie die Leute in den Autos reagierten. Er wollte nicht, daß sie die Land-Cruiser verließen, weil die Fahrzeuge sich, sobald der Stromausfall behoben war, automatisch in Bewegung setzten, ob nun mit Passagieren oder ohne. So konnte es passieren, daß sie zurückgelassen wurden. In diesem Regen war es natürlich unwahrscheinlich, daß sie die Autos verließen. Aber trotzdem ... man wußte ja nie ...

Er hatte die Garage erreicht und lief auf den Jeep zu. Er war jetzt froh, daß er in weiser Voraussicht die Waffen in das Auto gelegt hatte. Er konnte sofort losfahren und in wenigen -

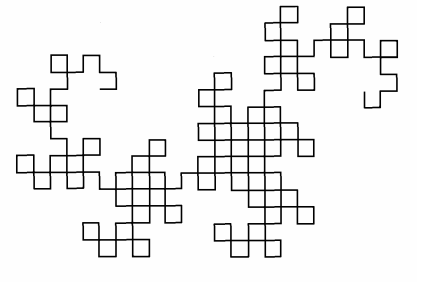
Der Jeep war verschwunden!

»Verdammt noch mal!« Muldoon starrte verwundert den leeren Parkplatz an.

Der Wagen war wie vom Erdboden verschwunden!

Was zum Teufel war hier eigentlich los?

Vierte Iteration



»Unweigerlich kommen mit der Zeit zugrundeliegende Instabilitäten zum Vorschein.«
Ian Malcolm

Die Hauptstraße

Laut trommelte der Regen auf das Dach des Land-Cruisers. Tim spürte die Nachtsichtbrille schwer auf seiner Stirn lasten. Er tastete nach dem Knopf neben seinem Ohr und stellte die Schärfe ein. Es gab ein kurzes, fluoreszierendes Aufblitzen und dann sah er, in elektronischen Grün- und Schwarzschattierungen, den zweiten Land-Cruiser mit Dr. Grant und Malcolm darin. Toll!
Dr. Grant starrte durch die Windschutzscheibe in seine Richtung. Tim sah, daß er das Funkgerät vom Armaturenbrett nahm. Zuerst rauschte es nur in seinem Gerät, dann hörte er Dr. Grants Stimme: »Könnt ihr uns sehen?«
Tim nahm Ed Regis den Apparat aus der Hand. »Ich schon.« »Alles in Ordnung?«
»Uns geht es gut, Dr. Grant.«
»Bleibt im Auto.«
»Das werden wir. Machen Sie sich keine Sorgen.« Er schaltete ab. Ed Regis schnaubte. »Es gießt in Strömen. Natürlich bleiben wir im Auto«, murmelte er.
Tim drehte sich um und betrachtete die Vegetation am Straßenrand. Durch die Nachtsichtbrille bekamen die Pflanzen eine leuchtende, elektronisch grüne Färbung, und dahinter konnte Tim Teile des grünen Gittermusters des Zauns erkennen. Wo die Land-Cruiser stehengeblieben waren, führte die Straße von einem Hügel hinunter, was bedeutete, daß sie irgendwo in der Nähe des Tyrannosauriergebiets sein mußten. Es wäre wunderbar, wenn er einen Tyrannosaurier durch diese Nachtsichtbrille betrachten könnte!

Eine echte Sensation! Vielleicht würde der Tyrannosaurus zum Zaun kommen und zu ihnen herübersehen.
Ob seine Augen in der Dunkelheit leuchteten?
Das wäre toll!
Aber er sah überhaupt nichts und hörte schließlich auf zu schauen. Keiner im Auto sagte etwas. Der Regen trommelte auf das Dach. Das Wasser floß in Strömen über die Seitenfenster. Trotz seiner Brille konnte Tim kaum mehr etwas sehen.
»Wie lang sind wir jetzt schon hier?« fragte Malcolm.
»Ich weiß nicht. Vier oder fünf Minuten vielleicht.«
»Ich frage mich nur, was los ist.«
»Vielleicht ein Kurzschluß wegen des Regens.«
»Aber es ist doch passiert, bevor es richtig angefangen hat zu regnen.«
Wieder entstand Schweigen. Schließlich sagte Lex mit gepreßter Stimme: »Aber es wird doch nicht blitzen, oder?« Sie hatte schon immer Angst vor Blitzen gehabt und saß jetzt da und knetete nervös ihren Baseballhandschuh.
»Was war das?« fragte Grant. »Wir haben es nicht ganz verstanden.«
»Nur meine Schwester.«
»Ach so.«
Tim spähte wieder angestrengt ins Laubwerk, konnte aber nichts entdecken; zumindest nichts so Großes wie einen Tyrannosaurier. Er fragte sich allmählich, ob ein Tyrannosaurier nachts überhaupt herauskam. War er ein Nachtjäger? Tim war sich nicht ganz sicher, ob er darüber schon etwas gelesen hatte. Er glaubte allerdings, daß der Tyrannosaurier bei Tag und Nacht wie auch bei jedem Wetter jagte. Die Tageszeit war einem Tyrannosaurier ziemlich gleichgültig.
Es regnete noch immer in Strömen.
»Verdammter Regen«, sagte Ed Regis. »Der reinste Wolkenbruch.«
»Ich hab Hunger«, jammerte Lex.
»Ich weiß, Lex«, entgegnete Regis, »aber wir hängen hier fest,

mein Herzchen. Die Autos laufen nur mit dem Strom aus den unterirdischen Kabeln.«
»Wie lange noch?«
»Bis der Strom wieder da ist.«
Tim lauschte dem Geräusch des Regens und wurde schläfrig. Er gähnte, drehte sich dann nach links, um die Palmen auf dieser Seite der Straße anzuschauen, und erschrak, als ein plötzliches Stampfen den Boden erzittern ließ. Er riß den Kopf gerade rechtzeitig herum, um einen flüchtigen Blick auf eine dunkle Gestalt zu erhaschen, die schnell zwischen den Autos die Straße überquerte.
»O Mann!«
»Was war denn das?«
»Es war riesig, so groß wie das Auto!«
»Tim, bist du da?«
Er nahm das Funkgerät. »Ja, ich bin hier.«
»Hast du gesehen, was es war, Tim?«
»Nein, ich hab's verpaßt.«
»Was zum Teufel war denn das?« fragte Malcolm.
»Hast du die Nachtsichtbrille auf, Tim?«
»Ja, ich beobachte alles genau«, antwortete Tim.
»War es der Tyrannosaurier?« fragte Ed Regis.
»Ich glaube nicht. Aber es war auf der Straße.«
»Aber du hast es nicht erkennen können?« fragte Ed Regis.
»Nein.«
Tim hatte ein schlechtes Gewissen, weil er das Tier verpaßt hatte, gleichgültig, was es war.
Plötzlich zerriß ein grellweißer Blitz die Nacht, und in Tims Nachtsichtbrille leuchtete es blendendgrün auf. Er blinzelte und fing an zu zählen: »21... 22...«
Der Donner kam sehr schnell und mit einer ohrenbetäubenden Lautstärke.
Lex fing an zu weinen. »O nein.«
»Ganz ruhig, mein Liebling«, sagte Ed Regis. »Es ist doch nur ein Blitz.«

Tim suchte den Straßenrand ab. Der Regen prasselte noch stärker als zuvor, die Blätter zitterten unter den hämmernden Tropfen. Alles schien sich zu bewegen, schien lebendig geworden zu sein. Er suchte die Blätter ab...
Und hielt plötzlich inne. Hinter den Blättern war etwas.
Tim sah hoch und immer höher.
Hinter dem Laubwerk und dem Zaun sah er einen massigen Körper mit knotiger, furchiger Oberfläche wie die Rinde eines Baumes. Aber es war kein Baum... Er sah noch höher hinauf... Und sah plötzlich den Kopf des Tyrannosaurus Rex. Er stand einfach da und sah über den Zaun zu den beiden Land-Cruisern hinüber. Wieder blitzte es, das große Tier warf den Kopf zurück und brüllte das grelle Licht an. Dann wieder Dunkelheit und Schweigen und nur das Prasseln des Regens.
»Tim?«
»Ja, Dr. Grant?«
»Hast du gesehen, was es ist?«
»Ja, Dr. Grant.«
Tim hatte das Gefühl, als bemühe sich Dr. Grant so zu reden, daß es seine Schwester nicht mit der Angst bekam.
»Was passiert jetzt im Augenblick?«
»Gar nichts«, erwiderte Tim und beobachtete den Tyrannosaurier durch seine Nachtsichtbrille. »Steht einfach nur auf der anderen Seite des Zauns.«
»Von hier aus kann ich nicht viel sehen, Tim.«
»Ich sehe sehr gut, Dr. Grant. Er steht einfach nur da.«
»Okay.«
Noch immer hörte man Lex leise weinen.
Wieder entstand eine Pause. Tim beobachtete weiter den Tyrannosaurier. Was für ein riesiger Kopf! Das Tier sah von einem Fahrzeug zum anderen. Und wieder zurück. Es schien Tim direkt anzustarren.
Durch die Brille leuchteten die Augen strahlend grün.
Tim lief es eiskalt über den Rücken, als sein Blick vom Kopf und

den mächtigen Kiefern des Tieres weiter nach unten glitt und bei den kleineren, aber muskulösen Vorderläufen hängenblieb. Der Dinosaurier wedelte mit ihnen in der Luft und packte dann mit einem den Zaun.
„Mein Gott«, sagte Ed Regis und starrte aus dem Fenster.

DAS MÄCHTIGSTE RAUBTIER, DAS DIE WELT JE SAH. DER FÜRCHTERLICHSTE ANGRIFF IN DER GESCHICHTE DER MENSCHHEIT. Im Hinterkopf schrieb Ed Regis noch immer Werbetexte. Aber er spürte, daß seine Knie unkontrolliert zitterten und seine Hosenbeine flatterten wie Fahnen. O Gott, hatte er Angst. Und er wollte nicht hier sein. Als einziger der Leute in den beiden Autos wußte er, wie ein Dinosaurierangriff aussah. Er wußte, was mit Leuten passierte, die angegriffen wurden. Er hatte die verstümmelten Körper gesehen, die der Raptor zurückgelassen hatte. Es stand ihm noch deutlich vor Augen. Und das hier war ein Rex. So viel größer. Der mächtigste Fleischfresser, der je auf dieser Erde gelebt hatte! O Gott.
Der Tyrannosaurier brüllte. Es war entsetzlich, ein Schrei aus einer anderen Welt. Ed Regis spürte, wie sich Wärme in seiner Hose ausbreitete. Er hatte in die Hose gepinkelt. Es war ihm peinlich, und gleichzeitig hatte er Todesangst. Aber er mußte etwas tun. Irgend etwas. Er konnte nicht einfach hier sitzenbleiben. Er mußte etwas unternehmen. Seine Hände zitterten und schlugen unkontrolliert gegen das Armaturenbrett.
»Scheiße, Scheiße, Scheiße«, murmelte er.

»Das sagt man nicht« Lex hob tadelnd den Zeigefinger.
Tim hörte das Geräusch einer sich öffnenden Tür, drehte den Kopf vom Tyrannosaurier weg - die Nachtsichtbrille zog bei der Bewegung seitlich Schlieren durch die Luft - und sah gerade noch, wie Ed Regis ausstieg und dabei den Kopf gegen den Regen einzog.
»He!« rief Lex. »Wo gehen Sie hin?«
Ed Regis antwortete nicht. Er drehte sich einfach um und lief, vom

Tyrannosaurier weg, in den Wald hinein. Die Tür des Land-Cruisers stand offen, die Innenverkleidung wurde naß.
»Er ist weggelaufen!« rief Lex. »Wo ist er hin? Er hat uns alleingelassen!«
»Mach die Tür zu!« sagte Tim, aber Lex hatte laut zu schreien angefangen: »Er hat uns alleingelassen! Er hat uns alleingelassen!«
»Tim, was ist los?« Es war Dr. Grant. »Tim?«
Tim beugte sich vor und versuchte, die Tür zu schließen. Aber vom Rücksitz aus kam er nicht an den Griff. Er drehte sich nach dem Tyrannosaurier um, und in diesem Augenblick blitzte es wieder. Sekundenlang ragte eine riesige, schwarze Silhouette vor einem grellweißen Himmel auf.
»Tim, was ist los?«
»Es hat uns alleingelassen, er hat uns alleingelassen!«
Tim blinzelte, bis er wieder sehen konnte. Als er dann wieder aufblickte, stand der Tyrannosaurier noch genau da wie zuvor, bewegungslos und gigantisch. Der Regen tropfte ihm von der Schnauze. Ein Vorderlauf hatte den Zaun gepackt...
Und plötzlich dämmerte es Tim: Der Tyrannosaurus hielt sich am Zaun fest! Der Zaun stand nicht mehr unter Strom!
»Lex, mach die Tür zu!«
Das Funkgerät knisterte. »Tim!«
»Ich bin hier, Dr. Grant.«
»Was ist los?«
»Regis ist davongelaufen.«
»Was?«
»Er ist davongelaufen. Ich glaube, er hat gesehen, daß der Zaun nicht mehr unter Strom steht«, sagte Tim.
»Der Zaun nicht mehr unter Strom?« hörte Tim Malcolms Stimme aus dem Funkgerät. »Hat er gesagt, der Zaun steht nicht mehr unter Strom?«
»Lex«, sagte Tim, »mach die Tür zu.« Aber Lex schrie nur »Er hat uns alleingelassen! Er hat uns alleingelassen!« mit monoton krei-

schender Stimme, und so blieb ihm nichts anderes übrig, als bei der hinteren Tür hinauszuklettern, durch den prasselnden Regen und den Schlamm zu laufen und die Tür zu schließen. Donner grollte, und wieder blitzte es. Tim hob den Kopf und sah, wie der Tyrannosaurier mit einem seiner mächtigen Hinterläufe den Zaun niederdrückte.
»Timmy!«
Er sprang wieder ins Auto und knallte die Tür zu. Der Donner schluckte das Geräusch.
»Tim? Wo bist du?«
Er packte das Funkgerät. »Ich bin hier.« Dann sagte er zu Lex: »Verriegel die Türen. Setz dich in die Mitte des Autos. Und halt endlich den Mund.«
Draußen legte der Tyrannosaurier den Kopf schief und machte einen schwerfälligen Schritt vorwärts. Seine Klauen hatten sich im Gitter des plattgedrückten Zauns verfangen. Jetzt sah auch Lex das Tier und wurde plötzlich sehr still. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie hinaus.
Im Funkgerät knisterte es. »Tim?«
»Ja, Dr.Grant.«
»Bleibt im Auto. Duckt euch. Seid leise. Bewegt euch nicht und macht keinen Lärm.«
»Okay.«
»Eigentlich dürfte euch nichts passieren. Ich glaube nicht, daß er das Auto aufkriegt.«
»Okay.«
»Seid nur ganz leise, damit ihr nicht mehr als nötig seine Aufmerksamkeit auf euch zieht.«
»Okay.« Tim schaltete ab. »Hast du das gehört, Lex?«
Seine Schwester nickte schweigend und ließ dabei den Dinosaurier keine Sekunde lang aus den Augen. Der Tyrannosaurier brüllte. Im grellen Schein eines Blitzes sahen sie, wie er sich vom Zaun losriß und einen federnden Schritt nach vorne machte.
Er stand zwischen den beiden Fahrzeugen. Tim konnte Dr. Grants

Auto nicht mehr sehen, weil der riesige Körper die Sicht versperrte. Der Regen rann in Bächen über die knotige Haut der muskulösen Hinterläufe. Auch den Kopf des Tieres konnte er nicht sehen, er ragte weit über das Autodach hinaus.
Der Tyrannosaurier kam seitlich an das Auto heran. Er ging zu der Stelle, wo Tim kurz zuvor ausgestiegen war. Und wo Ed Regis ausgestiegen war. Dort blieb er stehen und senkte den riesigen Kopf.
Er riecht etwas, dachte Tim.
Tim sah sich nach Dr. Grant und Dr. Malcolm im hinteren Auto um. Mit angespannten Mienen starrten sie durch die Windschutzscheibe.
Plötzlich tauchte der riesige Kopf mit weit aufgerissenem Maul vor den Seitenfenstern auf. Ein Blitz erhellte ein ausdrucksloses, rundes Reptilienauge, das sich in seiner Höhle bewegte.
Der Tyrannosaurier spähte in das Auto.
Lex atmete in abgehackten, ängstlichen Stößen. Tim drückte ihren Arm und hoffte, sie würde ruhig bleiben. Der Dinosaurier starrte weiter ins Auto. Vielleicht kann er uns gar nicht richtig sehen, dachte Tim. Schließlich verschwand der Kopf wieder.
»Timmy...«flüsterte Lex.
Auch Timmy flüsterte jetzt. »Alles in Ordnung. Ich glaube, er kann uns nicht sehen.«
Tim hatte sich eben zu Dr. Grant umgedreht, als ein gewaltiger Schlag den Land-Cruiser ins Schwanken brachte und die Windschutzscheibe zersplittern ließ. Der Tyrannosaurier hatte mit dem Kopf auf die Motorhaube geschlagen. Tim wurde flach auf den Sitz geworfen. Die Nachtsichtbrille glitt ihm von der Stirn.
Tim richtete sich rasch wieder auf und blinzelte in die Dunkelheit. Sein Mund war warm von Blut.
»Lex?«
Er konnte sie nirgends entdecken.
Der Tyrannosaurier stand bewegungslos vor dem Land-Cruiser. Tim sah den Brustkorb des Tieres, der sich beim Atmen hob und

senkte, und die beiden Vorderläufe, die mit krallenden Bewegungen durch die Luft fuhren.
»Lex!« flüsterte er. Und dann hörte er sie stöhnen. Sie lag irgendwo unter dem Vordersitz auf dem Boden.
Der große Kopf senkte sich erneut herab und versperrte die Sicht aus der zersplitterten Windschutzscheibe. Wieder schlug der Tyrannosaurier auf die Motorhaube des Land-Cruisers. Tim klammerte sich am Sitz fest. Das Auto schwankte auf den Rädern. Zwei weitere Schläge, deren Wucht das Metall eindrückte.
Dann ging der Saurier um das Auto herum. Der dicke Schwanz versperrte die Sicht aus den Seitenfenstern. Am Heck angelangt, schnaubte das Riesentier, ein dumpfes Grollen, das sich mit dem Donner vermischte. Er grub die Zähne in den Reservereifen, der an der Heckklappe montiert war, und versuchte ihn mit einer schnellen Bewegung des Kopfes wegzureißen. Der ganze hintere Teil des Autos hing einen Augenblick in der Luft und knallte dann platschend wieder in den Schlamm.
»Tim!« sagte Dr. Grant. »Bist du noch da?«
Tim packte das Funkgerät. »Wir sind in Ordnung«, sagte er. Es gab ein schrilles metallisches Kratzen, als der Tyrannosaurier mit den Krallen über das Dach fuhr. Tim schlug das Herz bis zum Hals. Vor dem rechten Seitenfenster war nichts als eine Wand aus knotiger, ledriger Haut. Der Tyrannosaurier lehnte sich gegen das Auto, das mit jedem seiner Atemzüge hin und her schwankte. Die Federung ächzte, Metall knirschte.
Wieder hörte Tim seine Schwester stöhnen. Er legte das Funkgerät weg und kletterte über den Vordersitz. Der Tyrannosaurier brüllte, und plötzlich bog sich das Blechdach nach innen. Tim spürte einen stechenden Schmerz im Kopf und knallte damit auf die Mittelkonsole. Er lag jetzt direkt neben Lex und stellte entsetzt fest, daß die eine Hälfte ihres Kopfes voller Blut war. Sie schien ohnmächtig zu sein.
Wieder gab es einen heftigen Schlag, und Glasscherben rieselten auf ihn herunter. Er hob den Kopf und sah, daß die Windschutz-

scheibe herausgebrochen war. Nur ein zackiger Glasrand steckte noch im Rahmen, und dahinter lauerte der große Kopf des Dinosauriers. Er sah direkt auf ihn hinunter.
Tim lief es eiskalt über den Rücken, und plötzlich stieß der Kopf mit weitaufgerissenem Maul zu. Tim hörte das Knirschen von Zähnen auf Metall und spürte den heißen, stinkenden Atem des Tiers. Eine riesige fette Zunge quoll durch den Fensterrahmen und zuckte feucht im Wageninneren. Dinosaurierspeichel brannte heiß auf Tims Haut. Dann brüllte der Dinosaurier, ein ohrenbetäubender Lärm im Inneren des Autos -
- und dann zog er unvermittelt den Kopf zurück.
Tim krabbelte hoch und drückte sich an der großen Delle im Autodach vorbei. Auf dem Vordersitz neben der Beifahrertür war noch Platz. Er sah zu dem Tyrannosaurier hinaus. Das Tier stand im Regen neben dem rechten vorderen Kotflügel. Es schien verwundert zu sein über das, was ihm eben passiert war. Blut quoll ihm aus dem Maul.
Der Tyrannosaurus legte den Kopf schief und starrte Tim mit einem großen Auge an. Wieder näherte sich der Kopf der Autoflanke und spähte hinein. Blut tropfte auf die eingedrückte Motorhaube, wo es sich mit Regen vermischte.
Er kommt nicht an mich ran, dachte Tim. Er ist zu groß. Dann verschwand der Kopf wieder, und im Aufzucken eines Blitzes sah Tim, wie sich einer der mächtigen Hinterläufe hob. Plötzlich drehte sich alles, der Land-Cruiser kippte um, und die Seitenfenster klatschten in den Schlamm. Er sah die hilflose Lex gegen die Seitenfenster rutschen und fiel, den Kopf voran, neben sie. Ihm war schwindlig. Auf einmal umklammerten riesige Kiefer den Fensterrahmen, der Land-Cruiser wurde in die Luft gehoben und geschüttelt.
»Tim«, kreischte Lex so nahe an seinem Ohr, daß es schmerzte. Sie war plötzlich wieder hellwach und klammerte sich an Tim, als der Tyrannosaurier das Auto wieder zu Boden warf. Tim spürte einen stechenden Schmerz in seiner Seite, und seine Schwester fiel auf

ihn. In einem grotesk schrägen Winkel wurde das Auto erneut hochgehoben. Lex schrie »Timmy!«, und er mußte zusehen, wie die Tür unter ihr nachgab und sie in den Schlamm fiel, aber er konnte nicht antworten, weil sich im nächsten Augenblick alles um ihn drehte: Die Stämme der Palmen glitten nach unten weg, eine Seitwärtsbewegung durch die Luft, weit unter ihm der Erdboden, der zweite Land-Cruiser, das wütende Brüllen des Tyrannosauriers, das glühende Auge, die Wipfel der Palmen...
Dann wurde das Auto plötzlich losgelassen, mit einem metallischen Knirschen löste es sich aus den Fängen des Tyrannosauriers und fiel - ein gräßliches Fallen, das Tim den Magen umdrehte, kurz bevor alles schwarz und still wurde.

Malcolm im anderen Auto blieb die Luft weg. »Mein Gott, was ist denn mit dem Auto passiert?«
Das andere Auto war verschwunden.
Grant konnte es nicht glauben. Angestrengt spähte er durch die regennasse Windschutzscheibe nach draußen. Der Körper des Dinosauriers war so riesig, vielleicht versperrte er einfach - Nein. Im Schein des nächsten Blitzes sah Grant es einen Augenblick lang klar und deutlich: Das Auto war verschwunden.
»Was ist passiert?« fragte Malcolm.
»Ich weiß es nicht.«
Durch das Prasseln des Regens hörte er schwach das kleine Mädchen schreien. Der Dinosaurier stand ein Stück vor ihnen in der Dunkelheit, und sie konnten gerade noch erkennen, daß er sich hinunterbeugte und den Boden beschnupperte.
Oder etwas am Boden fraß.
»Sehen Sie etwas?« fragte Malcolm und kniff die Augen zusammen.
»Nicht viel, nein«, sagte Grant. Der Regen hämmerte auf das Autodach. Er horchte, ob das kleine Mädchen noch schrie, hörte aber nichts mehr. Die beiden Männer saßen im Auto und lauschten.

»War das das Mädchen?« fragte Malcolm schließlich. »Es klang wie das Mädchen.«
»Ja, es klang so.«
»War es das?«
»Ich weiß nicht«, erwiderte Grant. Er spürte, wie ihn eine lähmende Müdigkeit überkam. Durch die regennasse Windschutzscheibe sahen sie verschwommen den Dinosaurier auf ihr Auto zukommen. Mit langsamen, unheilvollen Schritten kam er direkt auf sie zu.
»Wissen Sie«, sagte Malcolm, »in solchen Augenblicken kommt einem doch der Gedanke, daß man ausgestorbene Tiere vielleicht lieber ausgestorben sein lassen sollte. Meinen Sie nicht auch?«
»Ja.« Grant schlug das Herz bis zum Hals.
»Hm. Haben Sie, äh, irgendeine Vorstellung, was wir jetzt tun sollen?«
»Nicht die geringste«, antwortete Grant.
Malcolm packte den Griff, stieß die Tür auf und rannte. Aber noch im selben Augenblick sah Grant, daß es zu spät war, der Tyrannosaurier war zu nahe. Wieder blitzte es, und in der kurzen Helligkeit mußte Grant entsetzt mitansehen, wie der Tyrannosaurier Malcolm brüllend nachsetzte.
Grant bekam nur undeutlich mit, was anschließend passierte. Malcolm rannte, seine Füße platschten durch den Schlamm. Der Tyrannosaurier war plötzlich neben ihm, senkte den massigen Schädel, und Malcolm wurde durch die Luft geschleudert wie eine kleine Puppe.
Doch zu diesem Zeitpunkt war auch Grant schon aus dem Auto gesprungen und spürte den kalten Regen auf Gesicht und Körper. Der Tyrannosaurier hatte ihm den Rücken zugewandt, sein kräftiger Schwanz wirbelte durch die Luft. Grant spannte die Muskeln an, um auf den Wald zuzusprinten, als der Tyrannosaurier plötzlich herumwirbelte und brüllte.
Grant erstarrte.
Tropfnaß stand Grant neben der Beifahrertür des Land-Cruisers.

Er war vollkommen ungeschützt, der Dinosaurier nicht mehr als zwei oder drei Meter entfernt. Wieder brüllte das riesige Tier, und aus dieser Nähe klang es beängstigend laut. Grant bebte vor Kälte und vor Angst. Seine Hände zitterten, er krallte sich am Türrahmen fest.
Der Tyrannosaurier brüllte noch einmal, griff aber nicht an. Er legte den Kopf schief und sah, zuerst mit dem einen, dann mit dem anderen Auge, den Land-Cruiser an.
Und rührte sich nicht.
Was ist denn los? dachte Grant.
Die mächtigen Kiefer öffneten und schlossen sich. Der Tyrannosaurier jaulte ärgerlich, dann schoß einer der riesigen Hinterläufe hoch und krachte auf das Autodach. Die Krallen glitten kreischend über das Metall und verfehlten Grant, der noch immer bewegungslos dastand, nur um Haaresbreite.
Der Fuß rutschte ab und platschte in den Schlamm. In einem langsamen Bogen senkte der Tyrannosaurier den Kopf und untersuchte schnaubend das Auto. Er spähte durch die Windschutzscheibe. Dann ging er um das Auto herum, schlug dabei die Beifahrertür zu und kam direkt auf Grant zu. Grant war schwindlig vor Angst; sein Herz hämmerte wild gegen den Brustkorb. Das Tier war jetzt so nah, daß er das faulige Fleisch in dessen Maul riechen konnte, den süßlichen Blutgeruch, den gräßlichen Gestank des Fleischfressers...
Grant straffte seinen Körper und erwartete das Unvermeidliche. Der große Kopf glitt an ihm vorbei auf das Heck des Autos zu. Grant blinzelte.
Was war passiert?
War es möglich, daß der Tyrannosaurier ihn nicht gesehen hatte? Es schien, als hätte er nicht. Aber warum? Grant drehte sich um und sah, daß das Tier am Reserverad schnupperte; es stieß den Reifen mit der Schnauze an und hob dann den Kopf. Wieder kam es auf Grant zu.
Diesmal blieb das Tier so knapp vor ihm stehen, daß die schwarzen,

bebenden Nüstern nur Zentimeter von seinem Gesicht entfernt waren. Grant spürte den heißen Atem des Tiers auf seinem Gesicht. Doch der Tyrannosaurier schnupperte nicht wie ein Hund. Er atmete nur und wirkte eher verwirrt als witternd.
Nein, der Tyrannosaurier konnte ihn nicht sehen. Nicht, wenn er bewegungslos dastand. Und in einem entfernten akademischen Winkel seines Hirns fand er auch eine Erklärung dafür, einen Grund, warum -
Das Maul öffnete sich direkt vor ihm, der massige Kopf fuhr in die Höhe. Grant ballte die Fäuste und biß sich auf die Lippen, während er sich verzweifelt bemühte, sich nicht vom Fleck zu rühren und keinen Laut von sich zu geben.
Der Tyrannosaurier brüllte in die Nacht hinaus.
Allmählich verstand Grant. Das Tier konnte ihn nicht sehen, vermutete aber, daß er irgendwo in der Nähe war, und versuchte Grant mit seinem Brüllen so zu erschrecken, daß er sich durch eine Bewegung verriet. Wenn er nur stocksteif stehenblieb, war er unsichtbar.
Schließlich hob der Tyrannosaurier in einer letzten frustrierten Geste einen Hinterlauf und stieß den Land-Cruiser um. Grant spürte einen brennenden Schmerz und ein eigenartiges Gefühl, als sein Körper durch die Luft geschleudert wurde. Es schien alles sehr langsam zu geschehen, und er hatte genug Zeit, um zu spüren, wie die Welt kälter wurde, und zu sehen, wie der Boden auf ihn zuraste, um ihm ins Gesicht zu schlagen.

Rückkehr

»O verdammt«, sagte Harding. »Sehen Sie sich das an.«
Sie saßen in Hardings benzingetriebenem Jeep und starrten an dem flick-flack der Scheibenwischer vorbei hinaus. Im gelben Licht der Scheinwerfer sahen sie einen umgestürzten Baum, der die Straße blockierte.
»Wahrscheinlich ein Blitz«, sagte Gennaro. »Ist ja ein Riesending.«
»Wir kommen nicht daran vorbei«, entgegnete Harding. »Ich sag besser John Arnold im Kontrollraum Bescheid.« Er nahm das Funkgerät und drehte am Kanalwählknopf. »Hallo, John! John, melden Sie sich!«
Aber aus dem Gerät kam nichts als statisches Rauschen. »Ich versteh das nicht«, sagte Harding. »Der Funkkontakt scheint unterbrochen zu sein.«
»Vermutlich der Sturm«, sagte Gennaro.
»Wahrscheinlich.«
»Versuchen Sie es bei den Land-Cruisern«, sagte Ellie.
Harding probierte die anderen Kanäle, bekam aber auch da keine Antwort.
»Nichts«, sagte er. »Wahrscheinlich sind die jetzt schon fast wieder im Zentrum und außerhalb der Reichweite von unserem kleinen Ding. Aber auf jeden Fall halte ich es für besser, wenn wir nicht hierbleiben. Es kann Stunden dauern, bis der Wartungsdienst hier rauskommt und diesen Baum wegräumt.«
Er schaltete das Funkgerät aus und legte den Rückwärtsgang ein.
»Was wollen Sie tun?« fragte Ellie.
»Bis zur Ausweichstelle zurückfahren und dann auf den Wirtschaftsweg. Gott sei Dank haben wir hier ein zweites Straßensystem«, erklärte Harding. »Eins für die Besucher und ein zweites für die Tierpfleger, Futtertransporter und so weiter. Wir fahren auf dem Wirtschaftsweg zurück. Der ist ein bißchen länger; und von der Aussicht her nicht ganz so spektakulär. Aber trotzdem

interessant. Wenn der Regen nachläßt, können wir vielleicht ein paar Tiere bei Nacht beobachten. Und in 30 oder 40 Minuten sind wir dann zurück. Wenn ich mich nicht verfahre.«
Der Jeep wendete und fuhr durch die Nacht wieder in Richtung Süden.

Es blitzte, und alle Monitore im Kontrollraum wurden dunkel. Arnold beugte sich vor, sein Körper war angespannt und steif. Bitte nicht jetzt! Das konnte er jetzt wirklich nicht gebrauchen, daß bei Sturm alle Systeme zusammenbrachen. Die Hauptstromkreise waren natürlich gegen Spannungsspitzen gesichert, aber Arnold traute den Modems nicht, die Nedry zur Datenübertragung benutzte. Die meisten Leute wußten nicht, daß man mit einem Modem ein ganzes System lahmlegen konnte - ein Blitzschlag in die Telefonleitung, die Energie fließt in den Computer und bäng! Keine Hauptplatine mehr; kein Speicherchip mehr; kein Zentralrechner mehr. Kein Computer mehr.
Die Bildschirme flackerten. Und sprangen einer nach dem anderen wieder an.
Arnold atmete auf und ließ sich in den Stuhl sinken.
Er fragte sich erneut, wohin Nedry verschwunden war. Vor fünf Minuten hatte er die Wache auf die Suche nach ihm geschickt. Das fette Schwein saß wahrscheinlich auf dem Klo und las einen Comic. Aber die Wachen waren noch nicht zurück und hatten sich auch nicht gemeldet.
Fünf Minuten. Wenn Nedry noch im Gebäude war, müßten sie ihn eigentlich schon gefunden haben.
»Jemand hat den verdammten Jeep genommen«, sagte Muldoon, der eben in den Kontrollraum zurückkehrte. »Hatten Sie schon Kontakt mit den Land-Cruisern?«
»Über Funk kann ich sie nicht erreichen«, sagte Arnold und hob einen kleinen Handapparat in die Höhe. »Ich muß das da benutzen, weil die Hauptanlage ausgefallen ist. Es ist zwar schwach, sollte aber reichen. Ich habe alle sechs Kanäle durchprobiert. Ich weiß,

daß sie Walkie-talkies in den Autos haben, aber sie antworten nicht.«
»Nicht gut«, bemerkte Muldoon.
»Wenn Sie hinausfahren wollen, können Sie ja eins der Wartungsfahrzeuge nehmen.«
»Das würde ich schon«, erwiderte Muldoon, »aber die sind alle in der Ostgarage, und die ist fast zwei Kilometer weit weg. Wo ist Harding?«
»Wahrscheinlich auf dem Rückweg.«
»Dann wird er die Leute unterwegs mitnehmen.«
»Hoffentlich.«
»Hat schon jemand Hammond gesagt, daß die Kinder noch nicht zurück sind?«
»Nein, bloß nicht!« sagte Arnold. »Ich will nicht, daß dieser Trottel hier rumrennt und mich anbrüllt. Im Augenblick ist noch alles in Ordnung. Die Land-Cruiser stecken im Regen fest. Die sollen da bleiben, bis Harding die Leute zurückbringt. Oder bis wir Nedry finden und den Bastard dazu bringen, die Systeme wieder anzufahren.«
»Sie selber können das nicht?« fragte Muldoon.
Arnold schüttelte den Kopf. »Ich hab's versucht. Aber Nedry hat irgendwas mit dem System angestellt. Ich finde nicht heraus was, aber wenn ich in den Quellcode rein muß, o Mann, dann kann das Stunden dauern. Wir brauchen Nedry. Wir müssen den Hurensohn so schnell wie möglich finden.«

Nedry

Auf dem Schild stand ELEKTROZAUN. 10.000 VOLT. NICHT BERÜHREN!, aber Nedry öffnete das Tor mit bloßen Händen. Dann ging er zum Jeep zurück, fuhr durch das Tor und stieg noch einmal aus, um es hinter sich zu schließen.

Jetzt war er im Park selbst, nur knappe zwei Kilometer vom Ostdock entfernt. Er trat aufs Gas. Über das Lenkrad gebückt, spähte er durch die regennasse Windschutzscheibe hinaus, während er den Jeep über die schmale Straße steuerte. Er fuhr schnell - zu schnell -, aber er mußte seinen Zeitplan einhalten. Von beiden Seiten wucherte dichter Dschungel bis an die Straße heran, doch bald müßten links der Strand und der Ozean auftauchen. Dieser verdammte Sturm, dachte er; der konnte alles vermasseln. Sollte Dodgsons Boot nämlich nicht am Dock warten, wenn er dort ankam, war der ganze Plan ruiniert. Viel Zeit hatte Nedry nicht, sonst würde man ihn im Kontrollraum vermissen, und das wichtigste an diesem Plan war es schließlich, daß er zum Ostdock fahren und in wenigen Minuten wieder zurücksein konnte, ohne daß jemand etwas bemerkte. Es war ein guter Plan, ein cleverer Plan. Nedry hatte ihn sorgfältig ausgearbeitet und jede Kleinigkeit bedacht. Der Plan würde ihm eineinhalb Millionen Dollar bringen; das waren zehn Jahreseinkommen steuerfrei und auf einmal, und das Geld würde sein ganzes Leben verändern. Nedry hatte sich nach allen Seiten abgesichert und war sogar so weit gegangen, daß er Dodgson in der letzten Minute zum Flughafen von San Francisco bestellt hatte mit dem Vorwand, er wolle das Geld sehen. In Wirklichkeit wollte Nedry eine Unterhaltung mit Dodgson auf Band aufnehmen und ihn dabei namentlich erwähnen. Nur damit Dodgson nicht vergaß, daß er Nedry noch den Rest des Geldes schuldete, legte er den Embryos eine Kopie des Bands bei. Nedry hatte wirklich an alles gedacht.

Außer an diesen verdammten Sturm.

Etwas huschte über die Straße, ein weißes Aufblitzen im Licht der Scheinwerfer. Es sah aus wie eine große Ratte. Einen fetten Schwanz hinter sich nachziehend, verschwand es im Unterholz. Ein Opossum. Erstaunlich, daß es hier überleben konnte. Man sollte doch meinen, daß die Dinosaurier ein solches Tier schnappen würden.

Wo war das verdammte Dock?

Er fuhr schnell und war bereits fünf Minuten unterwegs; eigentlich sollte er das Ostdock schon erreicht haben. War er irgendwo falsch abgebogen? Aber er hatte doch noch gar keine Gabelung gesehen.

Also wann kam endlich das Dock?

Es war ein Schock, als er um eine Kurve bog und plötzlich sah, daß die Straße an einer regennassen, grauen, fast zwei Meter hohen Betonbarriere endete. Er trat auf die Bremse, und der Jeep brach aus. Das Auto verlor die Bodenhaftung, schleuderte um die eigene Achse, und einen schreckensstarren Augenblick lang glaubte Nedry, gegen die Mauer zu knallen. Er kurbelte wie wild am Lenkrad, und der Jeep kam schlitternd zum Stehen, wenige Zentimeter vor dem Beton.

Nedry ruhte sich einen Augenblick aus und lauschte dem rhythmischen Klicken der Scheibenwischer. Dann holte er tief Luft und atmete langsam wieder aus. Er sah die Straße hinunter. Offensichtlich war er irgendwo verkehrt abgebogen. Natürlich konnte er den Weg zurückfahren, aber das würde zu lange dauern. Er versuchte wohl besser erst einmal herauszufinden, wo er überhaupt war.

Nedry stieg aus und spürte schwere Regentropfen auf seinen Kopf prasseln. Es war ein richtiger tropischer Sturm, und es regnete so heftig, daß es schmerzte. Er sah auf die Uhr. Sechs Minuten waren vergangen. Wo zum Teufel war er? Er ging um die Betonbarriere herum, und auf der anderen Seite hörte er durch das Geräusch des Regens hindurch das Rauschen von Wasser. Konnte das der Ozean sein? Während Nedry weiterging, gewöhnten sich seine Augen

allmählich an die Dunkelheit. Dichter Dschungel auf allen Seiten. Regentropfen, die auf die Blätter prasselten.
Das Rauschen wurde lauter, kam immer näher, und plötzlich blieb der Dschungel hinter ihm zurück, und er spürte, wie seine Füße in aufgeweichter Erde versanken. Vor sich sah er die dunklen Kräuselungen des Flusses. Der Fluß! Er war am Dschungelfluß! Verdammt, dachte er, an welcher Stelle des Flusses? Der Fluß war einige Kilometer lang. Er sah wieder auf die Uhr. Sieben Minuten. »Dennis, du hast ein Problem«, sagte er laut.
Wie als Antwort kam aus dem Wald ein leiser eulenähnlicher Schrei. Nedry bemerkte ihn kaum; er machte sich Sorgen wegen seines Plans. Ihm war ganz einfach die Zeit zu knapp geworden. Er hatte keine andere Wahl mehr, er mußte von seinem Plan abweichen. Jetzt konnte er nur noch zum Kontrollraum zurückkehren, den Computer wieder anfahren und versuchen, Dodgson zu erreichen, um ein neues Rendezvous am Ostdock für den folgenden Abend zu vereinbaren. Nedry würde sich anstrengen müssen, damit auch alles klappte, aber er glaubte es zu schaffen. Der Computer zeichnete automatisch alle Anrufe auf; er würde also nach dem Anruf bei Dodgson die entsprechende Aufzeichnung suchen und sie löschen müssen. Aber eins war klar - er konnte jetzt nicht länger im Park bleiben, sonst würde man seine Abwesenheit bemerken.
Nedry kehrte um und lief auf die schwachen Lichtkegel der Jeepscheinwerfer zu. Er war tropfnaß und fühlte sich elend. Wieder ertönte der leise Eulenschrei, und diesmal achtete er darauf. Eigentlich hatte es gar nicht geklungen wie eine Eule. Es schien auch von ganz aus der Nähe gekommen zu sein, von irgendwo rechts von ihm im Dschungel.
Während er noch lauschte, hörte er ein Knacken im Unterholz. Dann wieder Stille. Er wartete, und wieder knisterte es. Es klang eindeutig nach etwas Großem, das langsam durch den Dschungel auf ihn zukam.
Etwas Großes. Ganz nah. Ein großer Dinosaurier.

Nichts wie weg von hier!
Nedry fing an zu laufen. Er machte großen Lärm beim Laufen, aber trotzdem konnte er das Knacken des Tieres im Unterholz hören. Und diesen Schrei.
- Es kam näher.
In der Dunkelheit über Baumwurzeln stolpernd, bahnte er sich einen Weg durch die tropfenden Äste und sah plötzlich die Lichter des Jeeps vor sich, die seitlich an der senkrechten Betonmauer vorbeischienen. Er faßte wieder Mut. In wenigen Augenblicken würde er schon im Auto sitzen und sich aus dem Staub machen. Er stolperte um die Barriere herum und erstarrte.
Das Tier stand bereits da.
Aber es war nicht allzu nahe: Der Dinosaurier stand gut zehn Meter entfernt, am Rand des Lichtkegels der Scheinwerfer. Nedry hatte die Besichtigungstour nicht mitgemacht und kannte deshalb die verschiedenen Arten von Dinosauriern nicht, aber der hier sah sehr eigenartig aus. Der drei Meter hohe Körper war gelb mit schwarzen Punkten, und von der Stirn ragten zwei V-förmige Kämme hoch. Der Dinosaurier bewegte sich nicht, aber er stieß seinen leisen Eulenschrei aus.
Die Hand an der Türklinke, wartete Nedry ab, ob der Dinosaurier angreifen würde. Er tat es nicht. Vielleicht jagten ihm die Scheinwerfer Angst ein und hielten ihn, wie ein Feuer, auf Distanz. Der Dinosaurier starrte ihn an und riß dann ruckartig den Kopf zurück. Nedry spürte etwas Feuchtes an seiner Brust. Er sah an sich hinunter und bemerkte einen zerlaufenden Schaumklecks auf seinem regennassen Hemd. Er berührte ihn neugierig und verständnislos...
Es war Spucke.
Der Dinosaurier hatte ihn angespuckt.
Ekelhaft, dachte er. Als er den Blick wieder hob, sah er, daß der Dinosaurier noch einmal den Kopf zurückwarf, und spürte gleich darauf ein feuchtes Klatschen an seinem Hals knapp oberhalb des Kragens. Er wischte die Flüssigkeit mit der Hand weg.

Mein Gott, ist das abstoßend, dachte er. Aber die Haut an seinem Hals fing bereits an zu jucken und zu brennen. Auch seine Hand brannte. Es war fast so, als wäre er mit Säure in Berührung gekommen.
Nedry öffnete die Autotür, sah sich noch einmal um, ob der Dinosaurier nicht doch angriff, und verspürte plötzlich einen brennenden Schmerz in seinen Augen, der wie mit Dornen in sein Hirn stach. Aufstöhnend kniff er die Augen zusammen, und als er die Hände hochriß, um sie zu bedecken, merkte er, wie der klebrige Schaum an seiner Nase entlangtröpfelte.
Spucke.
Der Dinosaurier hatte ihm in die Augen gespuckt.
Noch während er das dachte, überwältigte ihn der Schmerz, und er sank benommen und keuchend auf die Knie. Er fiel zur Seite, spürte die nasse Erde an seiner Wange. Sein Atem kam in dünnen, pfeifenden Stößen. Und immer noch war da dieser unaufhörliche, gellende Schmerz, der Lichtpunkte hinter seinen fest geschlossenen Lidern aufblitzen ließ.
Der Erdboden erzitterte unter ihm, und Nedry wußte, daß der Dinosaurier auf ihn zukam. Er hörte den leisen Eulenschrei, und trotz der Schmerzen zwang er sich, die Augen zu öffnen. Er sah nichts als Schwärze und tanzende Lichtpunkte. Langsam dämmerte ihm die Erkenntnis.
Er war blind.
Das Schreien des Tiers wurde lauter, Nedry rappelte sich mühsam hoch und stolperte rückwärts gegen das Auto, als ihn plötzlich heftige Übelkeit überkam. Der Dinosaurier war jetzt sehr nahe, Nedry konnte sein Näherkommen spüren und war sich schwach des schnaubenden Atems bewußt.
Aber er konnte nichts sehen.
Er konnte überhaupt nichts sehen, und seine Angst war unbeschreiblich.
Er streckte die Arme aus und fuchtelte wild durch die Luft, um den Angriff abzuwehren, von dem er wußte, daß er kam.

Und plötzlich war da ein neuer, stechender Schmerz, wie ein glühendes Messer in seinem Bauch. Nedry taumelte, griff sich blindlings an sein zerfetztes Hemd und hatte plötzlich eine dickliche, schlüpfrige und überraschend warme Masse in der Hand. Meine Eingeweide, schoß ihm die grausame Erkenntnis durch den Kopf. Der Dinosaurier hatte ihn aufgeschlitzt. Seine Gedärme quollen heraus.
Nedry fiel zu Boden und landete auf etwas Schuppigem und Kaltem, dem Fuß des Tieres. Dann wieder ein neuer Schmerz, diesmal an beiden Seiten seines Kopfes. Der Schmerz wurde schlimmer, er wurde hochgehoben und wußte, daß der Dinosaurier ihn mit den Zähnen gepackt hatte. Dem Entsetzen dieser Erkenntnis folgte nur noch der Wunsch, daß alles bald vorüber sein möge.

Bungalow

»Noch Kaffee?« fragte Hammond höflich.
»Nein, vielen Dank«, antwortete Henry Wu und lehnte sich im Stuhl zurück. »Und essen könnte ich beim besten Willen auch nichts mehr.« Sie saßen im Speisezimmer von Hammonds Bungalow, in einem abgelegenen Winkel des Parks, nicht weit von den Labors entfernt. Wu mußte zugeben, daß der Bungalow, den Hammond für sich hatte bauen lassen, von einer eleganten, in seiner Kargheit beinahe japanischen Linienführung war. Auch das Essen war hervorragend gewesen, wenn man bedachte, daß das Hauspersonal noch nicht vollständig war.
Aber etwas an Hammond machte Wu Sorgen. Irgendwie war der alte Mann anders - auf eine kaum spürbare Weise anders. Schon während des Essens hatte Wu versucht herauszufinden, worin genau sich dies äußerte. Zum Teil war es eine Tendenz des alten Herrn, zu schwadronieren, sich selbst zu wiederholen und alte

Geschichten aufzuwärmen, zum Teil auch ein ständiges Schwanken zwischen Labilität und hitziger Wut einerseits und weinerlicher Sentimentalität andererseits. Doch beides konnte man als natürliche Folge des Alters verstehen. Schließlich war John Hammond fast 77.
Aber da war noch etwas anderes: ein beharrliches Ausweichen, die Sturheit, mit der Hammond darauf bestand, daß alles so lief, wie er es wollte; und schließlich die glatte Weigerung, den Problemen, die dem Park nun drohten, ins Auge zu sehen.
Wu war verblüfft gewesen über die Hinweise auf eine mögliche Fortpflanzung der Dinosaurier. (Daß es sich um Beweise handelte, gestattete er sich noch nicht zu glauben.) Nachdem Grant nach amphibischer DNS gefragt hatte, hatte Wu sich vorgenommen, sofort ins Labor zu gehen und die Computerdaten der verschiedenen DNS-Kombinationen zu überprüfen. Denn falls sich die Dinosaurier wirklich fortpflanzten, war alles, was den Park betraf, in Frage gestellt: ihre genetischen Entwicklungsmethoden, die genetischen Kontrollmechanismen, alles. Nicht einmal die Abhängigkeit von den Lysingaben war mehr sicher. Und falls diese Tiere sich vermehren und außerdem in freier Wildbahn überleben konnten...
Entsetzlich. Absolut entsetzlich. Wu hatte die Daten sofort überprüfen wollen. Doch Hammond hatte darauf bestanden, daß Wu mit ihm zu Abend esse.
»Aber Henry, Sie müssen doch noch Platz für das Eis lassen«, sagte Hammond und schob den Stuhl zurück. »Maria macht ein wunderbares Ingwereis.«
»Na gut.« Wu betrachtete das hübsche, schweigende Dienstmädchen. Mit Blicken folgte er der jungen Frau aus dem Zimmer und sah dann hoch zu dem Monitor an der Wand. Er war dunkel. »Ihr Monitor ist ausgefallen«, sagte er.
»Wirklich?« Hammond sah hinüber. »Ist wahrscheinlich der Sturm. «Er griff zum Telefon, das direkt hinter seinem Platz stand. »Ich werde mal John im Kontrollraum anrufen.«

Wu hörte das Rauschen und Knistern in der Leitung. Hammond zuckte die Achseln und legte wieder auf. »Anscheinend sind die Leitungen tot«, sagte er. »Oder Nedry überträgt immer noch Daten. Der hat ja an diesem Wochenende einige Fehler auszubügeln. Auf seine Art ist Nedry wirklich ein Genie, aber gegen Ende mußten wir ihn ganz schön unter Druck setzen, damit er auch wirklich alles so machte, wie wir wollten.«
»Vielleicht sollte ich in den Kontrollraum gehen und nachsehen«, schlug Wu vor.
»Nein, nein!« widersprach Hammond. »Es gibt keinen Grund dafür. Wenn es Probleme gäbe, würden wir es erfahren. Ah.« Maria kam mit zwei Tellern voller Eiscreme wieder ins Zimmer. »Sie müssen ein bißchen was probieren, Henry«, sagte Hammond. »Sie wird mit frischem Ingwer zubereitet, der im Ostteil der Insel wächst. Ein typisches Altmännerlaster, die Eiscreme. Aber trotzdem.«
Wu tauchte pflichtschuldig den Löffel ein. Draußen blitzte es, und sofort danach hörte man das laute Krachen des Donners. »Das war aber nahe«, sagte er. »Ich hoffe nur, das Gewitter macht den Kindern nicht angst.«
»Ich glaube nicht«, entgegnete Hammond. Er probierte das Eis. »Aber Henry, ich kann nicht umhin, gewisse Befürchtungen wegen unseres Parks zu hegen.«
Wu seufzte innerlich auf. Vielleicht sah der alte Mann nun doch den Tatsachen ins Auge. »Welche Befürchtungen?«
»Ach, wissen Sie, eigentlich ist der Park ja für Kinder. Die Kinder auf der ganzen Welt lieben Dinosaurier, und sie werden entzückt sein - einfach entzückt sein - über diesen Park. Ihre kleinen Gesichter werden strahlen vor Freude, weil sie endlich diese wunderbaren Tiere sehen können. Aber ich fürchte... vielleicht erlebe ich es nicht mehr, Henry. Vielleicht lebe ich nicht mehr lange genug, um die Freude auf ihren Gesichtern zu sehen.«
»Ich glaube, es gibt auch noch andere Probleme«, entgegnete Wu.
»Aber für mich ist das das größte«, sagte Hammond, »daß ich

vielleicht nicht lange genug lebe, um ihre glücklichen, strahlenden Gesichter zu sehen. Dieser Park ist unser Triumph. Wir haben geschafft, was wir uns vorgenommen haben. Und vergessen Sie nicht, unsere eigentliche Absicht war es ja, mit der noch so jungen Gentechnologie Geld zu verdienen. Viel Geld.«
Wu wußte, daß Hammond jetzt gleich wieder eine seiner alten Reden vom Stapel lassen würde. Er hob die Hand. »Ich weiß das alles, John -«
»Wenn Sie eine Gentechnikfirma gründen würden, Henry, was würden Sie tun? Würden Sie Produkte herstellen, die der Menschheit dienen, die Krankheit und Seuchen bekämpfen? Mein Gott, nein. Das ist ein schrecklicher Gedanke. Einfach schrecklich. Die reinste Verschwendung dieser neuen Technologie.«
Hammond schüttelte traurig den Kopf. »Aber wie Sie wissen«, fuhr er fort, »wurden die ersten Gentechnikfirmen wie Genentech und Cetus gegründet, um Pharmazeutika zu produzieren. Neue Medikamente für die Menschheit. Ein hehres, edles Ziel. Leider unterliegen Medikamente allen möglichen Arten von Beschränkungen. Allein die staatlichen Tests und Genehmigungsverfahren dauern fünf bis acht Jahre - wenn man Glück hat. Aber schlimmer noch sind die besonderen Gesetze des Marktes. Angenommen, Sie entwickeln eine Wunderdroge gegen Krebs oder Herzkrankheiten - wie Genentech es getan hat. Angenommen, Sie wollen 1.000 bis 2.000 Dollar pro Dosis dafür verlangen. Auf den Gedanken, daß Sie das dürfen, könnten Sie ja immerhin kommen. Schließlich haben Sie das Medikament erfunden, Sie haben Entwicklung und Erprobung finanziert; da sollten Sie dafür auch verlangen können, was Sie wollen. Aber glauben Sie wirklich, daß die Regierung das zuläßt? Nein, Henry, das wird sie nicht. Kranke werden keine 1.000 Dollar für ein dringend benötigtes Medikament bezahlen - sie werden nicht dankbar sein, sondern entrüstet aufschreien. Auch die Versicherungen werden es nicht zahlen, sondern Ihnen Gangstermethoden vorwerfen. Also wird es irgendeinen Zwischenfall geben; der Patentantrag wird abgelehnt, das Genehmigungsver-

fahren wird verzögert. Etwas wird passieren, das Sie zur Einsicht zwingt - und dazu, das Medikament billiger zu verkaufen. Vom geschäftlichen Standpunkt ist die Rettung der Menschheit eine riskante Sache. Ich persönlich würde es nicht tun.«
Wu kannte diese Argumente bereits. Und er wußte, daß Hammond recht hatte; bei einigen gentechnisch hergestellten Medikamenten hatte es wirklich Verzögerungen und Patentprobleme gegeben. »Und jetzt«, fuhr Hammond fort, »überlegen Sie mal, wie anders das alles ist, wenn Sie Unterhaltung produzieren. Niemand braucht Unterhaltung. Keine Regierung mischt sich ein. Wenn ich 5.000 Dollar pro Tag für meinen Park verlange, wer wird mich daran hindern? Schließlich muß ja niemand hierher kommen. Keiner wird mir Gangstermethoden vorwerfen, im Gegenteil, der stattliche Preis wird die Attraktivität des Parks noch erhöhen. Ein Besuch wird zum Statussymbol, und alle Amerikaner lieben das. Erst recht die Japaner, die haben natürlich noch viel mehr Geld.«
Hammond aß sein Eis zu Ende, und Maria nahm schweigend den Teller weg. »Aber auf jeden Fall«, fuhr Hammond fort, »werden Sie sich noch daran erinnern, Henry, daß ich überhaupt nur angefangen habe, in diesem Bereich zu arbeiten, weil ich mir von keiner Regierung dreinreden lassen wollte, und zwar nirgendwo auf der Welt.«
»Weil wir gerade vom Rest der Welt reden...«
Hammond lächelte. »Wir haben bereits auf den Azoren ein großes Areal geleast, für den DinoPark Europa. Und Sie wissen, daß wir seit langem eine Insel in der Nähe von Guam besitzen, für den DinoPark Japan. Die Bauarbeiten für die nächsten zwei Dino-Parks beginnen Anfang nächsten Jahres. Innerhalb von vier Jahren werden sie alle eröffnet sein. Die direkten Einnahmen werden dann pro Jahr bei über zehn Milliarden Dollar liegen, Vermarktung, Fernseh- und andere Nebenrechte dürften den Betrag noch verdoppeln. Ich sehe keinen Grund, mich auch noch mit Schmusetieren für Kinder abzugeben, wie es Lewis Dodgson angeblich vorhat.«

»20 Milliarden Dollar pro Jahr«, sagte Wu leise und schüttelte den Kopf.
»Das ist vorsichtig gerechnet«, entgegnete Hammond. Er lächelte. »Für wilde Spekulationen besteht kein Anlaß. Noch Eis, Henry?«

»Haben Sie ihn gefunden?« fragte Arnold barsch, als der Wachmann den Kontrollraum betrat.
»Nein, Mr. Arnold.«
»Finden Sie ihn.«
»Ich glaube nicht, daß er noch im Gebäude ist, Mr. Arnold.«
»Dann sehen Sie im Hotel nach«, sagte Arnold, »in der Werkstatt, im Geräteschuppen. Sehen Sie überall nach, aber finden Sie ihn.«
»Es ist nur...« Der Wachmann zögerte. »Mr.Nedry ist doch der Dicke, oder?«
»Ja«, sagte Arnold, »er ist dick. Ein Fettsack.«
»Na ja, Jimmy unten in der Eingangshalle sagt, er hat den dicken in die Garage gehen sehen.«
Muldoon wirbelte herum. »In die Garage? Wann?«
»Vor ungefähr zehn, 15 Minuten.«
»Mein Gott«, sagte Muldoon.

Mit quietschenden Reifen blieb der Jeep stehen. »Tut mir leid«, sagte Harding.
Im Licht der Scheinwerfer sah Ellie eine Herde Apatosaurier über die Straße trotten. Es waren sechs erwachsene Tiere, jedes so groß wie ein Haus, und ein Baby von der Größe eines ausgewachsenen Pferds. Die Apatosaurier bewegten sich gemächlich und leise und würdigten den Jeep mit seinen hellen Scheinwerfern keines Blicks. Das Baby blieb einmal stehen, leckte Wasser aus einer Pfütze und ging dann weiter.
Eine vergleichbare Herde Elefanten wäre beim Auftauchen eines Autos erschreckt zusammengefahren und hätte laut trompetend einen Kreis um das Junge gebildet, um es zu beschützen. »Sehen Sie uns denn nicht?« fragte Ellie.

»Eigentlich nicht, nein«, erwiderte Harding. »Genaugenommen sehen sie uns schon, aber wir haben keine Bedeutung für sie. Wir hier auf der Insel sind nachts kaum mit Autos unterwegs, sie haben also keine Erfahrung mit Fahrzeugen. Wir sind einfach fremde, stinkende Objekte in ihrer Umgebung, die aber keine Gefahr darstellen und deshalb uninteressant sind. Ich war schon hin und wieder nachts bei einem kranken Tier hier draußen, und auf der Rückfahrt haben diese Kerle die Straße für über eine Stunde blockiert.«
»Was tun Sie dann?«
Harding grinste. »Ich spiele ein Band ab, auf dem ich Tyrannosaurierbrüllen aufgenommen habe. Das bringt sie auf Trab. Obwohl ihnen die Tyrannosaurier im Grunde genommen ziemlich egal sind, denn diese Tiere hier sind so groß, daß sie keine wirklichen natürlichen Feinde haben. Die können einem Tyrannosaurier mit einem einzigen Schwanzhieb den Hals brechen. Das wissen sie, und der Tyrannosaurier auch.«
»Aber sie sehen uns. Ich meine, wenn wir aus dem Auto aussteigen würden...«
Harding zuckte die Achseln. »Ich würde es zwar nicht gerade empfehlen, aber höchstwahrscheinlich würden sie keine Reaktion zeigen. Dinosaurier sehen zwar sehr gut, aber ihr Sehmechanismus funktioniert ähnlich wie bei Amphibien: Er reagiert auf Bewegung. Unbewegte Objekte sehen sie praktisch gar nicht.« Die Tiere zogen weiter, ihre Haut glitzerte im Regen. Harding legte den Gang ein. »Ich glaube, wir können jetzt weiterfahren«, sagte er.

»Trotzdem«, sagte Wu, »werden Sie meiner Ansicht nach feststellen, daß auch auf Ihren Park Druck ausgeübt wird, so wie auf die Medikamente von Genentech.« Er und Hammond waren vom Speisezimmer ins Wohnzimmer gegangen und sahen jetzt dem Regen zu, der gegen die großen Fenster prasselte.
»Ich kann mir nicht vorstellen, wie.«

»Gewisse Wissenschaftler könnten versuchen, Ihnen Beschränkungen aufzuerlegen, oder Sie sogar zu stoppen.«
»Ach, das können sie nicht«, erwiderte Hammond. Er zeigte mit dem Finger auf Wu, »und Sie müßten doch ganz genau wissen, warum Wissenschaftler das nicht versuchen würden. Weil sie forschen wollen. Die wollen nichts anderes als immer nur forschen. Sie wollen nichts erreichen. Keine Fortschritte machen. Einfach nur forschen. Aber denen steht eine hübsche Überraschung bevor.«
»Darum ging es mir eigentlich nicht«, sagte Wu.
Hammond seufzte. »Ich bin mir sicher, daß es für Wissenschaftler interessant wäre, hier zu forschen«, sagte er. »Aber irgendwann erreicht man den Punkt, an dem die Tiere einfach zu teuer sind, um sie nur zu Forschungszwecken zu benutzen. Das ist eine wunderbare Technologie, Henry, es ist aber auch eine schrecklich teure Technologie. Finanzieren kann man sie nur, wenn man sie als Unterhaltungsgeschäft betreibt.« Hammond zuckte die Achseln. »So ist es eben.«
»Aber falls man versuchen sollte, den Park zu schließen -«
»Sehen Sie doch den Tatsachen ins Auge, Henry«, unterbrach ihn Hammond unwirsch. »Wir sind hier nicht in Amerika. Nicht einmal in Costa Rica. Das hier ist meine Insel. Sie gehört mir. Und nichts wird mich davon abhalten, den DinoPark für die Kinder dieser Welt zu eröffnen.« Er kicherte. »Zumindest für die reichen Kinder. Und ich sage Ihnen, die werden ganz vernarrt sein in ihn.«

Ellie Sattler saß auf dem Rücksitz des Jeeps und starrte zum Fenster hinaus. Zwanzig Minuten lang fuhren sie bereits durch den regennassen Dschungel und hatten seit den Apatosauriern, die die Straße überquerten, nichts Außergewöhnliches mehr gesehen.
»Wir sind jetzt in der Nähe des Dschungelflusses«, sagte Harding. »Er liegt irgendwo da links unten.«
Unvermittelt stieg er auf die Bremse. Das Auto kam rutschend vor

einer Herde kleiner grüner Tiere zum Stehen. »Na, Sie bekommen ja heute nacht einiges zu sehen«, sagte Harding. »Das sind Compys.«
Procompsognathen, dachte Ellie und wünschte sich, Grant wäre hier, um sie ebenfalls zu sehen. Das war das Tier, das sie in ihrem Camp in Montana auf dem Fax gesehen hatten. Die kleinen, dunkelgrünen Procompsognathen huschten über die Straße, hockten sich dann auf ihre Hinterläufe und sahen neugierig das Auto an, bevor sie quiekend in der Nacht verschwanden.
»Komisch«, sagte Harding. »Möchte nur wissen, wo die hinwollen. Die Compys sind nachts normalerweise nicht unterwegs, wissen Sie. Sie klettern auf Bäume und warten auf den Tagesanbruch.«
»Aber warum sind sie dann jetzt unterwegs?« fragte Ellie.
»Ich weiß auch nicht. Compys sind Aasfresser, wie die Bussarde. Ein sterbendes Tier zieht sie an, und sie haben sehr empfindliche Geruchsorgane. Sie können ein sterbendes Tier über Kilometer hinweg riechen.«
»Dann sind sie jetzt unterwegs zu einem sterbenden Tier?«
»Sterbend oder bereits tot.«
»Sollen wir ihnen folgen?«
»Interessieren würde es mich schon«, erwiderte Harding. »Ja, warum eigentlich nicht? Wollen mal sehen, wo sie hinlaufen.«
Er wendete das Auto und fuhr hinter den Compys her.

Tim

Tim lag im Land-Cruiser, seine Wange drückte gegen den Türgriff. Langsam und widerstrebend kam er wieder zu Bewußtsein. Er wollte nur schlafen. Als er sich bewegte, spürte er an der Stelle, wo das Metall der Tür gegen sein Jochbein drückte, einen Stich. Sein ganzer Körper schmerzte. Arme und Beine und vor allem sein Kopf

- dort nistete ein schrecklicher, hämmernder Schmerz. Vor lauter Schmerzen wäre er am liebsten wieder eingeschlafen.
Er stützte sich auf den Ellbogen und öffnete die Augen. Sofort wurde ihm schlecht. Er würgte, Erbrochenes lief ihm über das Hemd. Er schmeckte saure Galle und wischte sich mit dem Handrücken über den Mund. Sein Herz hämmerte; er fühlte sich benommen und seekrank, als bewegte sich die ganze Welt, als sitze er in einem schaukelnden Boot.
Tim stöhnte und drehte sich auf den Rücken, weg von der Pfütze Erbrochenem. Der Schmerz in seinem Kopf ließ ihn nur kurz und stoßweise atmen. Ihm war immer noch schwindelig. Er öffnete die Augen und sah sich um.
Er befand sich im Land-Cruiser. Aber das Auto mußte zur Seite gekippt sein, denn er lag mit dem Rücken auf der Beifahrertür und sah über sich das Steuerrad und dahinter die Äste eines Baums, die sich im Wind bewegten. Es regnete kaum noch, aber durch die zerbrochene Windschutzscheibe fielen Wassertropfen auf ihn. Neugierig starrte er die Glassplitter der Windschutzscheibe an. Er konnte sich nicht erinnern, wie sie zerbrochen war. Er konnte sich an gar nichts mehr erinnern, außer daß sie mitten auf der Straße angehalten hatten und er mit Dr. Grant geredet hatte, als der Tyrannosaurier auf sie zukam. Das war das letzte, woran er sich erinnerte.
Wieder kam ihm Galle hoch, und er schloß die Augen, bis die Übelkeit wieder verging. Er hörte ein rhythmisches knarzendes Geräusch, wie von der Takelage eines Schiffs. Schwindlig und übel wie ihm war, fühlte es sich an, als bewegte sich das ganze Auto unter ihm. Und als er die Augen wieder öffnete, sah er, daß es stimmte - der Land-Cruiser bewegte sich wirklich, er lag auf der Seite und schaukelte hin und her.
Das ganze Auto bewegte sich.
Vorsichtig richtete Tim sich auf, bis er auf der Beifahrertür stand. Über das Armaturenbrett hinweg sah er durch die zerbrochene Windschutzscheibe hinaus. Zuerst sah er auf allen Seiten nur

dickes Blätterwerk, das im Wind raschelte. Aber hier und dort bemerkte er Lücken, und hinter den Blättern war der Boden... Der Erdboden war sieben Meter unter ihm.
Er starrte verständnislos hinunter. Der Land-Cruiser lag sieben Meter über dem Erdboden mit der Seite auf den Ästen eines großen Baumes und schwankte im Wind.
»O Scheiße«, sagte er. Was sollte er tun? Er hielt sich am Lenkrad fest und stellte sich auf die Zehenspitzen, um besser sehen zu können. Das Lenkrad drehte sich in seiner Hand, und mit einem lauten Krachen bewegte sich der Land-Cruiser und rutschte ein Stück tiefer auf die Äste darunter. Um von der plötzlichen Bewegung nicht umgeworfen zu werden, klammerte Tim sich an der Steuersäule fest. Durch das zerbrochene Seitenfenster sah er hinunter auf den Boden.
»O Scheiße. O Scheiße.« Er sagte es immer wieder. »O Scheiße. O Scheiße.«
Noch ein lautes Krachen. Wieder rutschte der Land-Cruiser ein Stück tiefer.
Er mußte aus dem Auto raus.
Er sah auf seine Füße hinunter, die auf dem Türgriff standen. Vorsichtig ließ er sich auf alle viere nieder, um sich den Griff genauer anzusehen. Trotz der Dunkelheit erkannte er, daß die Tür nach außen gedrückt war und sich mit dem Griff nicht öffnen ließ. Die Tür würde er nie aufbekommen. Er versuchte, das Fenster herunterzukurbeln, aber auch das klemmte. Dann fiel ihm die hintere Tür ein. Vielleicht ließ die sich öffnen. Er beugte sich über den Vordersitz, und der Land-Cruiser ruckte unter der Gewichtsverlagerung. Erschrocken hielt er sich am Sitz fest. Der Land-Cruiser beruhigte sich erneut.
Vorsichtig griff Tim nach hinten und drehte am Griff der hinteren Tür. Auch sie klemmte.
Wie sollte er bloß aus dem Auto herauskommen?
Er hörte ein Schnauben und sah nach unten. Eine dunkle Gestalt ging unter ihm vorbei - eine dunkle Gestalt mit einem langen

Schwanz. Der Tyrannosaurier war es nicht. Die Gestalt war tonnenförmig und bewegte sich schlurfend und schnüffelnd vorwärts. Der Schwanz schlug beim Gehen hin und her, und Tim konnte die langen Stacheln sehen.

Es war der Stegosaurier, der sich offensichtlich von seiner Krankheit erholt hatte. Tim fragte sich, wo wohl die anderen Leute waren. Gennaro und Miss Sattler und der Tierarzt. Er hatte die drei zum letztenmal beim Stegosaurier gesehen. Er schaute auf die Uhr, aber die Digitalanzeige war zersplittert; er konnte die Ziffern nicht erkennen. Er nahm die Uhr ab und warf sie weg. Der Stegosaurier schnaubte und zog weiter. Jetzt hörte man nur noch das Rauschen des Winds in den Bäumen und das Knarzen des schwankenden Land-Cruisers.

Er mußte hier raus.

Tim packte den Griff und versuchte, die Tür mit Gewalt aufzustemmen, aber sie klemmte fest. Dann merkte er, was da nicht stimmte: Die Tür war verschlossen. Er zog den Sicherheitsstift heraus und zog am Griff. Die hintere Tür schwang auf und stieß ein Stückchen weiter unten gegen einen Ast.

Die Öffnung war nur schmal, aber Tim glaubte, sich hindurchzwängen zu können. Er hielt den Atem an und kroch langsam auf den Rücksitz. Der Land-Cruiser knarzte, behielt aber die Position. Tim hielt sich mit beiden Händen an den Türpfosten fest und glitt langsam durch die schmale, schräge Öffnung nach unten. Bald lag er mit dem Bauch auf der nach unten geneigten Tür und ließ die Beine aus dem Auto baumeln. Er suchte nach Halt, seine Füße trafen etwas Festes, einen Ast, und er stellte sich darauf. Unter seinem Gewicht bog sich der Ast nach unten, die Tür schwang weiter auf, und er fiel. Blätter zerkratzten sein Gesicht, sein Körper knallte von Ast zu Ast, dann ein Ruck, ein stechender Schmerz, helle Lichter in seinem Kopf-

Er prallte irgendwo so heftig auf, daß ihm die Luft wegblieb. Tim hing über einem dicken Ast. Sein Atem kam in abgehackten Stößen, und sein Bauch brannte vor Schmerz.

Wieder ein Krachen. Tim sah hoch zu dem Land-Cruiser, der als großer dunkler Umriß eineinhalb Meter über ihm hing.
Noch ein Krachen. Das Auto bewegte sich.
Tim nahm seine ganze Kraft zusammen und fing an, nach unten zu klettern. Er kletterte oft in Bäumen, er war ein guter Bäumekletterer. Und das war ein guter Baum zum Klettern. Die Äste waren nahe beisammen, fast wie eine Treppe...
Krrachh...
Das Auto schwankte heftiger.
Tim krabbelte hastig nach unten, glitt über die nassen Äste und spürte klebriges Harz an seinen Händen. Er war noch nicht weit gekommen, als der Land-Cruiser ein letztes Mal laut ächzte und dann langsam, ganz langsam über die Schnauze kippte. Tim sah den großen, grünen Kühlergrill und die Scheinwerfer, die auf ihn zuschwangen, und dann löste sich der Land-Cruiser, krachte gegen den Ast, an dem er eben noch gehangen war, und raste immer schneller auf ihn zu.
Und blieb plötzlich stecken.
Tims Gesicht hing nur Zentimeter entfernt von dem verbeulten Grill, der eingedrückt und nach unten verbogen war wie ein böse verkniffener Mund, mit den Scheinwerfern als Augen.
Jetzt befand sich Tim noch etwa vier Meter über dem Boden. Er griff nach unten, ertastete einen Ast und hangelte sich hinunter. Über sich sah er die Äste sich unter dem Gewicht des Land-Cruisers verbiegen. Plötzlich krachte es, das Auto stürzte auf ihn zu, und weil er wußte, daß er ihm nicht entkommen konnte, nicht schnell genug hinunterklettern konnte, ließ er einfach los.
Er fiel.
Mehrmals schmerzhaft gegen die Äste schlagend, fiel Tim und hörte dabei den Land-Cruiser durch die Äste herabkrachen wie ein jagendes Tier. Als er plötzlich weiche Erde unter seiner Schulter spürte, rollte er zur Seite und drückte sich an den Stamm des Baums, während der Land-Cruiser mit einem lauten metallischen

Knirschen aufprallte und einen heißen Funkenregen versprühte, der Tim die Haut versengte und zischend auf der feuchten Erde verglühte.

Langsam stand Tim auf. In der Dunkelheit hörte er wieder das schnüffelnde Geräusch und sah den Stegosaurier zurückkommen. Offensichtlich hatte ihn der Aufprall des Land-Cruisers angelockt. Mit gesenktem Kopf trottete der Dinosaurier vorwärts, die großen Knorpelplatten standen in einer Doppelreihe vom Rücken ab. Auf Tim wirkte er fast wie eine zu groß geratene Schildkröte. So dumm. Und so langsam.
Tim hob einen Stein auf und warf ihn.
»Verschwinde!«
Der Stein prallte mit einem dumpfen Geräusch von den Knorpelplatten ab. Der Stegosaurier kam weiter auf Tim zu.
»Geh weg! Weg!«
Er warf noch einen Stein. Diesmal traf er den Stegosaurier am Kopf. Das Tier grunzte, drehte sich langsam um und ging in die Richtung davon, aus der es gekommen war.
Tim lehnte sich gegen das Wrack des Land-Cruisers und sah sich in der Dunkelheit um. Er mußte zu den anderen zurück, wollte sich aber nicht verlaufen. Er wußte, daß er irgendwo im Park war, vermutlich nicht weit von der Straße entfernt. Wenn er sich nur an irgend etwas orientieren könnte. In der Dunkelheit konnte er nicht viel sehen, aber -
Plötzlich fiel ihm die Nachtsichtbrille wieder ein.
Er kroch durch die zerbrochene Windschutzscheibe in den Land-Cruiser und entdeckte die Brille und das Walkie-talkie. Das Funkgerät war kaputt und er ließ es deshalb zurück. Aber das Nachtsichtgerät funktionierte. Er schaltete es ein und sah das vertraute, grün fluoreszierende Bild.
Mit Hilfe des Geräts konnte er links von sich den zerstörten Zaun erkennen und ging darauf zu. Der Zaun war vier Meter hoch, aber der Tyrannosaurier hatte ihn mühelos zu Boden gedrückt. Tim

kletterte darüber, arbeitete sich durch ein Stück dichte Vegetation und stand plötzlich auf der Straße.
Durch die Nachtsichtbrille sah er den umgekippten zweiten Land-Cruiser. Er lief darauf zu, holte einmal tief Atem und sah hinein. Das Auto war leer. Keine Spur von Dr. Grant und Dr. Malcolm.
Wo waren sie?
Wo waren sie nur alle?
So alleine auf der nächtlichen Straße, mitten im Dschungel, bekam er plötzlich Angst. Er drehte sich schnell im Kreis und sah die Welt grün vor seinen Gläsern vorbeiwischen. Am Straßenrand fiel ihm etwas Helles auf, er ging vorsichtig darauf zu. Es war Lex' Baseball. Er hob ihn auf und wischte den Schlamm ab.
»Lex!«
Tim schrie, so laut er konnte, es war ihm gleichgültig, ob die Tiere ihn hörten. Dann horchte er, aber da war nichts als der Wind und das Platschen der Regentropfen, die von den Bäumen fielen.
»Lex!«
Er erinnerte sich dunkel daran, daß seine Schwester im Land-Cruiser gesessen hatte, als der Tyrannosaurier angriff. War sie im Auto geblieben? Oder hatte sie entkommen können? Er konnte sich noch immer nicht an den genauen Ablauf des Angriffs erinnern. Er wußte nicht mehr richtig, was eigentlich passiert war. Aber schon bei dem Gedanken daran bekam er ein mulmiges Gefühl. Er stand mitten auf der Straße und hielt vor Angst die Luft an.
»Lex!«
Die Nacht schien ihn einzuhüllen. Selbstmitleid überkam ihn, er setzte sich in eine kalte Regenpfütze und weinte ein wenig. Aber das Weinen hörte auch nicht auf, als er selbst nicht mehr schluchzte. Da weinte noch jemand. Zumindest klang es wie Weinen. Außerdem war da noch ein komisches, hohl klopfendes Geräusch, ganz schwach. Es kam von irgendwo weiter oben an der Straße.

»Wie lange dauerte es jetzt schon?« fragte Muldoon, als er in den Kontrollraum zurückkam. Er trug einen schwarzen Metallkoffer.
»Halbe Stunde.«
»Der Jeep müßte inzwischen zurück sein.«
Arnold drückte seine Zigarette aus. »Ich bin mir sicher, daß sie jeden Augenblick zurückkommen.«
»Immer noch keine Spur von Nedry?« fragte Muldoon.
»Nein. Noch nicht.«
Muldoon öffnete den Koffer, der sechs tragbare Funkgeräte enthielt. »Ich werde die an das Personal im Gebäude verteilen.« Er gab Arnold ein Gerät. »Nehmen Sie auch das Ladegerät. Der Akku ist leer. Das sind unsere Notfallgeräte, aber ans Netz angeschlossen hat sie natürlich niemand. Laden Sie sie ungefähr 20 Minuten auf und versuchen Sie dann, die Autos zu erreichen.«

Henry Wu öffnete die Tür mit der Aufschrift BEFRUCHTUNG und betrat das dunkle Labor. Es war niemand da; offensichtlich saßen die Techniker noch immer beim Essen. Wu ging direkt zum Computerterminal und holte sich die DNS-Logbücher auf den Bildschirm. Die Logbücher mußten per Computer geführt werden. Die DNS war ein so großes Molekül, daß zehn Gigabyte an Speicherplatz auf Optical Disks nötig waren, um die Details aller Versionen zu speichern. Wu mußte alle 15 Arten überprüfen. Es war eine Riesenmenge an Information, die er durchzusehen hatte.
Es war ihm nicht ganz klar, warum Grant die Frosch-DNS für so wichtig hielt. Für Wu bestand wenig Unterschied zwischen den einzelnen DNS-Arten. Schließlich war ein Großteil der DNS bei allen Lebewesen identisch. Wu wußte, daß die DNS eine unglaublich alte Substanz war. Die Menschen, die durch die Straßen der modernen Welt gingen und ihre rosigen neugeborenen Babys auf dem Arm trugen, machten sich kaum bewußt, daß die Substanz, die allem zugrunde lag, die Substanz, die den Reigen des Lebens in Gang setzte, eine chemische Verbindung war, die fast so alt war wie die Erde selbst. Die DNS war ein so altes Molekül, daß dessen

Entwicklung im wesentlichen bereits vor über zwei Milliarden Jahren abgeschlossen war. Seitdem hatte sich kaum noch etwas getan. Ein paar neuere Kombinationen der alten Gene, aber auch davon nicht viel.

Wenn man die DNS eines Menschen mit der einer primitiven Bakterie verglich, stellte man fest, daß sich nur etwa zehn Prozent der Stränge unterschieden. Dieser inhärente Konservativismus hatte Wu dazu ermutigt, jede beliebige DNS zu benutzen. Bei der Schaffung der Dinosaurier war er mit der DNS umgesprungen wie ein Bildhauer mit Ton oder Marmor. Er hatte frei gestaltet. Wu startete das Computersuchprogramm. Da er mit zwei bis drei Minuten Wartezeit rechnen mußte, stand er auf und kontrollierte aus Gewohnheit die Instrumente im Labor, darunter auch das Gerät an der Gefrierschranktür, das die Temperatur aufzeichnete. Der Kurvenlauf zeigte einen Ausreißer. Komisch, dachte er. Es bedeutete, daß jemand den Gefrierschrank betreten hatte. Und zwar erst vor kurzem, in der letzten halben Stunde. Aber wer ging abends da hinein?

Mit einem Blinken zeigte der Computer an, daß der erste Such-durchlauf beendet war. Wu ging hin, um nachzusehen, was er gefunden hatte, und als er die Daten auf dem Bildschirm sah, vergaß er den Gefrierschrank und den Ausreißer in der Kurve.

LEITZKE DNS-SUCHALGORITHMUS

DNS. Version Suchkriterium: RANA (alle, Frag-mentlänge > 0)

DNS mit RANA-Fragmenten	Versionen
Maiasaurier	2.1 - 2.9
Procompsognathen	3.0 - 3.7
Othnielia	3.1 - 3.3
Velociraptoren	1.0 - 3.0
Hypsilophodons	2.4 - 2.7

Die Suchergebnisse waren eindeutig: Alle sich fortpflanzenden Dinosaurier enthielten RANA- oder Frosch-DNS, aber keins der anderen Tiere. Wu verstand immer noch nicht, warum dies zur Fortpflanzung führte. Aber er konnte nun nicht mehr leugnen, daß Grant recht hatte. Die Dinosaurier vermehrten sich.
Er lief hinauf in den Kontrollraum.

Lex

Sie lag zusammengekauert in dem einen Meter dicken Abflußrohr, das unterhalb der Straße verlief. Ihren Baseballhandschuh im Mund, wippte sie mit dem Oberkörper auf und ab und schlug dabei immer wieder mit dem Hinterkopf gegen die Röhre. Es war dunkel in der Röhre, aber mit seiner Nachtsichtbrille konnte Tim sie deutlich erkennen. Sie schien unverletzt, und er war sehr erleichtert, daß er sie gefunden hatte.
»Lex, ich bin's. Tim.«
Sie antwortete nicht, sondern schlug einfach weiter mit dem Kopf gegen die Röhre.
»Komm doch raus.«
Sie schüttelte den Kopf. Tim sah, daß sie schreckliche Angst hatte.
»Lex«, sagte er, »wenn du rauskommst, darfst du die Nachtsichtbrille auch mal aufsetzen.«
Sie schüttelte nur den Kopf.
»Schau, was ich da habe«, sagte er und hob die Hand. Sie starrte nur verständnislos in seine Richtung. Wahrscheinlich konnte sie in der Dunkelheit nichts sehen. »Es ist dein Ball, Lex. Ich habe deinen Ball gefunden.«
»Na und?«
Er versuchte es anders. »Es muß doch unbequem sein da drin. Und kalt. Willst du nicht lieber rauskommen?«

Sie schlug wieder mit dem Kopf gegen die Röhre.
»Warum nicht?«
»Da draußen sind Tiere.«
Das machte ihn einen Augenblick lang sprachlos. Seit Jahren hatte sie nicht mehr »Tiere« gesagt.
»Die Tiere sind weg«, erwiderte er.
»Da ist so ein großer. Ein Tyrannosaurus Rex.«
»Der ist verschwunden.«
»Wo ist er hin?«
»Ich weiß es nicht, aber hier ist er nicht mehr«, sagte Tim und hoffte, daß das auch stimmte.
Lex rührte sich nicht. Er hörte sie wieder schlagen. Tim setzte sich vor der Röhre ins Gras, wo sie ihn sehen konnte. Der Boden war naß. Er zog die Knie an und wartete. Ihm fiel nichts mehr ein, was er noch tun, was er ihr sagen könnte. »Ich bleibe jetzt einfach hier sitzen«, sagte er. »Und ruhe mich aus.«
»Ist Daddy da draußen?«
»Nein«, antwortete er. »Der ist doch zu Hause, Lex.«
»Und Mommy?«
»Nein, Lex.«
»Sind überhaupt keine Erwachsenen da?«
»Noch nicht. Aber die kommen bestimmt bald. Die sind wahrscheinlich schon unterwegs.«
Dann hörte er, wie sie sich in der Röhre bewegte, und sie kam heraus, zitternd vor Kälte und mit getrocknetem Blut auf Haaren und Stirn, aber ansonsten unversehrt.
Sie sah sich überrascht um und fragte: »Wo ist Dr. Grant?«
»Weiß ich nicht.«
»Aber vorher war er noch da.«
»Wirklich? Wann?«
»Na, eben vorher. Ich hab ihn von der Röhre aus gesehen.«
»Wo ist er hin?« fragte Tim.
»Woher soll ich denn das wissen«, sagte Lex und rümpfte die Nase.
Sie fing an zu rufen: »Hallooo! Hallooo! Dr. Grant? Dr. Grant?«

Tim machte sich Sorgen wegen des Lärms, den sie produzierte - vielleicht brachte er den Tyrannosaurier zurück. Doch einen Augenblick später hörte er einen Antwortruf. Er kam von rechts, aus der Gegend des Land-Cruisers, den Tim vor wenigen Minuten verlassen hatte. Durch seine Brille sah Tim erleichtert, daß Dr. Grant auf sie zukam. Er hatte an der Schulter einen langen Riß im Hemd, schien aber ansonsten okay zu sein.
»Gott sei Dank«, sagte er. »Ich habe euch schon gesucht.«

Zitternd stand Ed Regis auf und wischte sich den kalten Schlamm von Gesicht und Händen. Eingezwängt zwischen zwei großen Felsbrocken an einem Hang unterhalb der Straße hatte er eine schlimme halbe Stunde verbracht. Er wußte, daß das kein besonders gutes Versteck war, aber er war in Panik geraten und hatte keinen klaren Gedanken mehr fassen können. Er war da im kalten Schlamm gelegen und hatte versucht, sich wieder in die Gewalt zu bekommen, aber das Bild dieses Dinosauriers ging ihm nicht mehr aus dem Kopf. Wie dieser Dinosaurier auf ihn zukam... auf das Auto zu...
Ed Regis wußte nicht mehr genau, was danach passiert war. Er erinnerte sich, daß Lex ihm etwas nachgerufen hatte, aber er war nicht stehengeblieben, hatte nicht stehenbleiben können, sondern war nur einfach weitergelaufen. Am Straßenrand hatte er den Halt verloren und war den Hügel hinuntergerollt. Die Felsbrocken hatten ihn gebremst, und da es so aussah, als sei dazwischen genug Platz, war er einfach hineingekrochen. Keuchend und verängstigt hatte er sich hineingezwängt und an nichts anderes gedacht als daran, wie er dem Tyrannosaurier entkommen konnte. Als er schließlich wie eine gefangene Ratte zwischen den Felsbrocken steckte, beruhigte er sich ein wenig und spürte das Entsetzen und die Scham in sich aufsteigen, weil er die Kinder im Stich gelassen hatte, weil er weggelaufen war und nur sich selbst gerettet hatte. Er wußte, daß er eigentlich wieder zur Straße hochklettern und versuchen sollte, sie zu retten, weil er sich selber immer für tapfer

und cool gehalten hatte, aber sooft er auch versuchte, sich wieder in die Gewalt zu bekommen und sich zum Hinaufklettern zu zwingen, es ging einfach nicht. Sofort überfiel ihn wieder die Panik, er bekam Atembeschwerden und rührte sich nicht.
Er redete sich ein, daß es sowieso sinnlos sei. Wenn die Kinder noch oben auf der Straße waren, würden sie nicht überleben, und da es sowieso nichts gab, was er für sie tun konnte, blieb er besser, wo er war. Außer ihm würde keiner wissen, was passiert war. Und es gab schließlich nichts, was er tun konnte. Also versteckte sich Regis eine halbe Stunde lang zwischen den Felsbrocken, kämpfte gegen die Panik an und versuchte angestrengt, sich nicht zu fragen, ob die Kinder umgekommen waren und was Hammond sagen würde, wenn er es herausfand.
Was ihn schließlich wieder in Bewegung setzte, war das eigenartige Gefühl in seinem Mund. Die eine Seite fühlte sich komisch an, taub und irgendwie kribbelnd, und er fragte sich, ob er sich beim Sturz verletzt hatte. Regis berührte sein Gesicht und spürte geschwollenes Fleisch auf der einen Seite. Es fühlte sich komisch an, tat aber überhaupt nicht weh. Doch dann erkannte er, daß es ein Blutegel war, der an seinen Lippen saugte. Das Ding war fast in seinem Mund! Zitternd vor Übelkeit riß Regis den Egel weg und spürte, wie er sich schmerzhaft vom Fleisch seiner Lippen löste und dann warmes Blut in seinen Mund quoll. Er spuckte aus und warf den Egel angewidert in den Wald. Am Unterarm entdeckte er einen zweiten, riß ihn ebenfalls weg und sah den dunklen Blutstriemen, den er hinterließ. O Gott, wahrscheinlich hatte er sie überall. Der Sturz den Abhang hinunter. Diese Dschungelhügel waren voller Egel. Und die dunklen Felsspalten ebenfalls. Was hatten die Arbeiter erzählt? Die Egel krochen einem in die Unterwäsche. Sie mochten warme Stellen. Sie krochen einem sogar in -
»Halloo!«
Er hielt inne. Es war eine Stimme, die der Wind zu ihm herübertrug.
»Halloo! Dr. Grant!«

Mein Gott, es war das kleine Mädchen.
Ed Regis horchte auf den Klang ihrer Stimme. Sie klang weder verängstigt noch schmerzverzerrt. Sie rief einfach, auf ihre hartnäckige Art. Und langsam dämmerte es ihm, daß alles ganz anders abgelaufen sein mußte, daß der Tyrannosaurier wieder verschwunden war oder zumindest nicht angegriffen hatte, und daß die anderen vielleicht noch am Leben waren. Grant und Malcolm. Alle waren vielleicht noch am Leben. Und als er sich das überlegte, hatte er sich schlagartig wieder in der Gewalt. So wie man sofort nüchtern wird, wenn die Polizei einen anhält. Es ging ihm wieder besser, weil er wußte, was er zu tun hatte. Während er zwischen den Steinen hervorkroch, überlegte er sich bereits die nächsten Schritte, dachte darüber nach, was er sagen und wie er von jetzt ab die Sache meistern würde.
Zitternd wischte sich Ed Regis den kalten Schlamm von Gesicht und Händen - den Beweis, daß er sich versteckt hatte. Es war ihm nicht peinlich, daß er sich versteckt hatte, aber jetzt mußte er das Heft wieder in die Hand nehmen. Er kletterte zur Straße hoch, doch als er aus dem Laubwerk auftauchte, wußte er einen Augenblick lang nicht, wo er war. Er sah keine Autos. Er stand irgendwo am Fuß eines Hügels. Die Land-Cruiser waren bestimmt weiter oben.
Er ging langsam den Abhang hinauf, zurück zu den Land-Cruisern. Alles war sehr still. Seine Füße platschten in den Schlammpfützen. Das kleine Mädchen war nicht mehr zu hören. Warum hatte sie aufgehört zu rufen? Beim Gehen kam ihm der Gedanke, daß ihr vielleicht etwas passiert war. In diesem Fall sollte er nicht zurückkehren. Vielleicht war der Tyrannosaurier noch irgendwo in der Nähe. Immerhin befand sich er, Ed, bereits am Fuß des Hügels. So viel näher am schützenden Besucherzentrum.
Und alles war so still. So unheimlich still.
Ed Regis drehte sich um und machte sich auf den Weg zum Zentrum.

Alan Grant tastete Lex kurz ab. Sie schien nirgendwo Schmerzen zu haben. Es war erstaunlich: Abgesehen von dem Schnitt am Kopf war sie unverletzt. »Ich hab's Ihnen doch gesagt«, sagte sie. »Aber nachsehen mußte ich schon.«

Der Junge hatte weniger Glück gehabt. Tims Nase war geschwollen und schmerzte; Grant befürchtete, daß sie gebrochen war. Seine rechte Schulter war böse gequetscht und geschwollen. Aber seine Beine schienen in Ordnung zu sein. Beide Kinder konnten gehen. Das war das wichtigste.

Grant selbst war unverletzt bis auf eine Abschürfung auf der rechten Brustseite, die der Tyrannosaurier ihm mit seiner Klaue zugefügt hatte. Sie brannte bei jedem Atemzug, schien aber nicht ernst zu sein und behinderte vor allem seine Bewegungen nicht. Er überlegte sich, ob er ohnmächtig geworden war, denn er konnte sich kaum erinnern, was passiert war, bevor er sich zehn Meter vom Land-Cruiser entfernt ächzend aufgesetzt hatte. Seine Brust hatte geblutet, doch er hatte sich Blätter auf die Wunde gelegt, und nach einer Weile war das Blut geronnen. Dann war er herumgegangen und hatte nach Malcolm und den Kindern gesucht. Grant konnte nicht glauben, daß er noch am Leben war, und als ihm schließlich vereinzelte Bilder ins Gedächtnis zurückkamen, versuchte er sie zu einem sinnvollen Ganzen zusammenzusetzen. Der Tyrannosaurier hätte sie alle problemlos töten können. Warum hatte er es nicht getan?

»Ich hab Hunger«, sagte Lex.

»Ich auch«, erwiderte Grant. »Wir müssen irgendwie zurück in die Zivilisation. Und wir müssen den Leuten wegen des Schiffs Bescheid sagen.«

»Wir sind die einzigen, die es wissen?« fragte Tim.

»Ja. Wir müssen zurück und es ihnen sagen.«

»Dann gehen wir am besten die Straße entlang auf das Hotel zu«, sagte Tim und zeigte den Hügel hinunter. »So treffen wir sie, wenn sie uns suchen kommen.«

Grant überlegte. Und dabei ging ihm die dunkle Gestalt nicht

mehr aus dem Kopf, die noch vor dem Angriff zwischen den beiden Autos die Straße überquert hatte. Was für ein Tier war das gewesen? Ihm fiel nur eine mögliche Antwort ein: der kleine Tyrannosaurier.
»Lieber nicht, Tim. Die Straße hat an beiden Seiten hohe Zäune«, sagte er. »Wenn einer der Tyrannosaurier weiter unten auf der Straße wartet, stecken wir in der Falle.«
»Sollen wir dann hier warten?« fragte Tim.
»Ja«, antwortete Grant. »Wir warten, bis jemand kommt.«
»Ich hab Hunger«, sagte Lex.
»Ich hoffe, es dauert nicht lang«, meinte Grant tröstend.
»Ich will nicht hierbleiben«, sagte Lex.
Plötzlich hörten sie am Fuß des Hügels einen Mann husten. »Bleibt hier«, sagte Grant und lief ein Stück vorwärts, um den Abhang hinuntersehen zu können.
»Bleib du hier, Lex«, sagte Tim und lief ihm nach.
Lex folgte ihrem Bruder. »Laßt mich nicht allein, laßt mich nicht allein, ihr Kerle -«
Grant hielt ihr den Mund zu. Sie wehrte sich, doch er schüttelte den Kopf und deutete den Hügel hinunter.

Am Fuß des Hügels sah Grant Ed Regis, der stocksteif dastand. Der Wald ringsherum war totenstill geworden. Das beständige Lärmen der Zikaden und Frösche war unvermittelt verstummt. Nur das schwache Rascheln der Blätter und das Säuseln des Windes waren zu hören.
Lex wollte etwas sagen, doch Grant zog sie zum Stamm des nächsten Baums und duckte sich mit ihr zwischen die knotigen Wurzeln. Tim folgte ihnen. Grant hielt sich den Finger an die Lippen, damit sie still blieben, und sah dann hinter dem Baum hervor.
Die Straße vor ihm war dunkel, und das Mondlicht, das durch die ständig sich bewegenden Äste der großen Bäume sickerte, zeichnete ein gesprenkeltes, sich dauernd veränderndes Muster. Ed Regis

war verschwunden. Grant brauchte einige Augenblicke, bis er ihn wieder sah. Der PR-Mann stand eng an den Stamm eines großen Baums gedrückt und umklammerte ihn. Er rührte keinen Muskel. Der Wald blieb still.
Lex zerrte ungeduldig an Grants Hemd; sie wollte wissen, was geschah. Plötzlich hörten sie ganz in der Nähe ein leise schnaubendes Ausatmen, kaum lauter als der Wind. Auch Lex mußte es gehört haben, denn sie hörte auf zu zerren.
Wieder wehte das Geräusch auf sie zu, leise wie ein Seufzen. Für Grant klang es beinahe wie das Atmen eines Pferds.
Grant blickte zu Regis hinunter und sah die huschenden Schatten, die der Mond auf den Baumstamm zeichnete. Doch dann erkannte Grant noch einen anderen Schatten, der die ersten überlagerte, sich aber nicht bewegte: ein starker, gebogener Hals und ein kantiger Schädel.
Wieder das Ausatmen.
Tim beugte sich vorsichtig vor, um besser sehen zu können. Lex machte es ihm nach.
Sie hörten ein Knacken, als ein Ast brach, und dann stand ein Tyrannosaurier auf der Straße. Es war der halbwüchsige, etwa zweieinhalb Meter groß, und er bewegte sich mit den unbeholfenen Schritten eines jungen Tieres, fast wie ein Fohlen. Der junge Tyrannosaurier trottete die Straße entlang und blieb bei jedem Schritt stehen, um zu schnuppern. Er ging an dem Baum vorbei, hinter dem Ed Regis sich versteckte, und schien ihn nicht zu bemerken. Grant sah, daß Regis sich etwas entspannte. Regis drehte den Kopf, um dem Tyrannosaurier hinter der anderen Seite des Baums hervor nachzusehen.
Der Tyrannosaurier war außer Sichtweite. Regis ließ den Baum los. Aber der Dschungel blieb still. Regis blieb noch einige Augenblicke nahe am Stamm stehen. Dann kehrten die Geräusche des Waldes zurück: das erste, zögerliche Quaken eines Frosches, das Zirpen einer Zikade, und schließlich der ganze Chor. Regis trat vom Baum weg und bewegte die Schultern, um die Verkrampfung

zu lösen. Er ging in die Straßenmitte und sah in die Richtung, in die der Tyrannosaurier verschwunden war.
Der Angriff kam von links.
Brüllend stieß der Halbwüchsige den Kopf vor und warf Regis zu Boden. Er schrie und rappelte sich hoch, aber der Tyrannosaurier stieß wieder zu und drückte ihn offensichtlich mit einem Hinterlauf zu Boden, denn Regis bewegte sich nicht mehr, sondern saß aufrecht auf der Straße, schrie den Dinosaurier an und versuchte ihn mit wild fuchtelnden Armen zu verscheuchen. Der junge Tyrannosaurier schien verwirrt von den Geräuschen und Bewegungen seiner Beute. Er senkte den Kopf und schnupperte neugierig, und Regis hämmerte ihm mit, den Fäusten auf die Schnauze.
»Geh weg. Verschwinde. Weg mit dir, du Scheißkerl!« schrie Regis, so laut er konnte. Der Dinosaurier wich zurück und ließ ihn aufstehen. Regis schrie: »Ja! Hast du gehört! Verschwinde! Weg mit dir!« und machte dabei vorsichtig ein paar Schritte rückwärts. Der Halbwüchsige starrte diesem komischen, lärmenden kleinen »Tier« neugierig nach, und als Regis noch ein paar Schritte gegangen war, machte er einen Satz nach vorn und warf ihn wieder zu Boden.
Er spielt mit ihm, dachte Grant.
»He!« rief Regis im Fallen, und das Tier setzte ihm nicht nach, sondern ließ ihn wieder aufstehen. Regis sprang auf die Beine und wich weiter zurück. »Du blöder - zurück! Zurück! Hast du gehört - zurück!« schrie er wie ein Löwenbändiger.
Der Tyrannosaurier brüllte, griff aber nicht an, und Regis näherte sich langsam den Bäumen und Büschen am rechten Straßenrand. Nur noch wenige Schritte, und er hätte das Versteck erreicht. »Zurück! Du da! Zurück!« rief Regis. doch im letzten Augenblick schlug der Halbwüchsige wieder zu und warf Regis auf den Boden. »Laß das'« brüllte Regis, doch der Dinosaurier senkte den Kopf. und Regis fing an zu schreien. Keine Worte, nur ein schrilles Schreien.

Plötzlich verstummte das Schreien, und als das Tier den Kopf hob, sah Grant zerfetztes Fleisch zwischen seinen Zähnen.
»O nein«, flüsterte Lex. Tim neben ihr hatte sich weggedreht, ihm war plötzlich schlecht geworden. Die Nachtsichtbrille glitt ihm von der Stirn und landete mit einem metallischen Klicken auf dem Erdboden.
Der Tyrannosaurier riß den Kopf hoch und sah in ihre Richtung. Tim hatte gerade noch Zeit, die Brille aufzuheben, denn Grant faßte sie beide bei den Händen und fing an zu rennen.

Kontrollraum

Die Compys huschten am Straßenrand durch die Nacht. Hardings Jeep folgte ihnen in kurzem Abstand. Ellie zeigte auf eine Stelle weiter oben an der Straße. »Ist das ein Licht?«
»Möglich«, erwiderte Harding. »Sieht fast aus wie Scheinwerfer.«
Plötzlich summte und knisterte das Funkgerät. Sie hörten John Arnolds Stimme:»... ist da jemand?«
»Na, endlich«, sagte Harding. »Wurde ja Zeit.« Er drückte auf den Sprechknopf. »Ja, John, wir sind es. Wir sind in der Nähe des Flusses und verfolgen die Compys. Ist ziemlich interessant.«
Wieder Knistern. Dann: »...brauchen das Auto...«
»Was hat er gesagt?« fragte Gennaro.
»Irgendwas wegen einem Auto«, antwortete Ellie. In Grants Camp in Montana war sie diejenige, die das Funkgerät bediente. Die jahrelange Erfahrung hatte sie ziemlich geschickt im Entschlüsseln verstümmelter Übertragungen gemacht. »Ich glaube, er sagt, daß er Ihr Auto braucht.«
Harding drückte wieder den Sprechknopf. »John? Melden Sie sich. Wir empfangen Sie nur schlecht. John?«
Ein Blitz zuckte über den Himmel, aus dem Funkgerät kam

statisches Rauschen und dann wieder Arnolds Stimme: »...wo Sie... sind...«
»Etwa ein Kilometer nördlich vom Hypsy-Gehege. In der Nähe des Flusses. Wir verfolgen ein paar Compys.«
»Nein... verdammt... kommen Sie zurück... sofort!«
»Klingt, als hätte er ein Problem«, meinte Ellie stirnrunzelnd. Die Nervosität in Arnolds Stimme war nicht zu überhören gewesen. »Vielleicht sollten wir zurückfahren.«
Harding zuckte die Achseln. »John hat häufig ein Problem. Sie wissen doch, wie Techniker sind. Sie wollen, daß alles genau nach Vorschrift verläuft.« Er drückte den Sprechknopf. »John? Wiederholen Sie bitte...«
Es knisterte.
Und rauschte. Ein zweiter Blitz. Dann:»... Muldoo... brauch... Ihr Auto... ofort...«
Harding runzelte die Stirn. »Sagt er, daß Muldoon unser Auto braucht?«
»So klang's zumindest«, erwiderte Ellie.
»Na, aber das ergibt doch keinen Sinn«, sagte Harding.
»... anderen... stecken... fest... Muldoon braucht... Auto...«
»Jetzt hab ich's«, sagte Ellie. »Die anderen Autos stecken wegen des Sturms irgendwo auf der Straße fest, und Muldoon will sie holen.«
Harding zuckte die Achseln. »Warum nimmt Muldoon dann nicht den anderen Jeep?« Er drückte den Sprechknopf. »John? Sagen Sie Muldoon, er soll den anderen Jeep nehmen. Er ist in der Garage.«
Das Funkgerät knisterte.»... verstehen... nicht... lauter Verrückte... Auto...«
»Ich habe gesagt, er ist in der Garage, John«, erwiderte Harding. »Der Jeep ist in der Garage.«
Wieder Rauschen.»... edry... hat... ge...«
»Ich fürchte, das führt zu nichts«, sagte Harding. »Also gut, John. Wir kommen.« Er schaltete das Funkgerät ab und wendete das Auto. »Möchte nur wissen, warum er diese Hektik macht.«

Er legte den Gang ein, und sie holperten in der Dunkelheit die Straße entlang. Nach weiteren zehn Minuten sahen sie die einladenden Lichter des Safari-Hotels vor sich. Als Harding vor dem Besucherzentrum anhielt, sahen sie schon Muldoon auf sie zulaufen. Er winkte und rief.

»Verdammt, Arnold, Sie Hurensohn! Mensch, bringen Sie den Park wieder in Ordnung! Und zwar sofort! Bringen Sie meine Enkel zurück! Auf der Stelle!« John Hammond stand mitten im Kontrollraum, schrie und stampfte mit seinen kleinen Füßen auf. Seit zwei Minuten führte er sich schon so auf, während Henry Wu nur in einer Ecke stand und verblüfft zusah.
»Schon gut, Mr. Hammond«, erwiderte Arnold. »Muldoon ist bereits unterwegs, um genau das zu tun.« Arnold wandte sich ab und zündete sich eine neue Zigarette an. Hammond war wie alle Chefs, die Arnold kannte. Ob bei Disney oder bei der Navy, die Chefs verhielten sich immer gleich. Von technischen Details hatten sie keine Ahnung; aber sie glaubten, mit Schreien etwas erreichen zu können. Vielleicht funktionierte es sogar, zumindest wenn man seine Sekretärin anschrie, sie solle eine Limousine besorgen. Aber Schreien bewirkte nichts bei den Problemen, vor denen Arnold im Augenblick stand. Dem Computer war es gleichgültig, ob man ihn anschrie oder nicht; der Energieversorgung ebenso. Technische Systeme reagierten nicht auf menschliche Gefühlsausbrüche. Schreien war da eher kontraproduktiv, denn Arnold mußte nun mit ziemlicher Sicherheit davon ausgehen, daß Nedry nicht zurückkommen würde, und das bedeutete, daß er sich selbst durch den Quelltext des Programms arbeiten und herausfinden mußte, was schiefgelaufen war. Es war eine mühevolle Arbeit, und er mußte dabei vorsichtig und bedacht vorgehen.
»Warum gehen Sie nicht hinunter in die Cafeteria«, sagte Arnold, »und trinken eine Tasse Kaffee? Wir rufen Sie, sobald wir etwas Neues wissen.«
»Ich will hier keinen Malcolm-Effekt«, sagte Hammond.

»Wegen eines Malcolm-Effekts brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen«, entgegnete Arnold. »Lassen Sie mich jetzt bitte weiterarbeiten?«
»Ach, zum Teufel mit Ihnen!« brüllte Hammond.
»Ich rufe Sie, sobald ich von Muldoon etwas Neues weiß«, sagte Arnold.
Er drückte einige Tasten auf seiner Konsole und sah das vertraute Bild auf dem Monitor sich verändern.

```
*/DinoPark Main Modules/
*/
*/CallLibs
Include: biostat.sys
Include: sysrom.vst
Include: net.sys
Include: pwr.mdl
*/
*/Initialize
SetMain [42]2002/9A{total CoreSysop %4 [vig.7*tty]}
if ValidMeter(mH) (**mH).MeterVis return
Term Call 909 c.lev {void MeterVis $303} Random(3#*Max-
Fid)
on SetSystem(!Dn) set shp val.obj. to lim(Val(d}SumVal
if SetMeter(mh) (**mh).ValidMeter(Vdd) return
on SetSystem(!Telecom) set mxcpl.obj to lim(Val(pd)Next-
Val
```

Arnold benutzte nun das Computerprogramm nicht mehr. Er hatte einen Blick hinter die Kulissen auf den Quellcode geworfen - auf die Befehle, die dem Computer Zeile für Zeile sagten, wie er sich zu verhalten hatte. Arnold wußte nur zu gut, daß das komplette DinoPark-Programm mehr als eine halbe Million Zeilen Code umfaßte, das meiste davon undokumentiert und ohne Erklärung. Wu stellte sich hinter ihn. »Was tun Sie da, John?«
»Den Code überprüfen.«
»Indem Sie ihn ganz durchgehen? Das dauert ewig.
»Ich weiß«, erwiderte Arnold. »Ich weiß.«

Die Straße

Muldoon nahm die Kurve sehr schnell, der Jeep schleuderte im Schlamm. Gennaro, der neben ihm saß, ballte die Fäuste. Sie rasten die Straße am Hochufer des Flusses entlang, der tief unter ihnen in der Dunkelheit versteckt lag. Muldoon beschleunigte wieder. Sein Gesicht war angespannt.
»Wie weit noch?« fragte Gennaro.
»Drei oder vier Kilometer.«
Ellie und Harding waren im Besucherzentrum zurückgeblieben. Gennaro hatte sich angeboten, Muldoon zu begleiten. Das Auto schleuderte wieder. »Eine Stunde ist es jetzt her«, sagte Muldoon. »Seit einer Stunde haben wir nichts mehr von den anderen Autos gehört.«
»Aber die haben doch Funkgeräte«, sagte Gennaro.
»Wir haben keinen Kontakt bekommen«, entgegnete Muldoon. Gennaro runzelte die Stirn. »Wenn ich eine Stunde lang im Regen in einem Auto sitzen würde, würde ich bestimmt versuchen, über Funk jemand zu erreichen.«
»Ich auch«, sagte Muldoon.
Gennaro schüttelte den Kopf. »Glauben Sie wirklich, daß ihnen etwas passiert sein könnte?«
»Es ist durchaus möglich, daß alles in Ordnung ist, aber ich wäre glücklicher, wenn ich sie schon gesehen hätte. Wir müßten jetzt gleich da sein.«
Die Straße beschrieb eine Kurve und führte dann auf eine Anhöhe hinauf. Am Fuß des Hügels sah Gennaro im Farnkraut am Straßenrand etwas Weißes liegen. »Halten Sie mal«, sagte er, und Muldoon stieg auf die Bremse. Gennaro sprang aus dem Auto und lief im Licht der Scheinwerfer zu der Stelle, um nachzusehen, was es war. Es sah aus wie Fetzen Kleidung, aber da war –
Gennaro blieb stehen. Auch aus zwei Metern Entfernung sah er deutlich, was es war. Er ging ganz langsam darauf zu.

Muldoon beugte sich aus dem Jeep und rief: »Was ist es?«
»Ein Bein«, erwiderte Gennaro.
Das Bein hatte eine blasse, bläulichweiße Färbung und endete an der Stelle, wo früher das Knie gewesen war, in einem ausgefransten, blutigen Stumpf. Unterhalb der Wade bemerkte Gennaro weiße Socken und braune Slipper, wie Ed Regis sie getragen hatte. Muldoon war inzwischen aus dem Auto gesprungen, rannte an Gennaro vorbei und beugte sich über das Bein. »Mein Gott.« Als er es hochhob und ins Licht der Scheinwerfer hielt, tropfte ihm aus dem Stumpf Blut auf die Hand. Gennaro war noch etwa einen Meter entfernt. Er bückte sich schnell, legte die Hände auf die Knie, schloß die Augen und holte tief Atem, damit er sich nicht übergeben mußte.
»Gennaro.« Muldoons Stimme klang scharf.
»Was?«
»Gehen Sie aus dem Licht.«
Gennaro atmete noch einmal tief durch und trat dann beiseite. Als er die Augen wieder öffnete, sah er Muldoon den Stumpf kritisch untersuchen. »Am Gelenk ausgerissen«, sagte er. »Nicht abgebissen, sondern verdreht und herausgerissen.« Muldoon stand auf und hielt das abgetrennte Bein mit dem Stumpf nach unten, damit das restliche Blut in das Farnkraut tropfte. Er hatte es am Knöchel gefaßt, und seine blutige Hand beschmutzte den weißen Socken. Gennaro kam wieder die Galle hoch.
»Ganz klar, was passiert ist«, hörte er Muldoon sagen. »Der T-Rex hat ihn sich geschnappt.« Muldoon sah den Hügel hoch und dann zu Gennaro hinüber. »Sind Sie in Ordnung? Schaffen Sie es?«
»Ja«, antwortete Gennaro. »Es geht schon.«
Muldoon ging mit dem Bein in der Hand zum Jeep zurück. »Ich glaube, wir nehmen das da besser mit«, sagte er. »Scheint mir irgendwie nicht richtig, es hierzulassen. Verdammt, es wird im Auto eine schöne Sauerei machen. Schauen Sie doch mal nach, ob sie hintendrin irgendwas finden. Eine Plane oder Zeitungen.«
Gennaro öffnete die Hecktür und wühlte im Stauraum hinter dem

Rücksitz. Er war froh, an etwas denken zu können, das ihn ablenkte. Das Problem, wie man das abgetrennte Bein am besten verpackte, füllte seinen Verstand ganz aus und verdrängte alle anderen Gedanken. Er fand eine Segeltuchtasche mit Werkzeugen, eine Radfelge, einen Karton und -

»Zwei Planen«, sagte er. Es waren ordentlich zusammengelegte Plastikplanen.

»Geben Sie mir eine«, rief ihm Muldoon zu, der noch vor dem Auto stand. Muldoon wickelte das Bein ein und gab das nun formlose Bündel Gennaro. Als der es in der Hand hielt, wunderte er sich, wie schwer es war. »Legen Sie es einfach hinten rein«, sagte Muldoon. »Und falls Sie es irgendwie festklemmen können, na, Sie wissen schon, damit es nicht hin und her rollt...«

»Okay.« Gennaro legte das Bündel auf den Rücksitz, während Muldoon wieder ins Auto stieg. Er trat aufs Gas. Die Räder drehten im Schlamm durch, fanden aber schließlich doch Halt. Der Jeep raste den Hügel hinauf. Einen Augenblick lang zeigten die Scheinwerfer nach oben in das Blätterdach, doch dann schwangen sie wieder herunter, und Gennaro konnte die Straße vor sich sehen.

»Mein Gott«, sagte Muldoon.

Gennaro sah einen der Land-Cruiser. Er lag mitten auf der Straße, zur Seite gekippt. Von dem zweiten Fahrzeug war nichts zu sehen.

»Wo ist das andere Auto?«

Muldoon sah sich kurz um und zeigte dann nach links. »Dort.«Der zweite Land-Cruiser lag etwa sieben Meter weiter weg zerschmettert am Fuß eines Baums.

»Wie kommt der dorthin?«

»Der T-Rex hat ihn dorthin geschleudert.«

»Geschleudert?« wiederholte Gennaro.

Muldoon machte ein grimmiges Gesicht. »Bringen wir's hinter uns«, sagte er und stieg aus dem Jeep. Gemeinsam liefen sie zu dem zweiten Land-Cruiser. Der Schein ihrer Taschenlampen tastete sich durch die Nacht.

Erst beim Näherkommen sah Gennaro, wie zerstört das Auto war. Er ließ Muldoon zuerst hineinsehen.
»Sie brauchen keine Angst zu haben«, sagte Muldoon. »Es ist sehr unwahrscheinlich, daß wir jemand finden.«
»Wirklich?«
»Ja.« Muldoon erzählte, daß er während seiner Zeit im afrikanischen Busch einige Schauplätze von Tierangriffen auf Menschen gesehen hatte. Den eines Leopardenangriffs zum Beispiel; der Leopard hatte in der Nacht ein Zelt aufgerissen und ein dreijähriges Kind fortgeschleppt. Dann ein Büffelangriff in Amboseli; zwei Löwenangriffe, einen Krokodilangriff im Norden, in der Nähe von Meru. Und in jedem dieser Fälle hatte man am Schauplatz überraschend wenig Spuren gefunden.
Der Unerfahrene malte sich die schrecklichsten Bilder von den Hinterlassenschaften eines solchen Angriffs aus - abgerissene Glieder, die hinter dem Zelt verstreut lagen, Blutspuren, die in den Busch führten, blutfleckige Kleiderfetzen in der Nähe des Lagers. Aber tatsächlich fand man meistens überhaupt nichts. Die betroffene Person schien einfach verschwunden zu sein, so als wäre sie in den Busch gegangen und nie zurückgekehrt. Vor allem, wenn das Opfer noch klein war, ein Baby oder ein kleines Kind. Ein Raubtier konnte ein Kind töten, indem es das kleine Wesen nur schüttelte und ihm dabei das Genick brach. Für gewöhnlich gab es dabei keine Blutspuren.
Und meistens fand man auch keine anderen Überbleibsel des Opfers. Manchmal vielleicht einen Hemdknopf oder ein Stück Gummi von einer Schuhsohle; aber meistens gar nichts.
Raubtiere schnappten sich Kinder - ihre Lieblingsbeute - einfach und ließen nichts zurück. Deshalb hielt Muldoon es für sehr unwahrscheinlich, daß sie von den Kindern irgend etwas finden würden.
Aber als er jetzt in das Auto sah, wartete eine Überraschung auf ihn.
»O Mann, das gibt's doch nicht«, sagte er.

Muldoon versuchte sich ein Bild davon zu machen, was passiert war. Die Windschutzscheibe des Land-Cruisers war eingedrückt, aber in der Nähe war kaum Glas zu entdecken. Doch auf der Straße hatte er Scherben bemerkt. Die Scheibe mußte also bereits dort zerbrochen sein, bevor der Tyrannosaurier das Auto hochhob und hierher schleuderte. Das Auto war furchtbar zerbeult. Muldoon leuchtete mit seiner Taschenlampe hinein.
»Leer?« fragte Gennaro nervös.
»Nicht ganz«, antwortete Muldoon. Der Lichtstrahl glitt über ein zertrümmertes Walkie-talkie, und auf dem Boden des Autos sah er noch etwas anderes, etwas Gebogenes und Schwarzes. Die vorderen Türen waren eingedrückt und klemmten, er stieg deshalb durch die hintere Tür ein und kletterte über den Vordersitz, um den schwarzen Gegenstand aufzuheben.
»Es ist eine Armbanduhr«, sagte er und sah sie sich im Schein der Taschenlampe an. Es war ein billiges Digitalmodell mit Plastikarmband. Die LCD-Anzeige war kaputt. Er glaubte sich zu erinnern, daß der Junge eine solche Uhr getragen hatte, war sich aber nicht ganz sicher. Immerhin war es eine Uhr, wie Kinder sie bevorzugten.
»Was ist das, eine Uhr?«
»Ja. Und da ist noch ein Funkgerät, aber das ist kaputt.«
»Ist das wichtig?«
»Ja. Und da ist noch etwas...«Muldoon schnupperte. Ein säuerlicher Geruch hing im Wagen. Er leuchtete mit der Taschenlampe umher, bis er das Erbrochene entdeckte, das von der Verkleidung der Seitentür tropfte. Er berührte es: noch frisch. »Eins der Kinder lebt vielleicht noch«, sagte er.
Gennaro sah ihn schief an. »Wie kommen Sie darauf?«
»Wegen der Uhr«, erwiderte Muldoon. »Die Uhr beweist es.« Er gab Gennaro die Uhr, der sie im Schein der Taschenlampe von allen Seiten betrachtete.
»Die Anzeige ist kaputt«, sagte Gennaro.
»Genau. Aber das Band ist intakt.«

»Und das heißt?«
»Daß der Junge sie abgenommen hat.«
»Das hätte jederzeit passieren können«, sagte Gennaro. »Jederzeit vor dem Angriff.«
»Nein«, entgegnete Muldoon. »Diese LCD-Dinger sind sehr widerstandsfähig. Da muß man fest zuschlagen, um die kaputtzukriegen. Das Glas wurde beim Angriff zerbrochen.«
»Deshalb hat der Junge sie abgenommen.«
»Überlegen Sie mal«, sagte Muldoon. »Wenn ein Tyrannosaurier Sie angreifen würde, hätten Sie da Zeit, die Uhr abzunehmen?«
»Vielleicht wurde sie ihm abgerissen.«
»Es ist praktisch unmöglich, jemand die Uhr vom Arm zu reißen, ohne die Hand mit abzureißen. Außerdem ist das Band intakt. Nein. Der Junge hat sie selber abgenommen. Er hat auf die Uhr gesehen, gemerkt, daß sie kaputt ist, und sie abgenommen. Und er hatte Zeit dafür.«
»Wann?«
»Es kann nur nach dem Angriff gewesen sein«, antwortete Muldoon. »Der Junge muß nach dem Angriff in dem Auto gewesen sein. Und da das Funkgerät kaputt war, hat er es ebenfalls hiergelassen. Er ist ein kluger Junge, er wußte genau, daß ihm beides nichts mehr nützte.«
»Wenn er so klug ist«, sagte Gennaro, »warum ist er dann weggelaufen? Ich würde nämlich hierbleiben und warten, bis man mich holt.«
»Schon«, erwiderte Muldoon. »Aber vielleicht konnte er nicht bleiben. Vielleicht ist der Tyrannosaurier zurückgekommen. Oder ein anderes Tier. Es gibt sicher einen Grund, warum er weggelaufen ist.«
»Und wohin ist er?«
»Mal sehen, ob wir das herausfinden«, sagte Muldoon und ging in Richtung Straße davon.

Gennaro sah, wie Muldoon mit seiner Taschenlampe den Boden absuchte. Er suchte sehr konzentriert, sein Gesicht war nur Zentimeter vom Schlamm entfernt. Muldoon war überzeugt, daß er eine Spur gefunden hatte und daß wenigstens eins der Kinder noch lebte. Aber Gennaro ließ sich davon nicht beeindrucken. Nach dem Schock des abgetrennten Beines war Gennaro fest entschlossen, den Park zu schließen und ihn zu zerstören. Was Muldoon auch sagte, auf Gennaro wirkte es wie unangebrachter Enthusiasmus und Optimismus und -

»Sehen Sie die Spuren?« fragte Muldoon, ohne den Blick vom Boden zu nehmen.

»Welche Spuren?«

»Diese Fußspuren. Sehen Sie, wie sie von der Straße auf uns zukommen? Und von der Größe her stammen die von einem Erwachsenen. Eine Art Gummisohle. Sehen Sie die deutlichen Profilabdrücke...«

Gennaro sah nur Schlamm. Und Pfützen, in denen sich das Licht der Taschenlampe brach.

»Wie Sie sehen«, fuhr Muldoon fort, »führen die Erwachsenenspuren hierher, wo sie auf andere treffen. Kleine und mittelgroße... sie bilden Kreise, überschneiden sich... fast so, als wären sie beieinandergestanden und hätten sich unterhalten... Und da, das sieht aus, als wären sie davongerannt...«Er deutete eine Richtung an. »Dorthin. In den Park.«

Gennaro schüttelte den Kopf. »In diesen Schlamm könnte man alles Mögliche hineindeuten.«

Muldoon stand auf und trat einen Schritt zurück. »Sie können sagen, was Sie wollen, aber ich rechne damit, daß eins der Kinder überlebt hat. Vielleicht beide. Und vielleicht sogar ein Erwachsener, wenn diese großen Abdrücke von einem anderen stammen als von Regis. Wir müssen den Park absuchen.«

»Bei Nacht?« fragte Gennaro.

Aber Muldoon hörte ihn schon nicht mehr. Er ging auf eine Aufschüttung aus weicher Erde zu, neben der ein Abflußrohr

verlief. Dort bückte er sich wieder. »Was hat das kleine Mädchen angehabt?«
»Mein Gott«, sagte Gennaro. »Das weiß ich doch nicht.«
Sorgfältig suchend, bewegte Muldoon sich auf den Straßenrand zu. Plötzlich hörten sie ein Keuchen. Es klang eindeutig nach einem Tier.
»Hören Sie«, sagte Gennaro, der es mit der Angst bekam. »Ich glaube, wir sollten besser -«
»Pscht«, machte Muldoon.
Er hielt inne und horchte.
»Es ist nur der Wind«, sagte Gennaro.
Wieder hörten sie das Keuchen, diesmal sehr deutlich. Es war nicht der Wind. Es kam aus den Büschen direkt vor ihnen am Straßenrand. Es klang auch nicht wie ein Tier, aber Muldoon ging trotzdem mit Vorsicht darauf zu. Er schwenkte seine Lampe und rief, aber das Keuchen veränderte sich nicht. Muldoon schob die Wedel einer Palme beiseite.
»Was ist es?« fragte Gennaro.
»Es ist Malcolm«, erwiderte Muldoon.

Ian Malcolm lag auf dem Rücken. Seine Haut war aschgrau, und sein Mund stand offen. Er atmete in pfeifenden Stößen. Muldoon gab Gennaro die Taschenlampe und kauerte sich hin, um den Körper zu untersuchen. »Ich kann die Verletzung nicht finden«, sagte er. »Kopf ist in Ordnung, Brust, Arme...«
Dann richtete Gennaro die Lampe auf die Beine. »Er hat sich eine Aderpresse angelegt.« Malcolms Gürtel war über dem rechten Oberschenkel straffgezogen. Gennaro leuchtete am Bein entlang. Der rechte Knöchel war in einem unnatürlichen Winkel vom Bein weggedreht, das Hosenbein flachgedrückt und blutgetränkt. Muldoon berührte sanft den Knöchel, und Malcolm stöhnte.
Muldoon trat einen Schritt zurück und überlegte, was er als nächstes tun sollte. Malcolm hatte vielleicht noch andere Verletzungen. Möglicherweise war das Rückgrat gebrochen. Ihn zu bewe-

gen konnte ihn töten. Aber wenn er ihn hier liegenließ, starb er am Schock. Verblutet war er nur deshalb noch nicht, weil er sich geistesgegenwärtig eine Aderpresse angelegt hatte. Vermutlich war er sowieso nicht mehr zu retten. Da konnten sie ihn ebenso gut bewegen.
Gennaro half Muldoon, den Mann hochzuheben, und sie nahmen ihn behutsam Huckepack. Malcolm stöhnte und atmete stoßweise.
»Lex«, sagte er. »Lex... ging... Lex...«
»Wer ist Lex?« fragte Muldoon.
»Das kleine Mädchen«, antwortete Gennaro.
Sie trugen Malcolm zum Jeep und schoben ihn langsam auf den Rücksitz. Gennaro zog die Aderpresse um Malcolms Bein straffer. Malcolm stöhnte wieder. Muldoon schob das Hosenbein hoch und sah breiiges Fleisch und die mattweißen Splitter herausstehender Knochen.
»Wir müssen ihn zurückbringen«, sagte Muldoon.
»Sie wollen ohne die Kinder von hier weg?« fragte Gennaro.
»Wenn sie in den Park gegangen sind, müssen wir 50 Quadratkilometer absuchen«, erwiderte Muldoon. »Da draußen finden wir sie nur mit den Bewegungsmeldern. Wenn die Kinder am Leben sind und sich bewegen, spüren die Sensoren sie auf, und wir können dann direkt zu ihnen und sie holen. Aber wenn wir Dr. Malcolm nicht sofort zurückbringen, stirbt er.«
»Dann müssen wir zurück«, sagte Gennaro.
»Ja, das glaube ich auch.«
Sie stiegen ins Auto. »Werden Sie Hammond sagen, daß die Kinder vermißt sind?« fragte Gennaro.
»Nein«, antwortete Muldoon. »Das werden Sie tun.«

Kontrollraum

Donald Gennaro starrte Hammond an, der allein in der leeren Cafeteria saß. Der alte Mann löffelte seelenruhig ein Eis. »Muldoon glaubt also, daß die Kinder irgendwo im Park sind?«
»Ja, das glaubt er.«
»Dann werden wir sie bestimmt finden.«
»Ich hoffe es«, sagte Gennaro. Bei der Bedächtigkeit, mit der der alte Mann aß, lief es ihm kalt über den Rücken.
»Ich bin mir sicher, daß wir sie finden. Schließlich sage ich allen Leuten, daß der Park speziell für Kinder gebaut ist.«
»Aber Ihnen ist trotzdem klar, daß sie vermißt werden, Sir?«
»Vermißt?« keifte Hammond. »Natürlich weiß ich, daß sie vermißt werden.« Er seufzte und sprach dann wieder in einem anderen Ton weiter. »Hören Sie, Donald. Wir sollten jetzt nicht in Panik geraten. Wir hatten einen kleinen Systemzusammenbruch wegen des Sturms oder warum auch immer, und als Folge davon kam es zu einem bedauerlichen, verhängnisvollen Unfall. Aber mehr ist nicht passiert. Wir kümmern uns bereits darum. Arnold bringt die Computer wieder in Ordnung. Muldoon wird die Kinder aufspüren, und ich bin mir ganz sicher, daß sie zurück sind, bevor ich das Eis aufgegessen habe. Warum warten wir nicht einfach ab und sehen, wie sich das Ganze entwickelt?«
»Wie Sie meinen, Sir«, sagte Gennaro.

»Warum?« fragte Henry Wu und sah auf den Monitor.
»Weil ich glaube, daß Nedry etwas mit dem Computer angestellt hat«, entgegnete Arnold. »Deshalb will ich ihn überprüfen.«
»Schön und gut«, sagte Wu. »Aber haben Sie schon alle anderen Möglichkeiten durchprobiert?«
»Was zum Beispiel?« fragte Arnold.
»Ich weiß auch nicht. Laufen die Sicherheitssysteme noch? Keychecks? Das alles eben.«

„Mann«, rief Arnold und schnippte mit den Fingern. »Das muß es sein! Die Sicherheitssysteme kann man nur an der Zentralkonsole ausschalten.«
„Na, und wenn Keychecks aktiviert ist, können Sie nachprüfen, was er getan hat.«
»Aber natürlich«, sagte Arnold und fing an, verschiedene Tasten zu drücken. Warum hatte er nicht schon früher daran gedacht? Es war doch so offensichtlich. In das Computersystem des DinoParks waren auf verschiedenen Ebenen Sicherheitssysteme integriert. Eins davon war Keychecks, ein Tastaturkontrollprogramm, das jeden Tastendruck eines Benutzers mit Zugang zum System aufzeichnete. Es war ursprünglich als Hilfsmittel zum Testen von Programmen installiert worden, und später hatte man es wegen seiner Kontrollfunktion behalten.
Einen Augenblick später erschienen alle Tastaturbefehle, die Nedry im Lauf des Tages eingegeben hatte, auf dem Bildschirm:

13,42,121,32,88,77,19,13,122,13,44,52,77,90,13,99,13
100,13,109,55,103,144,13,99,87,60,13,44,12,09,13,43,63,13
46,57,89,103,122,13,44,52,88,9,31,13,21,13,57,98,100,102
103,13,112,13,146,13,13,13,77,67,88,23,13,13
System
nedry
goto command level
nedry
040/#xy/67&
mr goodbytes
security
keycheck off
safety off
sl off
security
wht rabt.obj

»Das ist alles?« fragte Arnold. So wie´s aussah, hat der doch stundenlang herumgemacht.«

»Wollte wahrscheinlich nur die Zeit totschlagen«, entgegnete Wu. »Bis er endlich beschloß, zur Sache zu kommen.«
Die Ziffern am Anfang stellten die ASCII-Codes der Taste dar, die Nedry an seiner Konsole gedrückt hatte. Und diese Ziffern bedeuteten, daß er sich noch auf der Standardbenutzeroberfläche befand, wie ein ganz gewöhnlicher Benutzer des Computers. Zu Anfang hatte sich Nedry nur umgesehen, was man von dem Programmierer, der das System entworfen hatte, eigentlich gar nicht erwarten würde.
»Vielleicht wollte er zuerst einmal nachsehen, ob jemand etwas verändert hat.«
»Vielleicht«, sagte Arnold und ging die Liste der Befehle durch, die es ihm gestattete, Nedrys Weg durch das System Zeile für Zeile zu verfolgen. »Wenigstens sehen wir, was er getan hat.«
SYSTEM war Nedrys Bitte um Zugang zum Quellcode. Der Computer fragte ihn nach seinem Namen, und er tippte NEDRY ein. Der Name war als zugangsberechtigt gespeichert, der Computer erlaubte ihm deshalb den Zugriff auf die Systemebene. Nedry verlangte dann GOTO COMMAND LEVEL, also Zugang zur höchsten Kontrollebene des Computers. Diese Kommandoebene war besonders abgesichert, der Computer fragte deshalb nach Namen, Zugangsnummer und Password.

NEDRY
040/#xy/67&
MR GOOD BYTES

Die Angaben brachten Nedry auf die Kommandoebene. Von dort aus wollte er zu SECURITY. Da er dazu berechtigt war, ließ ihn der Computer auch dort ein. Und auf dieser Sicherheitsebene versuchte Nedry drei Variationen:

KEYCHECK OFF
SAFETY OFF
SL OFF

„Er versucht, die Sicherheitssysteme abzuschalten«, sagte Wu.
»Er will nicht, daß jemand sieht, was er vorhat.«
»Genau«, erwiderte Arnold. »Und offensichtlich weiß er nicht, daß man die Sicherheitssysteme inzwischen nur noch abschalten kann, indem man die Schalter an der Hauptkonsole per Hand umlegt.«
Nach den drei vergeblichen Versuchen hatte der Computer an Nedry zu zweifeln begonnen. Aber da er sich ordnungsgemäß identifiziert hatte, nahm der Computer an, daß Nedry sich verirrt hatte und etwas versuchte, das er von da, wo er sich befand, gar nicht tun konnte. Der Computer fragte ihn deshalb noch einmal, auf welcher Ebene er sein wollte, und Nedry tippte ein:
SECURITY. Und dort durfte er auch bleiben.
»Das da unten«, sagte Wu, »das ist der Knaller.« Er deutete auf den letzten Befehl, den Nedry eingegeben hatte.
WHTE_RABT.OBJ
»Was zum Teufel ist das?« fragte Arnold. »Weißer Hase? Soll das vielleicht ein privater Witz von ihm sein?«
»Es ist als Objekt markiert«, sagte Wu. In der Computersprache bedeutet der Begriff Objekt einen Programmabschnitt, den man an beliebiger Stelle im Programm einbauen und benutzen kann, so wie man einen Stuhl im Zimmer verrücken kann. Ein Objekt kann eine Reihe von Befehlen zur Erstellung einer Grafik, zur Löschung des Bildschirms oder zur Durchführung einer bestimmten Rechenoperation sein.
»Mal sehen, wo das im Code steckt«, sagte Arnold. »Vielleicht finden wir heraus, was er macht.« Er wechselte zum Hilfsprogramm und tippte:
FIND WHTE_RABT.OBJ
Sofort blinkte der Computer:
OBJECT NOT FOUND IN LIBRARIES
»Es existiert nicht.«
»Dann suchen Sie den Quelltext durch«, schlug Wu vor.

Arnold tippte:
FIND/LISTINGS: WHTE RABT.OBJ
Die Zeilen auf dem Bildschirm huschten so schnell vorbei, daß sie vor den Augen verschwammen. Das dauerte etwa eine Minute, und dann blieb das Bild abrupt stehen.
»Da ist es«, sagte Wu. »Es ist kein Objekt, es ist ein Befehl.«
Auf dem Bildschirm sah man einen Pfeil, der eine einzelne Zeile markierte:

```
    curV = GetHandl {ssm.dt} tempRgn {itm.dd2}
    curH = GetHandl {ssd.itl} tempRgn2 {itm.dd4}
    on DrawMeter(!gN) set shp val.obj to lim(Val{d}-Xval.
    ifValidMeter(mH) (**mH).MeterVis return.
    if  Meterhand(vGT) ((DrawBack(tY)) return.
    limitDat.4 = maxBits (%33) to {limit .04} set on.
    limitDat.5 = setzero, setfive, 0 {limit .02 - var(szh)}
→   on whte rbt.obj call link.sst {security, perimeter}set to off.
    vertRange = {maxRange+setlim} tempVgn(fdn-&bb+$404)
    horRange = {maxRange-setlim/2} tempHgn(fdn-&dd*$105)
    voidDrawMetersend screen.obj print
```

»Hurensohn«, sagte Arnold.
Wu schüttelte den Kopf. »Das ist überhaupt kein Fehler im Code.«
»Nein«, erwiderte Arnold. »Es ist eine Falltür. Der Fettsack hat etwas eingebaut, das aussieht wie ein Objekt, aber in Wirklichkeit ein Befehl ist, der die Sicherheits- und die Peripheriesysteme miteinander verbindet und dann abschaltet. Damit steht ihm der gesamte Park offen.«
»Dann müßten wir aber doch in der Lage sein, sie wieder anzuschalten«, sagte Wu.
»Ja, müßten wir eigentlich.« Arnold sah den Bildschirm stirnrunzelnd an. »Wir müssen nur auf den Befehl kommen. Ich werde jetzt einen Fehlersuchlauf starten«, sagte er. »Mal sehen, was uns das bringt.«
Wu stand auf. »Ich hab in der Zwischenzeit noch was anderes zu tun«, sagte er. »Unser Freund hier war nämlich vor ungefähr einer

Stunde im Kühlraum. Ich glaube, ich zähle mal lieber meine Embryos.«

Ellie war in ihrem Zimmer und wollte sich eben die nassen Sachen ausziehen, als es an der Tür klopfte.
»Alan?« fragte sie, aber als sie die Tür öffnete, sah sie Muldoon mit einem in Plastikfolie eingewickelten Paket unter dem Arm auf dem Gang stehen. Auch Muldoon war tropfnaß, und seine Kleidung war schmutzig.
»Es tut mir leid, aber wir brauchen Ihre Hilfe«, sagte Muldoon knapp. »Die Land-Cruiser wurden vor ungefähr einer Stunde angegriffen. Wir haben Malcolm zurückgebracht, aber er hat einen Schock. Außerdem ist sein Bein übel zugerichtet. Er ist noch immer bewußtlos, und ich habe ihn in seinem Zimmer ins Bett gelegt. Harding ist gerade auf dem Weg zu ihm.«
»Harding?« fragte sie. »Was ist mit den anderen?«
»Die anderen haben wir noch nicht gefunden, Dr. Sattler«, antwortete Muldoon. Er sprach jetzt langsamer.
»O mein Gott!«
»Aber wir glauben, daß Dr. Grant und die Kinder noch am Leben sind. Wir nehmen an, daß sie in den Park gelaufen sind.«
»In den Park?«
»Davon gehen wir aus. Aber im Augenblick braucht Malcolm dringend Hilfe. Ich habe schon Harding verständigt.«
»Sollten Sie nicht lieber den Arzt rufen?«
»Es gibt keinen Arzt auf der Insel. Wir haben nur Harding.«
»Aber Sie können doch einen Arzt anrufen -«, sagte sie.
»Nein.« Muldoon schüttelte den Kopf. »Alle Telefonleitungen sind tot. Wir können nicht hinausrufen.« Er verlagerte das Paket in seinem Arm.
"Was ist das?« fragte sie.
"Nichts. Gehen Sie doch bitte in Malcolms Zimmer und helfen Sie Harding.«
Damit war Muldoon verschwunden.

Ellie setzte sich schockiert aufs Bett. Sie war keine Frau, die zu unnötiger Panik neigte, und sie wußte, daß Grant schon einige gefährliche Situationen gemeistert hatte. Im Ödland von Montana war er einmal vier Tage lang verschwunden gewesen. Eine Klippe hatte unter seinem Transporter nachgegeben, und er war 30 Meter tief in eine Schlucht gestürzt. Dabei brach er sich das rechte Bein; außerdem hatte er kein Wasser. Aber er war mit dem gebrochenen Bein ins Lager zurückgehumpelt.
Andererseits die Kinder...
Ellie schüttelte den Kopf, um diesen Gedanken zu vertreiben. Die Kinder waren wahrscheinlich bei Grant. Und wenn Grant draußen im Park war - wer war besser geeignet, sie sicher durch den DinoPark zu bringen, als ein Dinosaurierexperte?

Im Park

»Ich bin müde«, sagte Lex. »Tragen Sie mich, Dr. Grant.«
»Da bist du doch schon zu groß dafür«, sagte Tim.
»Aber ich bin soo müde.«
»Okay, Lex«, sagte Grant und hob sie auf. »Uff, bist du schwer.«
Es war kurz vor 21 Uhr. Der Vollmond hing hinter ziehenden Nebelschwaden, und ihre drei unscharfen Schatten - ein großer, zwei kleinere - führten sie über ein offenes Feld auf ein dunkles Waldstück zu. Grant war gedankenverloren; er versuchte herauszufinden, wo sie eigentlich waren. Da sie am Anfang über den vom Tyrannosaurier niedergetrampelten Zaun geklettert waren, war er sich ziemlich sicher, daß sie sich jetzt im Tyrannosaurier-Territorium aufhielten. Und gerade da wollte er nicht sein. Im Geiste sah er wieder die Computergrafik des Tyrannosaurierareals vor sich, dieses dichte Gewirr von Linien, welche seine Bewegungen innerhalb eines eng umgrenzten Gebiets aufzeichne-

ten. Grant und die Kinder befanden sich im Augenblick genau in diesem Gebiet.
Aber Grant erinnerte sich auch daran, daß die Tyrannosaurier von allen anderen Tieren isoliert waren, was bedeutete, daß sie wußten, daß sie die Grenze des Gebiets erreicht hatten, sobald sie eine Barriere vor sich sahen - einen Zaun, einen Graben oder beides.
Bis jetzt hatte er noch keine Barrieren gesehen.
Das Mädchen legte ihren Kopf auf seine Schulter und spielte mit ihren Haaren. Bald darauf schnarchte sie leise. Tim trottete neben Grant her.
»Wie geht's, Tim?«
»Geht schon. Aber ich glaube, wir sind im Tyrannosauriergebiet.«
»Ich bin mir ziemlich sicher, daß wir es sind. Hoffentlich kommen wir bald heraus.«
»Wollen Sie in das Waldstück da vorne?« fragte Tim. Je näher sie kamen, desto dunkler und bedrohlicher sah es aus.
»Ja«, entgegnete Grant. »Wir können uns dort an den Nummern der Bewegungsmelder orientieren.«
Die Bewegungsmelder waren grüne Kästen in gut einem Meter Höhe über dem Boden. Einige standen frei, doch die meisten waren an Bäumen befestigt. Keiner von ihnen war in Betrieb, da es offensichtlich noch immer keinen Strom gab. Alle Sensorenkästen hatten in der Mitte eine Glaslinse und darunter eine aufgemalte Nummer. Einige Meter vor sich sah Grant im dunstverhangenen Mondlicht einen Kasten mit der Aufschrift T/S/04.
Sie betraten das Waldstück. Auf allen Seiten ragten drohend riesige Bäume auf. Bodennebel waberte um die Wurzeln. Es sah wunderschön aus, machte aber das Gehen gefährlich. Und Grant mußte auch auf die Sensoren achten. Sie schienen in absteigender Reihenfolge numeriert zu sein. Er kam an T/S/03 und T/S/02 vorbei und erreichte schließlich T/S/01. Grant war erschöpft von der Last des Mädchens und hatte gehofft, daß der Sensor mit dieser Nummer die Territoriumsgrenze markieren würde, aber es war nur ein beliebiger Kasten mitten im Wald. Der nächste Sensor trug die

Aufschrift T/N/01, gefolgt von T/N/02. Grant erkannte, daß die Nummern geographisch um einen Mittelpunkt angeordnet waren, wie bei einem Kompaß. Sie gingen von Süden nach Norden, deshalb wurden die Nummern kleiner, wenn sie sich dem Mittelpunkt näherten, und größer, wenn sie sich von ihm entfernten.
»Wenigstens gehen wir in die richtige Richtung«, bemerkte Tim.
»Schön für dich«, sagte Grant.
Tim lächelte. Er stolperte im Nebel über eine Ranke, rappelte sich aber schnell wieder auf. Eine Zeitlang gingen sie schweigend weiter. Schließlich sagte er: »Meine Eltern lassen sich scheiden.«
»Mhm«, machte Grant.
»Mein Dad ist letzten Monat ausgezogen. Er hat jetzt in Mill Valley eine eigene Wohnung.«
»Mhm.«
»Der trägt meine Schwester schon lange nicht mehr. Er hebt sie nicht einmal mehr hoch.«
»Und von dir behauptet er, daß du nur Dinosaurier im Kopf hast«, sagte Grant.
Tim seufzte. »Ja.«
»Fehlt er dir?« fragte Grant.
»Eigentlich nicht«, erwiderte Tim. »Ihr fehlt er mehr.«
»Wem, deiner Mutter?«
»Nein, Lex. Meine Mutter hat einen Freund. Sie hat ihn bei der Arbeit kennengelernt.«
Eine Weile gingen sie schweigend weiter und dabei kamen sie an T/N/03 und T/N/04 vorbei. Dann fragte Grant: »Hast du ihn schon gesehen?«
»Ja.«
»Wie ist er?«
»Er ist okay. Er ist jünger als mein Dad, hat aber schon eine Glatze.«
»Wie behandelt er dich?«
»Ich weiß nicht so recht. Okay. Ich glaube, er will sich bei mir einschmeicheln. Ich weiß nicht, wie es weitergehen wird. Manch-

mal sagt Mom, daß wir das Haus verkaufen und wegziehen müssen. Manchmal streitet Mom mit ihm, spät am Abend. Ich bin dann in meinem Zimmer und spiele mit dem Computer, aber hören kann ich sie trotzdem.«
»Mhm«, machte Grant.
»Sind Sie geschieden?«
»Nein«, antwortete Grant. »Meine Frau ist schon lange tot.«
»Sind Sie jetzt mit Dr. Sattler zusammen?«
Grant lächelte in der Dunkelheit. »Nein. Sie ist meine Schülerin.«
»Dann geht sie also noch in die Schule?«
»Nicht ganz. Sie ist Universitätsassistentin.« Grant blieb kurz stehen und nahm Lex auf die andere Schulter. Sie kamen an T/N/05 und T/N/06 vorbei. Von weit entfernt drang Donnergrollen zu ihnen. Der Sturm war nach Süden weitergezogen. Bis auf das Summen der Zikaden und das Quaken der Frösche war es sehr still im Wald.
»Haben Sie Kinder?« wollte Tim wissen.
»Nein«, sagte Grant.
»Werden Sie Dr. Sattler heiraten?«
»Nein. Sie heiratet irgendwann nächstes Jahr einen netten Doktor aus Chicago.«
»Oh«, sagte Tim. Er schien überrascht zu sein und schwieg eine Zeitlang. »Wen heiraten Sie dann?« fragte er schließlich.
»Ich glaube, ich werde niemanden heiraten«, erwiderte Grant.
»Ich auch nicht.«
Wieder gingen sie ein Stück schweigend nebeneinander her. »Werden wir die ganze Nacht gehen?« fragte Tim etwas später.
»Ich glaube nicht, daß ich das schaffe«, sagte Grant. »Wir müssen rasten, wenigstens ein paar Stunden lang.« Er sah auf die Uhr. »Wir haben Zeit. Noch fast 15 Stunden, bis wir zurück sein müssen. Bis das Schiff das Festland erreicht.«
»Und wo machen wir Rast?« fragte Tim sofort.
Grant hatte sich schon dasselbe gefragt. Zuerst hatte er daran gedacht, auf einen Baum zu klettern und dort oben zu übernach-

ten. Aber sie würden sehr hoch klettern müssen, um vor den Tieren in Sicherheit zu sein, und Lex konnte im Schlaf herunterfallen. Außerdem waren die Äste ziemlich hart; sie würden keinen Schlaf finden. Zumindest er nicht.
Sie brauchten einen wirklich sicheren Ort. Er dachte an die Pläne, die er sich im Flugzeug angesehen hatte, und ihm fiel wieder ein, daß es in jeder der verschiedenen Abteilungen Außengebäude gab. Er wußte nicht, wie sie aussahen, weil er die Detailpläne nicht gesehen hatte, außerdem konnte er sich nicht mehr genau daran erinnern, wo sie sich befanden, aber er wußte noch, daß sie über den ganzen Park verstreut waren. Vielleicht gab es gleich in der Nähe welche.
Aber ein Gebäude zu finden war etwas ganz anderes als nur über eine Abgrenzung zu klettern und das Tyrannosaurierareal zu verlassen. Eine gewisse Strategie war dazu nötig. Und die besten Strategien waren -
»Tim, kannst du deine Schwester einen Augenblick halten? Ich will auf einen Baum klettern und mich umsehen.«

Von seinem Beobachtungspunkt hoch oben in den Ästen hatte Grant einen guten Überblick über den Wald, der sich links und rechts von ihm ausdehnte. Sie waren überraschend nah am Waldrand - direkt vor ihm endeten die Bäume an einer Lichtung mit einem Elektrozaun und einem fahlgrauen Betongraben. Dahinter lag ein offenes Feld, die Sauropodenweide, wie er vermutete. In der Entfernung dann wieder Bäume und schließlich der Ozean, auf dem das Mondlicht funkelte.
Irgendwo hörte er einen Dinosaurier brüllen, aber es kam von weit her. Er setzte Tims Nachtsichtbrille auf und sah sich noch einmal um. Der geschwungenen Linie des Grabens folgend, entdeckte er schließlich, wonach er suchte: den dunklen Streifen eines Wirtschaftswegs, der zum flachen Rechteck eines Dachs führte. Das Dach erhob sich nur wenig über den Erdboden, aber es war da. Es war nicht weit entfernt. Nur etwa 500 Meter von dem Baum weg.

Als er wieder herunterkletterte, hörte er Lex weinen.
»Was ist los?«
»Ich hab ein Tier gehört.«
»Das tut uns nichts. Bist du jetzt wieder wach? Komm.«
Er führte sie zum Zaun. Er war vier Meter hoch und endete in einer Stacheldrahtrolle. Im Mondlicht schien er unendlich hoch vor ihnen aufzuragen. Der Graben befand sich direkt dahinter.
Lex sah den Zaun zweifelnd an.
»Kannst du an ihm hochklettern?« fragte Grant.
Sie gab ihm ihren Handschuh und den Baseball. »Klar. Leicht.«
Sie fing an zu klettern.

»Es ist eiskalt«, sagte Lex. Sie standen hüfthoch in stinkendem Wasser am Grund eines tiefen Betongrabens. Den Zaun hatte sie ohne Zwischenfall überklettert, nur Tim hatte sich am Stacheldraht das Hemd aufgerissen. Dann waren sie in den Graben hinuntergerutscht, und jetzt suchte Grant nach einer Möglichkeit, wie sie wieder herauskamen.
Im Mondlicht sah Grant Klumpen auf der Wasseroberfläche treiben. Er watete an der Wand des Grabens entlang und untersuchte sie. Der Beton war glatt, daran hochklettern konnten sie nicht.
»Igitt«, sagte Lex und zeigte auf das Wasser.
»Das tut dir nichts, Lex.«
Schließlich entdeckte Grant eine Stelle, an der der Beton aufgerissen war und eine Ranke ins Wasser wuchs. Er zerrte an der Ranke, sie hielt sein Gewicht aus. »Also los, Kinder.« Sie kletterten an der Ranke zu der Wiese darüber hoch.
Es dauerte nur wenige Minuten, bis sie die Wiese überquert und den Erddamm erreicht hatten, hinter dem der tiefer gelegene Wirtschaftsweg zu dem Wartungsgebäude führte. Sie kamen an zwei Bewegungsmeldern vorbei, und Grant stellte besorgt fest, daß die Sensoren, ebenso wie die Scheinwerfer, noch immer nicht funktionierten. Mehr als zwei Stunden waren seit dem Stromausfall vergangen, und er war noch immer nicht behoben.

In der Ferne hörten sie den Tyrannosaurier brüllen. »Ist er hier irgendwo?« fragte Lex.
»Nein«, antwortete Grant. »Wir sind jetzt in einer anderen Abteilung des Parks.« Sie rutschten den grasbewachsenen Damm hinunter und gingen auf das Betongebäude zu. In der Dunkelheit wirkte es bedrohlich wie ein Bunker.
»Was ist denn das für ein Haus?« fragte Lex.
»Es ist sicher«, sagte Grant und hoffte, daß es stimmte.
Das Tor bestand aus schweren Eisenstangen und war groß genug, um einen Lastwagen durchzulassen. Das Gebäude selbst war nur ein offener Schuppen. Zwischen Geräten türmten sich Strohballen und Grashaufen.
Ein schweres Vorhängeschloß versperrte das Tor. Während Grant es untersuchte, schlüpfte Lex zwischen den Stangen hindurch. »Na, kommt schon, Männer.«
Tim folgte ihr. »Ich glaube, das können Sie auch, Dr. Grant.«
Er hatte recht; es war zwar eng, aber Grant konnte seinen Körper zwischen den Stangen hindurchzwängen. Sobald er im Innern war, überwältigte ihn die Erschöpfung.
«Ob's hier was zu essen gibt?« fragte Lex.
»Nur Heu.«Grant brach einen Ballen auf und verteilte das Heu auf dem Betonboden. Das Heu in der Mitte war warm. Sie legten sich hin und spürten wohltuende Wärme. Lex rollte sich neben ihm zusammen und schloß die Augen. Tim legte den Arm um seine Schwester. In der Entfernung hörte er die Sauropoden leise trompeten.
Keins der Kinder sagte noch etwas; sie waren fast augenblicklich eingeschlafen. Grant hob den Arm, um auf die Uhr zu sehen, konnte aber in der Dunkelheit nichts erkennen. Er spürte die Wärme der Kinder an seinem Körper.
Grant schloß die Augen und schlief ebenfalls ein.

Kontrollraum

Als Muldoon und Gennaro in den Kontrollraum kamen, klatschte Arnold gerade in die Hände und rief: »Jetzt hab ich dich, du Hurensohn.«
»Was ist es denn?« fragte Gennaro.
Arnold deutete auf den Bildschirm.

```
    Vg1 = GetHandl {dat.dt} tempCall {itm.temp}
    Vg2 = GetHandl {dat.itl} tempCall {itm.temp}
    if Link(Vg1,Vg2) set Lim(Vg1,Vg2) return
    if Link(Vg2,Vg1) set Lim(Vg2,Vg1) return
→   on wht rbt.obj link setz security (Vg1) perimeter (Vg2)
    limitDat.1 = maxBits (%22) to {limit .04} set on
    limitDat.2 = setzero, setfive, 0 {limit .2 - var(dzh)}
→   on fini.obj call link.sst {security, perimeter} set to on
→   on fini.obj set link.sst {security, perimeter} restore
→   on fini.obj delete lin rf wht rbt.obj, fini.obj
    Vg1 = GetHandl {dat.dt} tempCall {itm.temp}
    Vg2 = GetHandl {dat.itl} tempCall {itm.templ}
    limitDat4 = maxBits (%33) to {limit .04} set on
    limitDat5 = setzero, setfive, 0 {limit .2 - var(szh)}
```

»Das ist es«, sagte Arnold zufrieden.
»Das ist was?« fragte Gennaro und starrte den Bildschirm an. »Ich habe endlich den Befehl gefunden, mit dem ich den ursprünglichen Code wiederherstellen kann. Der Befehl FINI.OBJ. setzt die beiden unzulässig verbundenen Parameter für Zaun und Stromversorgung auf die alten Werte zurück. «
»Gut«, sagte Muldoon.
"Aber er macht noch etwas anderes«, fuhr Arnold fort. »Er löscht dann alle Codezeilen, die auf ihn hinweisen. Er zerstört jeden Beweis, daß er je existierte. Ganz schön gerissen.«
Gennaro schüttelte den Kopf. »Ich kenne mich mit Computern nicht besonders aus.« Aber er kannte sich gut genug aus, um zu

wissen, was es bedeutete, wenn eine High-Tech-Firma den Quellcode überprüfen mußte. Es bedeutete ein Riesenproblem.
»Jetzt sehen Sie mal her«, sagte Arnold und tippte den Befehl ein: FlNl.ORJ
Der Bildschirm flackerte und zeigte ein verändertes Bild:

```
Vg1 = GetHandl {dat.dt} tempCall {itm.temp}
Vg2 = GetHandl {dat.itl} tempCall {itm.temp}
if Link(Vg1,Vg2) set Lim(Vg1,Vg2) return
if Link(Vg2,Vg1) set Lim(Vg2,Vg1) return
limitDat.1 = maxBits (%22) to {limit .04} set on
limitDat.2 = setzero, setfive, 0 [limit .2 - var(dzh)}
Vg1 = GetHandl {dat.dt} tempCall {itm.temp}
Vg2 = GetHandl {dat.itl} tempCall {itm.templ}
limitDat4 = maxBits (%33) to {limit .04} set on
limitDat5 = setzero, setfive, 0 {limit .2 - var(szh)}
```

Muldoon zeigte zu den Fenstern. »Schaut!« Im ganzen Park schalteten sich die starken Quarzscheinwerfer wieder ein. Sie gingen zu den Fenstern und sahen hinaus.
»Mann«, sagte Arnold.
»Heißt das, daß auch die Zäune wieder unter Strom stehen?« fragte Gennaro.
»Ja«, antwortete Arnold. »Es wird ein paar Sekunden dauern, bis sich die Spannung voll aufgebaut hat, weil wir 80 Kilometer Zäune haben und der Generator erst die ganzen Kondensatoren aufladen muß. Aber in einer halben Minute läuft die ganze Sache wieder.«
Arnold zeigte auf die vertikale Glaskarte des Parks.
Leuchtend rote Linien zuckten, von der Generatorenstation ausgehend, über die Karte, als der Strom durch die Zäune jagte.
»Und die Bewegungsmelder?« fragte Gennaro.
»Ja, auch die. Es wird nur ein paar Minuten dauern, bis der Computer mit dem Zählen fertig ist. Aber alles läuft wieder«, sagte Gennaro. »Halb neun, und alles ist wieder in bester Ordnung.«

Grant öffnete die Augen. Strahlendblaues Licht strömte durch die Torstangen in den Schuppen. Quarzlicht: Der Strom war wieder da. Erschöpft und abgespannt sah Grant auf die Uhr. Es war gerade halb zehn. Er hatte nur ein paar Minuten geschlafen und beschloß deshalb, noch ein bißchen weiterzuschlafen. Danach würde er sich vor einen der Bewegungsmelder stellen und winken. Im Kontrollraum würde man ihn entdecken und ein Auto schicken, um ihn und die Kinder abzuholen. Er würde Arnold sagen, er solle das Versorgungsschiff zurückrufen, und dann konnten sie alle den Rest der Nacht in ihren Betten im Hotel verbringen.
Gleich. In ein paar Minuten. Er gähnte und schloß wieder die Augen.

»Nicht schlecht«, sagte Arnold im Kontrollraum, als er die leuchtende Karte betrachtete. »Nur drei Abschaltungen im ganzen Park. Viel besser, als ich erwartet hatte.«
»Abschaltungen?« fragte Gennaro.
»Der Zaun schaltet sich an Abschnitten, wo es Kurzschlüsse gab, automatisch ab«, erklärte Arnold. »Da sehen Sie einen großen, in Sektor zwölf, in der Nähe der Hauptstraße.«
»Das ist die Stelle, wo der Rex den Zaun niedergetrampelt hat«, sagte Muldoon.
»Genau. Und da in Sektor elf ist ein zweiter. In der Nähe des Wirtschaftsgebäudes im Sauropodenareal.«
»Warum wurde der Abschnitt abgeschaltet?« fragte Gennaro.
»Keine Ahnung«, sagte Arnold. »Wahrscheinlich Sturmschäden oder ein umgerissener Baum. Wir können das gleich am Monitor überprüfen. Der dritte ist da drüben beim Dschungelfluß. Keine Ahnung, warum der aus ist.«
Gennaro sah, wie die Karte immer unübersichtlicher wurde und sich mit grünen Punkten und Ziffern füllte. »Was ist das alles?«
»Die Tiere. Die Bewegungsmelder arbeiten wieder, und der Computer ist gerade dabei, die Aufenthaltsorte der Tiere im Park festzustellen. Und von allen anderen auch.«

Gennaro starrte die Karte an. »Sie meinen Grant und die Kinder ...«
»Ja. Wir haben den Suchbefehl auf über 400 eingestellt. Wenn sie da draußen sind und sich bewegen, wird der Computer sie als zusätzliche Tiere registrieren.« Er suchte die Karte ab. »Aber bis jetzt sehe ich noch keine zusätzlichen.«
»Warum dauert das so lange?«
»Sie müssen bedenken, Mr. Gennaro, daß es da draußen jede Menge anderer Bewegungen gibt. Äste, an denen der Wind rüttelt, fliegende Vögel und ähnliches. Der Computer muß alle Hintergrundsbewegungen eliminieren. Das dauert vielleicht - ah. Okay. Er ist fertig.«
»Aber die Kinder sehen Sie nicht?« fragte Gennaro.
Arnold drehte sich im Stuhl, um wieder auf die Karte zu sehen. »Nein«, sagte er. »Im Augenblick zeigt die Karte überhaupt keine zusätzlichen Bewegungen an. Alles, was sich da draußen rührt, wurde als Dinosaurier identifiziert. Wahrscheinlich hocken sie auf einem Baum oder verstecken sich irgendwo, wo wir sie nicht sehen können. Ich würde mir jetzt noch keine Gedanken machen. Es sind auch einige Tiere noch nicht aufgetaucht, der große Rex zum Beispiel. Der schläft wahrscheinlich irgendwo und bewegt sich nicht. Die Leute schlafen vermutlich auch. Wir wissen es nur nicht.«
Muldoon schüttelte den Kopf. »Wir machen uns jetzt lieber an die Arbeit«, sagte er. »Wir müssen die Zäune reparieren und die Tiere wieder in ihre Areale bringen. Nach den Informationen aus dem Computer müssen wir fünf wieder in ihre Heimatreviere zurücktreiben. Ich fahre sofort mit den Wartungsteams los.«
Arnold wandte sich an Gennaro: »Vielleicht wollen Sie Muldoon bei seiner Arbeit zusehen? Sagen Sie doch bitte Harding, daß Muldoon ihn in etwa einer Stunde braucht, um das Zurücktreiben zu überwachen. Und ich sage Mr. Hammond Bescheid, daß wir jetzt mit den Aufräumungsarbeiten beginnen.«

Gennaro ging durch das Eisentor und betrat das Safari-Hotel. Im Foyer sah er Ellie Sattler mit Handtüchern und einer Schüssel voll dampfendem Wasser auf sich zukommen. »Da am anderen Ende ist eine Küche«, sagte sie. »Wir kochen dort das Wasser für die Verbände.«
»Wie geht es ihm?« fragte Gennaro.
»Überraschend gut.«
Gennaro folgte Ellie zu Malcolms Zimmer und war erstaunt, als er von drinnen Lachen hörte. Der Mathematiker lag auf dem Rücken in seinem Bett, und Harding setzte ihm eben eine Infusion. »Da sagte der andere Mann: Also ehrlich, Ralph, ich möchte das nicht. Ich hab mich lieber ans Toilettenpapier gehalten!«
Harding lachte.
»Nicht schlecht, was?« fragte Malcolm grinsend. »Ah, Mr. Gennaro. Sie kommen mich besuchen. Jetzt sehen Sie, was passiert, wenn man versucht, mit beiden Beinen auf dem Boden der Tatsachen zu stehen.«
Gennaro trat zögernd ins Zimmer.
»Er ist ziemlich voll mit Morphium«, sagte Harding.
»Nicht voll genug, das kann ich Ihnen sagen«, mischte sich Malcolm dazwischen. »Mein Gott, der ist vielleicht geizig mit seinen Drogen. Haben Sie die anderen schon gefunden?«
»Nein, noch nicht«, erwiderte Gennaro. »Aber ich freue mich, daß es Ihnen so gut geht.«
»Wie sollte es mir denn sonst gehen«, sagte Malcolm. »Mit einem komplizierten Beinbruch, der höchstwahrscheinlich infiziert ist und langsam anfängt, ziemlich, äh, penetrant zu riechen? Aber ich sag's ja immer, wenn man seinen Humor verliert...«
Gennaro lächelte. »Wissen Sie noch, was passiert ist?«
»Natürlich weiß ich es noch. Glauben Sie, man wird von einem Tyrannosaurus Rex gebissen und vergißt das einfach? Nein, so etwas vergißt man für den Rest seines Lebens nicht, das kann ich Ihnen sagen. Was in meinem Fall allerdings nicht mehr sonderlich lang sein dürfte. Aber trotzdem. Ich weiß es noch sehr genau.«

Malcolm erzählte, wie er im Regen von dem Land-Cruiser weglief und von dem Tyrannosaurier verfolgt wurde. »Ich war ja selber schuld. Er war einfach zu nahe, aber ich hatte eben eine Heidenangst. Na, auf jeden Fall hat er mich mit seinen Zähnen gepackt.«
»Wie?« fragte Gennaro.
»Am Bauch«, sagte Malcolm und hob sein Hemd. Ein breiter Halbkreis blutunterlaufener Löcher lief von der Schulter bis zum Nabel. »Hat mich in seinem Maul hochgehoben, einmal kräftig geschüttelt und dann wieder zu Boden geworfen. Ich war noch okay - natürlich total verängstigt, aber okay -, bis er mich zu Boden warf. Beim Aufprall habe ich mir das Bein gebrochen. Der Biß war halb so schlimm.« Er seufzte. »Im Verhältnis.«
»Die meisten großen Fleischfresser haben keine starken Kiefer«, sagte Harding. »Die wirkliche Kraft steckt in der Halsmuskulatur. Mit den Kiefern halten sie nur fest, während sie mit dem Hals drehen und reißen. Aber ein kleines Lebewesen wie Dr. Malcolm schüttelt ein solches Tier einfach und wirft es zu Boden.«
»Ich fürchte, das stimmt«, sagte Malcolm. »Ich glaube, ich habe nur überlebt, weil der große Kerl nicht ganz bei der Sache war. Um ehrlich zu sein, wenn er etwas Kleineres als ein Auto oder ein Haus vor sich hat, scheint er mir ein ziemlich ungeschickter Angreifer zu sein.«
»Sie glauben, daß er Sie nur halbherzig angegriffen hat?«
»Ich sag's ja nicht gern«, erwiderte Malcolm, »aber ich hatte ganz ehrlich nicht das Gefühl, seine uneingeschränkte Aufmerksamkeit zu besitzen. Er hatte die meine natürlich ganz und gar. Aber er wiegt ja auch acht Tonnen. Und ich nicht.«
»Gennaro wandte sich an Harding: »Die anderen reparieren jetzt die Zäune. Arnold sagt, Muldoon braucht Sie beim Zurücktreiben der Tiere.«
»Okay«, erwiderte Harding.
»Solange Sie mir Dr. Sattler und genügend Morphium dalassen«, sagte Malcolm. »Und solange es nicht zu einem Malcolm-Effekt kommt.«

»Was ist ein Malcolm-Effekt?« fragte Gennaro.
»Die Bescheidenheit verbietet es mir«, sagte Malcolm, »Ihnen die Details eines Phänomens darzulegen, das nach mir benannt ist.« Er seufzte noch einmal und schloß die Augen. Einen Augenblick später war er eingeschlafen.
Ellie trat mit Gennaro auf den Gang. »Lassen Sie sich nicht täuschen«, sagte sie. »Er leidet sehr. Wann kann ein Hubschrauber hier sein?«
»Ein Hubschrauber?«
»Das Bein muß operiert werden. Lassen Sie einen Hubschrauber rufen, der ihn von der Insel wegbringt.«

Der Park

Der fahrbare Generator sprang stotternd an, und die Quarzlichter auf ihren Teleskoparmen verbreiteten ein helles Licht. Muldoon hörte das leise Gurgeln des Dschungelflusses, der einige Meter weiter nördlich dahinfloß. Er drehte sich zu dem Transporter um und sah, daß einer der Männer eine große Motorsäge herausholte. »Nein, nein«, sagte er. »Nur die Seile, Carlos. Wir brauchen ihn nicht zu zersägen.«
Dann wandte er sich wieder dem Zaun zu. Zunächst hatten sie Schwierigkeiten gehabt, den Kurzschluß zu finden, weil nicht viel zu sehen war: Ein kleiner Protocarpus war gegen den Zaun gestürzt. Es war einer aus einer ganzen Reihe dieser Bäume, die man in diesem Abschnitt gepflanzt hatte, damit sie mit ihren fedrigen Zweigen den Zaun verhüllten.
Aber dieser Baum war mit Haltedrähten und Spannschrauben festgezurrt gewesen. Die Drähte waren im Sturm gerissen, und die metallenen Spannschrauben waren gegen den Zaun geknallt und hatten den Kurzschluß ausgelöst. Natürlich hätte das nicht ge-

schehen dürfen, denn das Wartungspersonal hatte Anweisung, in der Nähe der Zäune nur Drähte mit Plastikummantelung und Spannschrauben aus Keramik zu verwenden. Passiert war es trotzdem.
Aber es war keine große Sache. Sie mußten nur den Baum vom Zaun wegzerren, alle Metallteile entfernen und den Baum markieren, damit die Gärtner sich am nächsten Morgen um ihn kümmerten. Es würde wohl nicht länger als 20 Minuten dauern. Und das war auch gut so, denn Muldoon wußte, daß die Dilophosaurier sich immer in der Nähe des Flusses aufhielten. Die Arbeiter waren zwar durch den Zaun vom Fluß getrennt, aber die Tiere konnten ihr gefährliches Gift durch die Maschen hindurchspucken.
Ramón, einer der Arbeiter, kam zu ihm. »Señor Muldoon«, sagte er. »Haben Sie die Lichter gesehen?«
»Welche Lichter?« fragte Muldoon.
Ramón zeigte nach Osten in den Dschungel hinein. »Ich hab sie beim Herkommen bemerkt. Dort drüben, aber sie sind sehr schwach. Sehen Sie? Sie sehen aus wie die Scheinwerfer eines Autos, aber sie bewegen sich nicht.«
Muldoon kniff die Augen zusammen. Wahrscheinlich waren es nur irgendwelche Kontrollichter. Schließlich war der Strom ja wieder da. »Wir kümmern uns später darum«, sagte er. »Jetzt müssen wir erst einmal den Baum vom Zaun wegbringen.«

Arnold war guter Laune. Der Park funktionierte schon beinahe wieder 100prozentig, Muldoon reparierte die Zäune, und Hammond war mit Harding unterwegs, um den Rücktransport der Tiere zu überwachen. Trotz seiner Müdigkeit fühlte Arnold sich gut; er war sogar in Stimmung, sich mit dem Anwalt, Gennaro, abzugeben.
»Der Malcolm-Effekt?« sagte Arnold. »Sie machen sich darüber Sorgen?«
»Ich bin nur neugierig«, erwiderte Gennaro.
»Das heißt, Sie wollen, daß ich Ihnen erkläre, warum Ian Malcolm unrecht hat?«

»Klar.«
Arnold zündete sich eine neue Zigarette an. »Es ist etwas Technisches.«
»Versuchen Sie es trotzdem.«
»Okay«, sagte Arnold. »Die Chaostheorie beschreibt nichtlineare Systeme. Es ist eine Theorie, die inzwischen auf so ziemlich alles angewandt wird, von der Entwicklung des Aktienmarktes über randalierende Massen bis hin zum Verlauf von Hirnwellen bei einem epileptischen Anfall. Eine sehr modische Theorie. Es liegt voll im Trend, sie auf komplexe Systeme anzuwenden, bei denen es zu Unberechenbarkeiten kommen kann, okay?«
»Okay«, sagte Gennaro.
»Ian Malcolm ist ein Mathematiker, der sich auf diese Chaostheorie spezialisiert hat. Nun ist er ja recht sympathisch und amüsant, aber eigentlich tut er außer Schwarz tragen nichts anderes als mit Computermodellen das Verhalten komplexer Systeme zu simulieren. Und da John Hammond auf alles steht, was in der Wissenschaft gerade der letzte Schrei ist, hat er Malcolm gebeten, ein solches Modell für den DinoPark zu erstellen. Was Malcolm dann auch getan hat. Malcolms Modelle sind grafische Abbildungen von Kurven im Phasenraum. Haben Sie so etwas schon einmal gesehen?«
»Nein«, erwiderte Gennaro.
»Na, die sehen aus wie komisch verdrehte Schiffsschrauben. Nach Malcolm folgt das Verhalten eines beliebigen Systems der Oberfläche der Schraube. Können Sie mir folgen?«
»Nicht ganz.«
Arnold streckte die Hand aus. »Nehmen wir einmal an, ich habe einen Wassertropfen auf meinem Handrücken. Der Tropfen wird herunterlaufen. Vielleicht läuft er zum Handgelenk. Vielleicht läuft er aber auch auf den Daumen zu oder zwischen den Fingern hindurch. Ich weiß nicht genau, in welche Richtung er läuft, aber ich weiß, daß er an der Oberfläche meiner Hand entlangläuft. Es bleibt ihm nichts anderes übrig.«

»Okay«, sagte Gennaro.
»Die Chaostheorie behandelt das Verhalten eines ganzen Systems wie einen Wassertropfen, der an einer komplizierten Schraubenoberfläche entlangläuft. Vielleicht läuft er spiralförmig nach unten, vielleicht aber auch auf den äußeren Rand zu. Er kann alles mögliche tun. Aber er wird immer an der Oberfläche der Schraube entlanglaufen.«
»Okay.«
»Malcolms Modelle haben häufig eine zerklüftete Oberfläche mit steilen Abhängen, an denen der Tropfen stark an Geschwindigkeit gewinnt. Und diese Beschleunigung nennt er ganz bescheiden den Malcolm-Effekt. Das ganze System könnte plötzlich zusammenbrechen. Und genau das hat er über den DinoPark gesagt. Daß er eine inhärente Instabilität besitzt.«
»Inhärente Instabilität«, wiederholte Gennaro. »Und was haben Sie aufgrund dieser Studie unternommen?«
»Wir haben sie natürlich ignoriert«, erwiderte Arnold.
»War das vernünftig?«
»Selbstverständlich«, sagte Arnold. »Schließlich haben wir es hier mit lebenden Systemen zu tun. Mit dem Leben selbst, nicht mit Computermodellen.«

Im grellen Licht der Quarzlichter sah man den grünen Kopf des Hypsilophodons aus der Schlinge heraushängen. Die Zunge baumelte ihm aus dem Maul, die Augen blickten starr.
»Vorsichtig! Vorsichtig!« rief Hammond, als der Kran das Tier anhob.
Harding grunzte und schob den Kopf wieder auf die Lederriemen. Er wollte nicht, daß die Halsschlagader abgedrückt wurde. Der Kran zischte, als er das Tier auf den wartenden Sattelschlepper hob. Das Hypsy war ein kleiner, weiblicher Dryosaurier, gut zwei Meter lang und etwa 500 Pfund schwer. Die Haut war dunkelgrün mit braunen Sprenkeln. Das Tier atmete nur langsam, schien aber in Ordnung zu sein. Harding hatte es vor wenigen Minuten mit

dem Betäubungsgewehr angeschossen und dabei offensichtlich die richtige Dosis erraten. Die Dosierung war bei diesen großen Tieren nämlich immer eine kitzelige Sache; zu wenig, und das Tier lief davon und brach dann irgendwo im Wald zusammen, wo man es nicht erreichen konnte; zu viel, und es kam zu einem tödlichen Herzstillstand. Doch dieses Tier war nach einem letzten, großen Satz umgekippt. Perfekt dosiert.
»Aufpassen! Langsam!« rief Hammond den Arbeitern zu.
»Mr. Hammond«, sagte Harding, »bitte!«
»Aber sie müssen doch vorsichtig sein -«
»Sie *sind* vorsichtig«, entgegnete Harding. Er kletterte auf die Ladefläche des Sattelschleppers und legte dem Tier das Haltegeschirr um. Dann streifte er ihm den Kardiogrammkragen zur Kontrolle des Herzschlags über den Hals und schob ihm schließlich einen großen elektronischen Thermometer ins Rektum. Er piepste: 35,6 Grad Celsius.
»Wie geht es ihm?« fragte Hammond besorgt.
»Es geht ihm gut«, antwortete Harding. »Die Temperatur ist nur um ein knappes Grad gefallen.«
»Das ist zuviel«, sagte Hammond. »Viel zu tief.«
»Sie wollen doch nicht, daß er aufwacht und vom Laster springt, oder?« fragte Harding gereizt.
Bevor Harding seine Arbeit im DinoPark angefangen hatte, war er Leiter der Tiermedizinischen Abteilung des Zoos von San Diego und der weltweit führende Experte für Vogelhaltung gewesen. Er flog in der ganzen Welt herum und beriet Zoos in ganz Europa, in Indien und Japan in Fragen der Betreuung exotischer Vögel. Als dann dieser eigenartige kleine Mann - Mr. Hammond - auftauchte und ihm eine Stellung in einem privaten Tierpark anbot, hatte er zunächst kein Interesse. Aber als er dann erfuhr, was Hammond getan hatte, konnte er einfach nicht mehr ablehnen. Harding hatte gewisse akademische Neigungen, und der Aussicht, das erste *Handbuch der Veterinärmedizin: Die Krankheiten der Dinosaurier* zu schreiben, konnte er nicht widerstehen. Im ausgehenden

20. Jahrhundert war die Tiermedizin wissenschaftlich weit fortgeschritten; die besten Zoos hatten Kliniken, die sich nur wenig von Humankrankenhäusern unterschieden. Neue Handbücher waren nur noch verbesserte Neuauflagen von alten. Für einen Tierarzt von Weltklasse gab es eigentlich nichts Neues mehr zu entdecken. Aber der erste zu sein, der sich um eine vollkommen neue Klasse von Tieren kümmerte, das war wirklich etwas!
Harding hatte seine Entscheidung nie bereut. Er hatte sich ein beträchtliches Fachwissen über diese Tiere angeeignet. Und jetzt wollte er sich von Hammond nicht mehr dreinreden lassen.
Der Hypsy schnaubte und zuckte. Die Atmung war noch immer flach, die Pupillen zeigten keine Reflexe. Aber es war Zeit, daß sie losfuhren. »Alles einsteigen«, rief Harding. »Schaffen wir das Mädchen auf seine Weide.«

»Lebendige Systeme«, sagte Arnold, »sind nicht wie mechanische Systeme. Lebendige Systeme sind nie im Gleichgewicht. Sie sind inhärent unstabil. Sie wirken vielleicht stabil, aber sie sind es nicht. Alles bewegt und verändert sich. In gewisser Weise steht es immer kurz vor dem Zusammenbruch.«
Gennaro runzelte die Stirn. »Aber viele Dinge ändern sich nicht. Die Körpertemperatur ändert sich nicht und viele andere Sachen -«
»Die Körpertemperatur ändert sich dauernd«, unterbrach ihn Arnold. »Dauernd. Sie ändert sich zyklisch innerhalb von 24 Stunden; morgens ist sie am tiefsten, abends am höchsten. Sie verändert sich je nach Stimmung, bei Krankheit und körperlicher Anstrengung, sie reagiert auf die Umgebungstemperatur und auf Nahrungsaufnahme. Sie ist in einer beständigen Fluktuation. Winzige Ausschläge in der Verlaufskurve. Denn in jedem Augenblick treiben bestimmte Kräfte die Temperatur hoch, und andere senken sie. Sie ist inhärent unstabil. Und jeder andere Aspekt eines lebendigen Systems ist es ebenfalls.«
»Dann sagen Sie also...«

»Malcolm ist doch nur ein Theoretiker. Der bastelt in seinem Büro an diesem hübschen mathematischen Modell, und dabei kommt es ihm nie in den Sinn, daß das, was er als Defekte sieht, in Wirklichkeit Notwendigkeiten sind. Sehen Sie: Als ich noch beim Raketenbau arbeitete, mußten wir uns mit einem Problem herumschlagen, das wir resonantes Gieren nannten. Dieses resonante Gieren bedeutete, daß eine Rakete hoffnungslos verloren war, wenn sie kurz nach dem Start eine auch noch so kleine Instabilität zeigte. Sie geriet unweigerlich außer Kontrolle und konnte nicht mehr zurückgebracht werden. Das ist eine Eigenschaft von mechanischen Systemen. Ein minimales Flattern kann so schlimm werden, daß das ganze System zusammenbricht. Aber genau dieses minimale Flattern ist bei lebendigen Systemen sehr wichtig. Es bedeutet, daß das System gesund ist und flexibel reagiert. Malcolm hat das nie verstanden.«
»Sind Sie sicher, daß er das nicht verstanden hat? Er scheint doch einen deutlichen Unterschied zu machen zwischen lebendigen und nichtlebendigen -«
»Sehen Sie«, sagte Arnold. »Da haben Sie den Beweis.« Er deutete auf die Bildschirme. »In weniger als einer Stunde wird der Park wieder ganz in Ordnung sein. Das einzige, worum wir uns noch kümmern müssen, sind die Telefone. Aus irgendeinem Grund sind die noch immer tot. Aber alles andere wird wieder funktionieren. Und das ist keine Theorie, das ist Tatsache.«

Die Nadel drang tief in den Hals ein, und Harding injizierte das Medrin, während das Dryosaurierweibchen noch betäubt auf der Erde lag. Das Tier reagierte sofort, es begann zu schnauben und mit seinen mächtigen Hinterläufen auszuschlagen.
»Zurück, Leute«, sagte Harding und brachte sich in Sicherheit. »Geht zurück.«
Der Dinosaurier rappelte sich hoch und stand benommen da. Er schüttelte seinen Echsenkopf, starrte die Leute an, die am Rand des Lichtkreises der Quarzlampen herumstanden, und blinzelte.

»Er sabbert«, bemerkte Hammond besorgt.
»Nur vorübergehend«, sagte Harding. »Das legt sich wieder.«
Der Dryosaurier hustete und bewegte sich dann langsam von den Lichtern weg auf das offene Feld zu.
»Warum hüpft er nicht?«
»Das wird er schon noch«, erwiderte Harding. »Es wird etwa eine Stunde dauern, bis er sich ganz erholt hat. Aber er ist in Ordnung.«
Er drehte sich zum Auto um. »Okay, Jungs, jetzt wollen wir uns um den Stego kümmern.«

Muldoon sah zu, wie der letzte der Pflöcke in den Boden gerammt wurde. Die Seile wurden straffgezogen, und der Baum löste sich vom Zaun. Muldoon bemerkte an der Stelle des silbrigen Zauns, wo es zum Kurzschluß gekommen war, schwarze, verkohlte Streifen. Einige Keramikisolatoren am Fuß des Zauns waren geborsten. Man mußte sie ersetzen. Aber bevor sie das tun konnten, mußte Arnold den Zaun abschalten.
»Hallo, Kontrollraum. Muldoon hier. Wir können mit der Reparatur beginnen.«
»O.K.«, sagte Arnold. »Ich schalte jetzt Ihren Zaunabschnitt ab.«
Muldoon sah auf die Uhr. In der Entfernung hörte er leise Schreie. Sie klangen wie von Eulen, aber Muldoon wußte, daß es die Dilophosaurier waren. Er ging zu Ramón und sagte: »Sehen wir zu, daß wir hier fertig werden. Ich will auch noch zu den anderen Abschnitten des Zauns.«

Eine Stunde verging. Donald Gennaro beobachtete, wie die Punkte und Ziffern auf der Glaskarte im Kontrollraum blinkten und sich veränderten. »Was passiert jetzt?«
Arnold arbeitete an seiner Konsole. »Ich versuche, die Telefone wieder in Ordnung zu bringen. Damit wir für Malcolm Hilfe rufen können.«
»Nein, ich meine da draußen.«
Arnold sah zur Karte hoch. »Sieht so aus, als seien sie mit den

Tieren so ziemlich fertig, und mit zwei Abschnitten des Zauns. Wir haben den Park wieder unter Kontrolle, wie ich es Ihnen gesagt habe. Und zwar ohne katastrophalen Malcolm-Effekt. Da ist nur noch der dritte Zaunabschnitt -«
»Arnold?« Es war Muldoons Stimme.
»Ja?«
»Haben Sie diesen verdammten Zaun gesehen?«
»Einen Augenblick.«
Auf einem der Bildschirme sah Gennaro das von weit oben aufgenommene Bild einer Wiese, deren Gräser sich im Wind wiegten. Im Hintergrund war ein niederes Betondach zu erkennen. »Das ist das Wirtschaftsgebäude im Sauropodenterritorium«, erklärte Arnold. »Wir lagern dort Geräte, Futter und so weiter. In jedem der verschiedenen Areale gibt es eins davon.« Das Bild auf dem Monitor wanderte. »Wir schwenken die Kamera, damit wir den Zaun ins Blickfeld bekommen...«
Gennaro erkannte ein Maschendrahtgeflecht, das im Licht der Scheinwerfer glänzte. Ein Abschnitt war niedergetrampelt. Muldoons Jeep und das Arbeitsteam standen davor.
»Huch«, sagte Arnold. »Sieht aus, als sei der Tyrannosaurier bei den Sauropoden eingedrungen.«
»Schöner Festschmaus heute abend«, bemerkte Muldoon.
»Wir müssen ihn da rausbekommen«, sagte Arnold.
»Und womit?« fragte Muldoon. »Wir haben nichts, mit dem wir gegen einen Rex etwas ausrichten könnten. Ich repariere den Zaun, aber vor Tagesanbruch geh ich da nicht hinein.«
»Das wird Hammond aber gar nicht gefallen.«
»Darüber reden wir, wenn ich zurück bin«, sagte Muldoon.

»Wieviele Sauropoden wird der Rex töten?« fragte Hammond, während er nervös im Kontrollraum auf und ab ging.
»Wahrscheinlich nur einen«, antwortete Harding. »Sauropoden sind riesig; der Rex kann sich von einem einzigen mehrere Tage lang ernähren.«

»Wir müssen ihn noch heute nacht wieder einfangen«, sagte Hammond.
Muldoon schüttelte den Kopf. »Vor Tagesanbruch geh ich da nicht mehr rein.«
Hammond wippte auf den Fußballen, was er immer tat, wenn er wütend war. »Sie vergessen wohl, daß Sie für mich arbeiten?«
»Nein, Mr. Hammond, das vergesse ich nicht. Aber hier geht es um einen ausgewachsenen Tyrannosaurier. Wie wollen Sie ihn denn einfangen?«
»Wir haben doch Betäubungsgewehre.«
»Wir haben Betäubungsgewehre, die Pfeile mit maximal 20 Kubikzentimetern verschießen«, sagte Muldoon. »Das reicht für ein Tier von 400 oder 500 Pfund. Der Tyrannosaurier wiegt acht Tonnen. Der spürt das nicht einmal.«
»Sie haben doch eine größere Waffe bestellt...«
»Ich habe drei größere Waffen bestellt, aber Sie haben meine Anforderung auf eine gekürzt. Und die eine Waffe ist verschwunden. Nedry hat sie mitgenommen.«
»Das war ja ziemlich blöd. Wer hat das zugelassen?«
»Mein Problem hier ist nicht Nedry, Mr. Hammond«, entgegnete Muldoon.
»Sie wollen damit sagen, daß wir jetzt nichts mehr haben, um den Tyrannosaurier aufzuhalten?«
»Genau das will ich damit sagen.«
»Das ist ja lächerlich«, sagte Hammond.
»Es ist Ihr Park, Mr. Hammond. Sie wollten nicht, daß jemand die Möglichkeit hat, Ihre kostbaren Dinosaurier zu verletzen. Aber jetzt haben Sie einen Rex mitten unter den Sauropoden, und Sie können überhaupt nichts dagegen tun.« Er verließ das Zimmer.
»Moment mal«, sagte Hammond und lief ihm nach.
Gennaro beobachtete die Bildschirme und hörte dem lautstarken Streit auf dem Gang zu. »Ich nehme an, Sie haben den Park doch noch nicht so ganz unter Kontrolle.«
»Machen Sie sich nichts vor«, entgegnete Arnold und zündete sich

eine Zigarette an. »Wir haben den Park im Griff. In ein paar Stunden wird es hell. Vielleicht verlieren wir ein paar Dinos, bevor wir den Rex da wieder rausholen, aber glauben Sie mir, wir haben den Park im Griff.«

Im Park

Lautes Knirschen und metallisches Klirren weckten Grant. Er öffnete die Augen und sah ein Förderband, das einen Strohballen zur Decke transportierte. Zwei weitere Ballen folgten. Dann hörte das Klirren plötzlich auf, und es war wieder so still in dem Gebäude wie zuvor.
Grant gähnte. Er streckte sich schläfrig, zuckte dabei vor Schmerz zusammen und setzte sich auf.
Weiches, gelbes Licht strömte durch die Seitenfenster herein. Es war früher Morgen, also hatten sie die ganze Nacht geschlafen! Er sah schnell auf die Uhr: fünf Uhr. Noch fast sechs Stunden, bis das Schiff zurückgerufen werden mußte. Sein Kopf und sein ganzer Körper schmerzten, als hätte man ihn verprügelt. Hinter sich hörte er ein lautes Quietschen wie von einem rostigen Rad. Und dann Lex' Kichern.
Grant stand langsam auf und sah sich um. Bei Tageslicht sah er deutlich, daß sie sich wirklich in einer Art Wirtschaftsgebäude befanden, mit Heuballen und Gerätschaften. An der Wand hing ein grauer Metallkasten mit der Aufschrift SAUROPODENWIRT-SCHAFTSGEBÄUDE (04). Also waren sie tatsächlich im Sauro-podenterritorium gelandet, wie er es sich gedacht hatte. Er öffnete den Kasten, sah ein Telefon, aber als er den Hörer abhob, hörte er nur Rauschen. Anscheinend funktionierten die Telefone noch immer nicht.
»Kau dein Futter«, hörte er Lex sagen. »Und mach nicht so eine Sauerei, Ralph.«

Grant drehte sich um und sah Lex bei dem Gitter stehen. Sie verfütterte mit beiden Händen Heu an ein Tier, das aussah wie ein großes rosa Schwein und die quietschenden Geräusche produzierte, die Grant gehört hatte. Es war ein junger Triceratops, etwa so groß wie ein Pony. Das Junge hatte noch keine Hörner auf dem Kopf, sondern nur eine geschwungene Knochenkrause hinter den großen, sanften Augen. Es streckte die Schnauze durch die Stangen und sah Lex an, die ihm noch mehr Heu gab.
»So ist's besser«, sagte Lex. »Keine Sorge, es ist noch genug Heu da.« Sie streichelte dem Baby den Kopf. »Du magst Heu, nicht, Ralph?«
Lex drehte sich um und bemerkte Grant.
»Das ist Ralph«, sagte Lex. »Er ist mein Freund. Er mag Heu sehr gern.«
Grant machte einen Schritt auf sie zu und blieb gleich wieder stehen, weil ihm der Schmerz durch die Glieder fuhr.
»Sie sehen ziemlich schlecht aus«, sagte Lex.
»Mir geht's ziemlich schlecht.«
»Tim auch. Seine Nase ist ganz zugeschwollen.«
»Wo ist Tim?«
»Macht gerade Pipi«, sagte sie. »Wollen Sie mir beim Füttern helfen?«
Der kleine Triceratops sah Grant an. Heu hing ihm aus dem Maul und fiel beim Kauen zu Boden.
»Er macht eine furchtbare Sauerei beim Fressen«, sagte Lex. »Und er hat großen Hunger.«
Das Saurierbaby hatte zu Ende gekaut und leckte sich die Lippen. Es öffnete das Maul und erwartete mehr. Grant sah die schlanken, scharfen Zähne und den wie einen Papageienschnabel nach unten gebogenen Oberkiefer.
»Kommt ja schon«, sagte Lex und hob frisches Heu vom Betonboden auf. »Also ehrlich, Ralph, man könnte meinen, deine Mutter gibt dir nie was zu fressen.«
»Warum heißt er Ralph?«

»Weil er wie Ralph aussieht. Einer aus der Schule.«
Grant kam näher und berührte vorsichtig die Haut am Nacken des Tiers.
»Es ist okay, Sie können ihn streicheln«, sagte Lex. »Er mag es, wenn man ihn streichelt. Nicht, Ralph?«
Die knotige Haut fühlte sich trocken und warm an. Ralph quietschte leise, als Grant ihn streichelte. Er wackelte vergnügt mit seinem dicken Schwanz.
»Er ist ganz zahm.«Ralph sah während des Fressens zwischen Lex und Grant hin und her und zeigte keine Spur von Furcht. Wieder mußte Grant daran denken, daß Dinosaurier nicht wie andere Tiere auf Menschen reagierten. »Vielleicht kann ich auf ihm reiten«, sagte Lex.
»Lieber nicht.«
»Wetten, daß er mich lassen würde? Es wäre lustig, auf einem Dinosaurier zu reiten.«
Grant sah an dem Tier vorbei auf die offene Fläche der Sauropodenweide. Es wurde mit jeder Minute heller. Eigentlich sollte er jetzt nach draußen gehen und einen der Bewegungsmelder aktivieren. Es konnte eine Stunde dauern, bis die Leute vom Kontrollraum hierherkamen, um sie abzuholen. Und daß die Telefone noch immer nicht funktionierten, gefiel ihm gar nicht.
Er hörte ein tiefes Schnauben wie von einem sehr großen Pferd, und plötzlich wurde das Junge sehr unruhig. Es versuchte, den Kopf aus den Stangen zurückzuziehen, blieb aber mit seiner Krause hängen und quietschte ängstlich.
Wieder hörte man das Schnauben, doch diesmal näher.
Ralph stellte sich auf die Hinterbeine und versuchte verzweifelt, von den Stangen loszukommen. Er wackelte mit dem Kopf und rieb ihn an den Stangen.
»Ganz ruhig, Ralph«, sagte Lex.
»Schieb ihn hinaus«, sagte Grant. Er faßte Ralph am Kopf, stemmte sich dagegen und drückte in verschiedene Richtungen. Schließlich löste sich die Krause von den Stangen, das Baby verlor das

Gleichgewicht und purzelte vor dem Gitter auf die Seite. Im nächsten Moment fiel ein Schatten über das Junge, und ein riesiges Bein kam in Sicht. Es war dicker als ein Baumstamm und endete in einem Fuß mit fünf gebogenen Zehennägeln wie bei einem Elefanten.
Ralph sah auf und quiekte. Ein Kopf kam in Sicht, fast zwei Meter lang, mit drei langen, weißen Hörnern: je eins über den großen, braunen Augen und ein kleineres auf der Nasenspitze. Es war ein ausgewachsener Triceratops. Das große Tier sah Lex und Grant an, blinzelte langsam und wandte sich dann Ralph zu. Es streckte die Zunge heraus und leckte das Junge.
Ralph stand auf. Das große Tier leckte weiter. Ralph quiekte und rieb sich fröhlich an dem großen Bein.
»Ist das seine Mom?« fragte Lex.
»Sieht so aus«, erwiderte Grant.
»Sollen wir Mom auch füttern?« fragte Lex.
Doch der große Triceratops stieß Ralph bereits mit der Schnauze an und schob ihn von den Stangen weg.
»Ich glaube nicht.«
Das Junge drehte sich um und trottete davon. Von Zeit zu Zeit stieß die große Mutter ihr Baby sanft an und führte es so bis auf die offene Wiese hinaus.
»Tschüß, Ralph«, rief Lex und winkte. Tim kam aus dem Schatten des Gebäudes.
»Wißt ihr was?« sagte Grant. »Ich gehe da auf den Hügel hinauf und aktiviere die Bewegungsmelder, damit sie wissen, wo wir sind, und uns holen. Ihr beide bleibt hier und wartet auf mich.«
»Nein«, sagte Lex.
»Warum nicht? Bleibt hier, hier seid ihr sicher.«
»Sie dürfen uns nicht alleine lassen. Nicht wahr, Timmy?«
»Stimmt«, sagte Timmy.
»Also gut.«
Sie zwängten sich durch die Stangen ins Freie.

Es war kurz vor Sonnenaufgang.
Die Luft war warm und feucht, der Himmel rosa und violett. Weiße Dunstschwaden wälzten sich über die Erde. In der Entfernung sahen sie den großen Triceratops und das Junge auf eine Herde entenschnäbliger Hadrosaurier zugehen, die am Ufer der Lagune Blätter von den Bäumen fraßen.
Einige der Hadrosaurier standen bis zu den Knien im Wasser. Wenn sie die flachen Köpfe senkten, um zu saufen, begegneten sie ihren Spiegelbildern in dem glatten Wasser. Beim Aufrichten schüttelten sie die Köpfe. Eins der Jungen wagte sich ins Wasser, quiekte und watschelte zurück, während die Großen ihm nachsichtig zuschauten.
Etwas weiter südlich ästen andere Hadrosaurier an niedrigerer Vegetation. Manchmal stellten sie sich auf die Hinterläufe und stützten die Vorderläufe gegen Baumstümpfe, um auch an die Blätter an den höheren Ästen zu kommen. Noch weiter hinten sah man einen riesigen Apatosaurier zwischen den Bäumen aufragen, dessen winziger Kopf sich auf dem langen Hals drehte. Die Szene war so friedlich, daß Grant sich kaum vorstellen konnte, sie könne auch Gefahren in sich bergen.
»Huch!« rief Lex und duckte sich. Zwei riesige rote Libellen mit Flügelspannweiten von über einem Meter summten an ihnen vorbei. »Was war das?«
»Libellen«, antwortete Grant. »Der Jura war eine Zeit riesiger Insekten.«
»Beißen die?« wollte Lex wissen.
»Ich glaube nicht«, sagte Grant.
Tim streckte die Hand aus. Eine der Libellen setzte sich darauf. Er spürte das Gewicht des riesigen Insekts.
»Sie wird dich beißen«, sagte Lex.
Aber die Libelle schlug nur langsam mit ihren transparenten, rotgeäderten Flügeln und flog wieder davon, als Tim den Arm bewegte.
»In welche Richtung gehen wir?« fragte Lex.

»Dorthin.«
Sie überquerten die Wiese und erreichten einen schwarzen Kasten auf einem schweren, metallenen Dreifuß, den ersten Bewegungsmelder. Grant blieb stehen und wedelte vor dem Objektiv mit der Hand, aber nichts passierte. Wenn die Telefone nicht funktionierten, dann funktionierten die Sensoren möglicherweise auch nicht. »Wir probieren es bei einem anderen«, sagte er und deutete quer über die Wiese. Irgendwo in der Entfernung brüllte ein großes Tier.

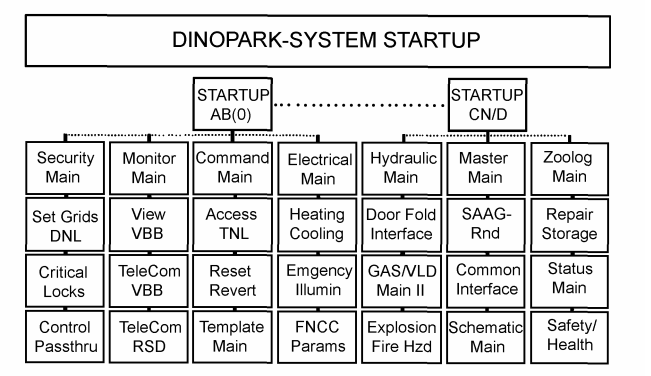
»Ach Scheiße«, sagte Arnold. »Ich find's einfach nicht.« Während er an seinem Kaffee nippte, starrte er mit verquollenen Augen die Bildschirme an. Er hatte alle Videomonitore im Kontrollraum ausgeschaltet und suchte den Computercode ab. Seit zwölf Stunden arbeitete er ununterbrochen; er war erschöpft. Er wandte sich Wu zu, der vom Labor hochgekommen war.
»Etwas gefunden?«
»Die Telefone sind immer noch tot. Ich kann sie nicht mehr einschalten. Ich glaube, Nedry hat mit den Telefonen irgend etwas angestellt.«
Wu hob einen Hörer ab und hörte nur ein zischendes Geräusch. »Klingt wie ein Modem.«
»Ist es aber nicht«, entgegnete Arnold. »Ich war nämlich im Keller und habe alle Modems abgeschaltet. Was Sie da hören, ist nur weißes Rauschen, das klingt wie ein Modem bei einer Übertragung.«
»Also sind die Leitungen blockiert.«
»Im Prinzip ja. Nedry hat sie sehr gut blockiert. Er hat eine Art Abschaltbefehl in den Code eingegeben, und ich kann ihn nicht finden, weil doch bei der Reaktivierung des Systems ein Teil der Programmlistings gelöscht wurde. Offensichtlich ist der Befehl zum Abschalten der Telefone speicherresident.«
Wu zuckte die Achseln. »Na und. Schalten Sie einfach das ganze System ab, damit löschen Sie den Speicher.«
»Das hab ich noch nie getan«, sagte Arnold. »Und ich tu's auch

nicht gern. Vielleicht springen die Systeme beim Hochfahren wieder an, vielleicht aber auch nicht. Ich bin kein Computerexperte und Sie auch nicht. Nicht wirklich. Und ohne freie Telefonleitungen können wir auch mit niemandem reden, der einer ist.«
»Wenn der Befehl speicherresident ist, taucht er im Code sowieso nicht auf. Sie können dann das RAM absuchen, aber Sie wissen ja gar nicht, wonach Sie suchen. Es bleibt Ihnen gar nichts anderes übrig, als auszuschalten und dann das System wieder hochzufahren.«
Gennaro stürmte in den Kontrollraum. »Wir haben noch immer keine Telefone.«
»Ich arbeite daran.«
»Sie arbeiten seit Mitternacht daran. Und Malcolm geht es schlechter. Er braucht einen Arzt.«
»Das heißt, ich muß das ganze System abschalten«, sagte Arnold. »Und ich kann nicht garantieren, daß alles wieder anspringt.«
»Hören Sie«, entgegnete Gennaro. »Wir haben drüben im Hotel einen kranken Mann. Er braucht einen Arzt, sonst stirbt er. Aber ohne Telefon können wir keinen Arzt rufen. Vier Leute sind bereits tot. Also schalten Sie endlich aus und bringen Sie die Telefone in Ordnung!«
Arnold zögerte.
»Also?« sagte Gennaro.
»Naja, es ist ja nur... die Sicherheitssysteme lassen eine Totalabschaltung nicht zu, und -«
»Dann schalten Sie die gottverdammten Sicherheitssysteme aus! Geht es denn nicht in Ihren Kopf, daß der Mann stirbt, wenn er nicht bald Hilfe bekommt?«
»Okay«, sagte Arnold.
Er stand auf und ging zur Zentralkonsole. Er öffnete die Türen zu den Sicherheitsschaltern, löste die Metallverriegelungen und legte dann, einen nach dem anderen, die Schalter um. »Sie haben es so gewollt«, sagte er. »Und jetzt bekommen Sie es auch.«
Er klappte auch den Hauptschalter um.

Im Kontrollraum wurde es dunkel. Alle Bildschirme wurden schwarz. Die drei Männer standen in tiefster Finsternis.
»Wie lange müssen wir warten?« fragte Gennaro.
»30 Sekunden«, antwortete Arnold.

»Puh!« rief Lex, als sie die Wiese überquerten.
»Was ist?« fragte Grant.
»Dieser Gestank!« sagte Lex. »Wie verfaulter Abfall.«
Grant zögerte. Er sah zu den Bäumen am anderen Ende der Wiese hinüber, konnte aber nichts entdecken. Kaum ein Lüftchen regte sich. Alles war friedlich und still im Licht des frühen Morgens. »Ich glaube, du bildest dir das nur ein«, sagte er.
»Nein -«
Dann hörten sie den Schrei. Er klang wie der Ruf einer Wildgans und kam von der Herde Entenschnabelsaurier hinter ihnen. Zuerst schrie nur ein Tier, dann ein zweites und ein drittes, und schließlich fiel die ganze Herde mit ein. Die Entenschnabelsaurier verdrehten aufgeregt die Hälse, liefen aus dem Wasser und umkreisten schützend die Jungen...
Die riechen es auch, dachte Grant.
Mit einem Brüllen brach der Tyrannosaurier nur etwa 50 Meter von ihnen entfernt aus der Baumgruppe am Rand der Lagune. Mit riesigen Schritten rannte er über die Wiese. Ohne auf Grant und die Kinder zu achten, lief er direkt auf die Hadrosaurierherde zu.
»Ich hab's doch gesagt!« schrie Lex. »Aber auf mich hört ja keiner!«
Die Entenschnäbler schrien und fingen an zu laufen. Grant spürte die Erde unter seinen Füßen erzittern. »Kommt, Kinder!« Er packte Lex, hob sie hoch und lief mit Tim durch das Gras. Wenn er den Kopf drehte, sah er, wie sich der Tyrannosaurier unten bei der Lagune auf die Hadrosaurier stürzte, während diese laut schreiend mit ihren Schwänzen nach ihm schlugen. Er hörte das Knirschen von Büschen und Bäumen, und als er sich wieder umdrehte, sah er die Hadrosaurier rennen.

Arnold im dunklen Kontrollraum sah auf die Uhr. 30 Sekunden. Der Speicher sollte jetzt gelöscht sein. Er legte den Hauptstromschalter wieder um.
Nichts passierte.
Arnold drehte sich der Magen um. Er schaltete noch einmal aus, dann wieder ein. Noch immer passierte nichts. Der Schweiß trat ihm auf die Stirn.
»Was ist los?« fragte Gennaro.
»Ach, Scheiße«, fluchte Arnold. Dann fiel ihm ein, daß man zuerst die Sicherheitsschalter umlegen mußte, bevor man den Strom wieder einschalten konnte. Er legte die drei Schalter um und verriegelte sie wieder.
Dann hielt er den Atem an und betätigte den Hauptstromschalter.
Die Lichter gingen an.
Die Computer piepten.
Die Monitore summten.
»Gott sei Dank«, sagte Arnold und lief zum Hauptmonitor. Der Bildschirm zeigte eine Übersicht:



Gennaro griff zum Telefon, aber es war tot. Nicht einmal mehr Rauschen - gar nichts mehr. »Was ist jetzt los?«

»Einen Augenblick noch«, sagte Arnold. »Nach einer Totalabschaltung müssen alle Systemmodule manuell aktiviert werden.«
»Warum manuell?« fragte Gennaro.
»Mein Gott, lassen Sie mich doch einfach machen!«
Wu erklärte es an seiner Stelle dem Anwalt: »Eine Totalabschaltung ist hier eigentlich gar nicht eingeplant. Wenn man es trotzdem tut, nimmt das System an, daß es irgendwo ein Problem gibt. Und verlangt deshalb, daß man alles manuell wieder aktiviert. Denn ansonsten würde es sich, falls irgendwo ein Kurzschluß ist, endlos ein- und wieder ausschalten.«
»Okay«, sagte Arnold. »Wir sind soweit.«
Gennaro griff zum Telefon, wählte eine Nummer und hielt plötzlich inne.
»Mein Gott, sehen Sie sich das an«, sagte er und zeigte auf einen der Videomonitoren.
Aber Arnold hörte nicht hin. Er starrte die Karte an, auf der sich ein dichter Haufen Punkte am Ufer der Lagune gemeinsam in Bewegung gesetzt hatte. Sie bewegten sich sehr schnell.
»Was ist los?« fragte Gennaro.
»Die Entenschnäbler«, sagte Arnold tonlos. »Sie sind durchgegangen.«

Die Hadrosaurier liefen überraschend schnell. Die riesigen Körper dicht beisammen, stürmten sie schreiend und brüllend vorwärts; die Jungen quietschten und versuchten, nicht unter die trampelnden Füße der größeren Tiere zu geraten. Die Herde wirbelte eine dichte, gelbe Staubwolke auf. Den Tyrannosaurier konnte Grant nicht sehen.
Die Herde kam direkt auf ihn und die Kinder zu.
Lex noch immer im Arm, rannte er mit Tim auf eine Felsgruppe mit einigen großen Koniferen zu. Sie spürten den Boden unter ihren Füßen erzittern. Der Lärm der heranstürmenden Herde war ohrenbetäubend, wie der von Jets auf einem Flugplatz; er erfüllte die Luft und schmerzte ihnen in den Ohren. Lex rief etwas, aber

Grant verstand sie nicht. Während sie auf die Felsen kletterten, holte die Herde sie ein.
Grant sah die gigantischen Beine der ersten Hadrosaurier, die an ihnen vorbeirannten, jeder mit einem Gewicht von fünf Tonnen, und dann hüllte eine Staubwolke sie ein, die so dicht war, daß sie gar nichts mehr sahen. Er konnte die riesigen Körper und die gigantischen Glieder nur erahnen, hörte aber die heiseren, gequälten Schreie der vorbeirasenden Tiere. Einer der Entenschnäbler trat gegen einen Felsen, der an ihnen vorbei auf das offene Feld rollte.
Da Grant und die Kinder nichts sahen, duckten sie sich nur zwischen die Felsen und horchten auf die Schreie und das bedrohliche Brüllen des Tyrannosauriers. Lex grub ihre Finger in Grants Schulter.
Ein Hadrosaurier schlug beim Vorbeilaufen mit dem Schwanz gegen einen Felsen. Warmes Blut spritzte auf. Grant wartete, bis sich der Lärm etwas nach links verzogen hatte und stieß dann die Kinder an, damit sie auf den größten der Bäume kletterten. Sie hangelten sich rasch an den Ästen aufwärts. Nach etwa sieben Metern klammerte Lex sich an Grant und weigerte sich, weiterzuklettern. Auch Tim war müde, und Grant glaubte, daß sie bereits hoch genug seien. Durch den Staub sahen sie unter sich die breiten Rücken der schreienden und trampelnden Tiere. Grant lehnte sich gegen die rauhe Rinde des Stamms, hustete im Staub, schloß die Augen und wartete.

Arnold stellte die Kamera neu ein, während die Herde davonstürmte. Der Staub legte sich langsam. Er sah, daß die Hadrosaurier sich verteilt hatten und daß der Tyrannosaurier aufgehört hatte zu laufen. Das konnte nur bedeuten, daß er bereits getötet hatte. Der Tyrannosaurier war jetzt in der Nähe der Lagune. Arnold sah auf den Monitor und sagte: »Wir schicken besser Muldoon da raus, damit er nachsieht, wie schlimm es ist.«
»Ich hole ihn«, sagte Gennaro und verließ das Zimmer.

Der Park

Ein schwaches knisterndes Geräusch wie von Kaminfeuer. Etwas Warmes kitzelte Grant am Knöchel. Er öffnete die Augen und sah einen riesigen, beigefarbenen Kopf. Der Kopf lief in einer flachen, wie ein Entenschnabel geformten Schnauze aus. Die Augen, die über dem Entenschnabel hervortraten, blickten zutraulich und sanft wie die einer Kuh. Der Entenschnabel öffnete sich und riß Zweige von dem Ast ab, auf dem Grant saß. Er sah große, flache Zähne in dem Maul. Die warmen Lippen berührten beim Kauen Grants Knöchel.

Ein entenschnäbliger Hadrosaurier. Grant war überrascht, ihn von so nahe zu sehen. Nicht daß er Angst hatte; alle Arten der entenschnäbligen Dinosaurier waren Pflanzenfresser, und das Exemplar, das er vor sich hatte, verhielt sich wie eine Kuh. Trotz seiner Größe war es so ruhig und friedlich, daß Grant sich nicht bedroht fühlte. Er blieb bewegungslos auf seinem Ast sitzen und sah ihm beim Fressen zu.

Grant war vor allem deshalb überrascht, weil er in bezug auf dieses Tier einen gewissen Besitzerstolz empfand. Es war wahrscheinlich ein Maiasaurier aus dem Montana der späten Kreidezeit. Zusammen mit John Horner hatte Grant diese Spezies als erster beschrieben. Maiasaurier besaßen nach oben gebogene Lippen, was sie so aussehen ließ, als würden sie lächeln. Der Name bedeutete »Gute-Mutter-Echse«, weil man davon ausging, daß Maiasaurier ihre Eier beschützten, bis die Babys geschlüpft waren und für sich selber sorgen konnten.

Grant hörte ein beharrliches Piepsen, und der große Kopf senkte sich. Grant beugte sich so weit vor, daß er den kleinen Hadrosaurier zu den Füßen des ausgewachsenen Tieres sehen konnte. Das Baby war dunkelbeige mit schwarzen Punkten. Das Muttertier beugte den Kopf tief hinunter und wartete unbeweglich, während das Baby sich auf die Hinterbeine stellte, die Vorderläufe gegen die

Schnauze der Mutter stützte und die Zweige fraß, die aus dem Maul hervorstanden.
Die Mutter wartete geduldig, bis das Kleine zu Ende gefressen hatte und wieder auf alle viere zurücksank. Dann kam der große Kopf wieder hoch und auf Grant zu.
Nur einen guten Meter von ihm entfernt fraß der Hadrosaurier weiter. Grant betrachtete die beiden länglichen Ohrlöcher an den Wurzeln der oberen Schnabelhälfte. Anscheinend konnte der Dinosaurier Grant nicht riechen. Und obwohl das linke Auge ihn direkt ansah, reagierte er in keiner Weise auf ihn.
Grant dachte daran, daß auch der Tyrannosaurier in der Nacht zuvor ihn nicht hatte sehen können. Grant beschloß, ein Experiment zu wagen.
Er hustete.
Der Hadrosaurier erstarrte augenblicklich, den Kopf ganz reglos, die Kiefer kauten nicht mehr. Nur das Auge bewegte sich und suchte nach dem Ursprung des Geräuschs. Doch als das Tier nach wenigen Augenblicken keine Gefahr entdecken konnte, kaute es weiter.
Erstaunlich, dachte Grant.
Lex, die in seinem Arm saß, öffnete die Augen und sagte: »He, was ist denn das?«
Der Hadrosaurier trompetete erschreckt, ein lauter, hallender Ton, der Lex so überraschte, daß sie beinahe vom Baum gefallen wäre. Der Hadrosaurier zog den Kopf zurück und trompetete noch einmal.
»Mach ihn nicht wütend«, sagte Tim vom Ast über ihnen.
Das Baby piepste und lief zwischen den Beinen der Mutter hin und her, während der Hadrosaurier vom Baum zurückwich. Er legte den Kopf schief und starrte den Ast, auf dem Grant und Lex saßen, neugierig an. Mit seinen nach oben geschwungenen Lippen sah der Dinosaurier sehr komisch aus.
»Ist er blöd?« fragte Lex.
»Nein«, antwortete Grant. »Du hast ihn nur überrascht.«

»Und was ist, läßt er uns jetzt vielleicht runter, oder was?«
Der Hadrosaurier war drei Meter vom Baum zurückgewichen. Er trompetete wieder. Grant hatte den Eindruck, das Tier versuche sie zu verscheuchen. Aber eigentlich schien der Dinosaurier nicht so recht zu wissen, was er tun sollte. Er verhielt sich so, als könne er mit der ganzen Situation nichts anfangen. Sie warteten schweigend, und nach einer Weile näherte sich der Hadrosaurier mit erwartungsvoll mahlenden Kiefern wieder dem Baum. Er wollte offensichtlich weiterfressen.
»Nichts da«, sagte Lex. »Ich bleibe nicht hier oben.« Sie begann, die Äste hinunterzuklettern. Bei der Bewegung erschrak der Hadrosaurier aufs neue und trompetete.
Grant war verblüfft. Er kann uns wirklich nur sehen, wenn wir uns bewegen, dachte er. Und gleich darauf hat er schon wieder vergessen, daß wir da sind. Es war ein klassisches Beispiel für das visuelle System der Amphibien. Studien an Fröschen hatten bewiesen, daß Amphibien nur bewegte Objekte sehen, also etwa Insekten. Wenn sich etwas nicht bewegt, sehen sie es auch nicht.
Jedenfalls wurden dieser Maiasauriermutter die komischen Wesen, die da den Baum herunterkletterten, allmählich lästig. Sie trompetete ein letztes Mal, stieß das Junge an und trottete langsam davon. In einiger Entfernung blieb sie stehen, sah noch einmal zurück und ging dann weiter.
Grant und die Kinder erreichten den Boden. Lex schüttelte sich. Die Geschwister waren von einer feinen Staubschicht bedeckt. Grant sah auf die Uhr. »Wir machen uns besser auf den Weg, Kinder«, sagte er.
»Ich nicht«, entgegnete Lex. »Ich geh hier draußen keinen Schritt mehr.«
»Wir müssen aber.«
»Warum?«
»Weil wir ihnen das mit dem Schiff sagen müssen«, antwortete Grant. »Und da sie uns anscheinend auf den Bewegungsmeldern

nicht sehen können, müssen wir den ganzen Weg zurücklaufen. Es geht nicht anders.«
»Warum können wir nicht das Floß nehmen?« fragte Tim.
»Welches Floß?«
Tim zeigte zu dem niederen Wirtschaftsgebäude, in dem sie die Nacht verbracht hatten. Es lag 20 Meter entfernt auf der anderen Seite der Wiese. »Ich hab da drin ein Floß gesehen«, sagte er. Grant erkannte sofort die Vorteile. Es war inzwischen sieben Uhr morgens. Sie hatten noch mindestens 10 Kilometer Weg vor sich. Mit einem Floß auf dem Fluß würden sie viel schneller vorankommen als zu Fuß an Land. »Okay«, sagte Grant. »Das machen wir.«

Arnold aktivierte das Videosuchprogramm und sah zu, wie die Kameras den ganzen Park absuchten. Das strengte die Augen an, da die Bilder alle zwei Sekunden wechselten, aber es war der schnellste Weg, Nedrys Jeep zu finden, worauf Muldoon bestanden hatte. Er war mit Gennaro unterwegs, um sich die Auswirkungen der Massenflucht der Hadrosaurier anzusehen, und jetzt, nach Tagesanbruch, wollte er, daß man den Jeep suchte. Er brauchte die Waffen.
Die Gegensprechanlage klickte. »Mr. Arnold, kann ich Sie einen Augenblick sprechen?«
Es war Hammond. Es klang wie die Stimme Gottes.
»Wollen Sie hierherkommen, Mr. Hammond?«
»Nein, Mr. Arnold«, erwiderte Hammond. »Kommen Sie zu mir. Ich bin mit Dr. Wu im Genetiklabor. Wir warten auf Sie.«
Arnold seufzte und verließ die Monitore.

Grant stolperte durch die düsteren Winkel und Nischen des Gebäudes. Er entdeckte Fässer mit Unkrautvernichtungsmitteln, Baumscheren, Reservereifen für einen Jeep, Rollen von Maschendrahtzaun, Hundertpfundtüten Dünger, Stapel brauner Keramikisolatoren, leere Motoröldosen, Arbeitslampen und Kabel...
»Ich seh nirgends ein Floß.«

»Suchen Sie weiter.«
Zementsäcke, Kupferröhren, grüne Tarnnetze... und in Haltern an der Wand zwei Plastikpaddel.
»Okay«, sagte er. »Aber wo ist das Floß?«
»Es muß da irgendwo sein«, antwortete Tim.
»Du hast es also gar nicht gesehen?«
»Nein, ich hab nur vermutet, daß eins da ist.«
Grant stöberte weiter, fand aber kein Floß. Was er fand, war ein Satz Landkarten, die zusammengerollt und stockfleckig von der Feuchtigkeit ganz hinten in einem Metallkästchen steckten. Er breitete die Karten auf dem Boden aus und wischte dabei eine große Spinne beiseite. Dann studierte er die Zeichnungen eingehend.
»Ich hab Hunger.«
»Gleich.«
Es waren detaillierte topografische Karten des Zentralbereichs der Insel, wo sie sich im Augenblick befanden. Auf den Karten verengte sich die Lagune zu dem Fluß, den sie am Tag zuvor gesehen hatten, und der schlängelte sich nach Norden... durch das Aviarium hindurch... und kam schließlich bis auf einen knappen Kilometer an das Besucherzentrum heran.
Grant blätterte in den Karten. Wie kam man zur Lagune? Auf einer der Karten war in dem Gebäude, in dem sie sich befanden, eine Hintertür eingezeichnet. Grant sah hoch und entdeckte sie, etwas zurückgesetzt, in der hinteren Wand. Die Tür war breit genug für ein Auto. Grant öffnete sie und sah eine Teerstraße, die direkt zur Lagune führte. Die Straße lag unter Bodenniveau und war deshalb von oben nicht zu sehen. Es war wahrscheinlich einer der Wirtschaftswege. Am Ende der Straße entdeckte Grant ein Dock. Die Aufschrift FLOSSLAGERRAUM war nicht zu übersehen.
»He«, sagte Tim. »Sehen Sie.« Er gab Grant einen Metallkoffer. Grant öffnete ihn und fand darin eine Luftpistole und einen Leinengürtel mit sechs Pfeilen, jeder so dick wie ein Finger. MORO - 709 stand auf den Pfeilen.

»Gut gemacht, Tim.« Grant hängte sich den Gürtel um die Schulter und steckte die Pistole in die Hose.
»Ist es eine Betäubungspistole?«
»Das nehme ich an.«
»Was ist mit dem Boot?« fragte Lex.
»Ich glaube, am Dock ist eins«, erwiderte Grant. Sie gingen die Straße hinunter. Grant trug die Paddel auf der Schulter. »Hoffentlich ist es ein großes Floß«, sagte Lex. »Ich kann nämlich nicht schwimmen.«
»Mach dir mal keine Sorgen«, entgegnete Grant.
»Vielleicht können wir ein paar Fische fangen«, sagte sie.
Zu beiden Seiten der Straße erhoben sich Erdwälle. Sie hörten ein gleichmäßiges Schnauben, konnten aber nicht sehen, woher es kam.
»Sind Sie sicher, daß da unten ein Floß ist?« fragte Lex und rümpfte die Nase.
»Höchstwahrscheinlich.«
Das rhythmische Schnauben wurde lauter, je weiter sie kamen, und zusätzlich hörten sie noch ein beständiges Summen. Als sie das kleine Betondock erreichten, erstarrte Grant vor Schreck.
Genau vor ihnen war der Tyrannosaurier.
Er saß aufrecht im Schatten eines Baumes, die Hinterläufe vor sich ausgestreckt. Seine Augen waren offen, aber er bewegte sich nicht; nur der Kopf hob und senkte sich sanft mit jedem Schnauben. Das Summen kam von den Fliegen, die ihn umschwirrten. Sie krabbelten über sein Gesicht, das offene Maul, die blutigen Reißzähne und den roten Schenkel eines getöteten Hadrosauriers, der hinter ihm lag.
Der Tyrannosaurier war nicht mehr als 20 Meter entfernt. Grant war sich sicher, daß er sie gesehen hatte, aber das große Tier reagierte nicht. Er saß einfach nur da. Grant brauchte eine Weile, bis er bemerkte, daß der Tyrannosaurier schlief. Er schlief im Sitzen.
Mit einer Handbewegung befahl er Tim und Lex, sich nicht zu

rühren. Dann ging er langsam auf das Dock zu, immer in Sichtweite des Tyrannosauriers. Aber das große Tier schlief weiter und schnarchte leise.
Am Ende des Docks stand eine grüngestrichene Holzhütte. Grant öffnete leise die Tür und sah hinein. Er entdeckte ein halbes Dutzend orangefarbene Schwimmwesten, die an der Wand hingen, einige Rollen Maschendrahtzaun, ein paar zusammengerollte Seile und auf dem Boden zwei große Gummiwürfel. Die Würfel waren mit flachen Gummigurten fest zusammengezurrt.
Floße.
Er drehte sich um und sah Lex an.
Sie formte mit den Lippen: Kein Boot?
Er nickte: Doch.
Der Tyrannosaurier hob einen Vorderlauf, um sich die summenden Fliegen von der Schnauze zu wischen. Aber sonst rührte er sich nicht. Grant zog einen der Würfel auf das Dock; er war überraschend schwer. Grant löste die Gurte und betätigte den Hochdruckzylinder zum Aufpumpen. Mit einem lauten Zischen quoll die Gummihaut auf und klatschte schließlich voll aufgeblasen auf das Dock. Das Geräusch klang in Grants Ohren schrecklich laut. Er drehte sich um und sah zu dem Dinosaurier hinüber.
Der Tyrannosaurier grunzte und schnaubte. Er begann sich zu bewegen. Grant wollte schon davonlaufen, aber das Tier veränderte nur seine Stellung, ließ dann seinen massigen Körper wieder gegen den Baumstamm sinken und rülpste laut.
Lex setzte eine angewiderte Miene auf und wedelte mit der Hand vor dem Gesicht.
Grant war schweißnaß vor Anspannung. Er zerrte das Gummifloß über das Dock. Mit einem lauten Platschen fiel es ins Wasser. Der Tyrannosaurier schlief weiter.
Grant band das Floß am Dock fest, und holte dann zwei Schwimmwesten aus der Hütte. Er legte sie ins Floß und winkte die Kinder zu sich.
Lex, die aschfahl war vor Angst, winkte ab. Nein.

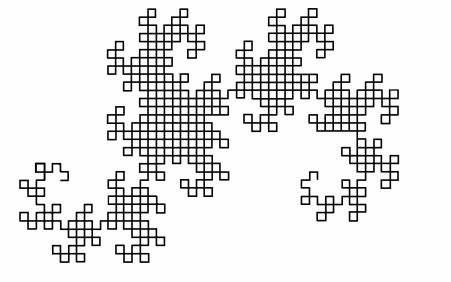
Grant gestikulierte: Doch.
Der Tyrannosaurier schlief weiter.
Grant drohte ihr nachdrücklich mit dem Finger. Sie kam leise zu ihm; er ließ zuerst sie, dann Tim einsteigen und befahl beiden, die Schwimmwesten anzuziehen. Schließlich stieg auch er ein und stieß das Floß ab. Es trieb leise in die Lagune hinaus. Grant nahm die Paddel und steckte sie in die Dollen. Das Dock blieb immer weiter zurück.
Lex lehnte sich zurück und seufzte laut und erleichtert auf. Doch plötzlich sah sie sehr betroffen aus und hielt sich die Hand vor den Mund. Ihr Körper bebte, ein gedämpftes Geräusch war zu hören: Sie unterdrückte ein Husten.
Sie hustete einfach immer zur falschen Zeit!
»Lex«, flüsterte Tim eindringlich und sah zum Ufer zurück.
Sie schüttelte unglücklich den Kopf und deutete auf ihren Hals. Er wußte, was sie meinte: ein Kitzeln im Hals. Was sie brauchte, war ein Schluck Wasser. Während Grant ruderte, beugte Tim sich über den Rand des Floßes, schöpfte mit der Hand etwas Wasser und hielt es ihr hin.
Lex hustete laut und explosiv. Für Tims Ohren hallte das Geräusch über das Wasser wie Kanonendonner.
Der Tyrannosaurier gähnte träge und kratzte sich wie ein Hund mit dem Hinterlauf am Ohr. Er gähnte noch einmal. Er war erschöpft von seiner großen Mahlzeit und wachte nur langsam auf. Lex produzierte leise, gurgelnde Geräusche.
»Lex, sei still!« sagte Tim.
»Ich kann nichts dagegen machen«, sagte sie und hustete wieder. Grant ruderte schnell und brachte das Floß mit kräftigen Schlägen in die Mitte der Lagune.
Der Tyrannosaurier rappelte sich hoch.
»Ich hab doch nichts dagegen tun können, Timmy!« kreischte Lex unglücklich. »Ich hab doch nichts dagegen tun können!«
»Pscht!«
Grant ruderte, so schnell er konnte.

»Aber es ist ja sowieso egal«, sagte sie. »Wir sind schon weit genug weg. Der kann nicht schwimmen.«
»Natürlich kann er schwimmen, du blöde Kuh!« schrie Tim sie an. Der Tyrannosaurier sprang vom Dock ins Wasser. Mit kräftigen Bewegungen folgte er ihnen in die Lagune.
»Na, woher soll ich denn das wissen?« fragte sie.
»Jeder weiß, daß Tyrannosaurier schwimmen können! Es steht doch in jedem Buch. Außerdem können alle Reptilien schwimmen!«
»Schlangen nicht.«
»Natürlich können Schlangen schwimmen, du Trottel.«
»Beruhigt euch«, sagte Grant. »Und haltet euch irgendwo fest!«
Grant beobachtete, wie der Tyrannosaurier schwamm. Er war bis zur Brust im Wasser, hielt aber den Kopf hoch über der Oberfläche. Dann merkte Grant, daß das Tier gar nicht schwamm, sondern ging, denn Augenblicke später ragten nur noch der obere Teil des Kopfes - Augen und Nüstern - aus dem Wasser. So sah er aus wie ein Krokodil, und er schwamm auch wie ein Krokodil, mit schlenkernden Bewegungen seines Schwanzes, die das Wasser hinter ihm aufrührten. Hinter dem Kopf sah Grant die Krümmung des Rückens und die Zacken am Schwanz, der immer wieder die Wasseroberfläche durchbrach.
Genau wie ein Krokodil, dachte er unglücklich. Das größte Krokodil der Welt.
»Tut mir leid, Dr. Grant«, jammerte Lex. »Ich hab's doch nicht absichtlich gemacht!«
Grant sah über die Schulter. Die Lagune war hier nicht mehr als 100 Meter breit, und sie hatten die Mitte schon beinahe erreicht. Wenn er in dieser Richtung weiterruderte, würde das Wasser wieder flacher; der Tyrannosaurier müßte dann wieder gehen können und im flachen Wasser schneller vorankommen. Grant wendete das Boot und begann, nach Norden zu rudern.
»Was tun Sie denn?«
Der Tyrannosaurier war nur noch wenige Meter entfernt. Grant

hörte die scharfen, schnaubenden Atemzüge, während das Tier immer näherkam. Er betrachtete die Paddel in seiner Hand, aber die waren aus leichtem Plastik und als Waffe nicht zu gebrauchen. Der Tyrannosaurier warf den Kopf zurück und riß das zahnbewehrte Maul weit auf, schnappte in einem muskulösen Vorschnellen nach dem Floß und verfehlte den Gummiwulst nur knapp. Der riesige Schädel klatschte ins Wasser, und das Floß schwankte auf den aufgeworfenen Wellen.
Der Tyrannosaurier tauchte unter, bis nur noch blubbernde Luftblasen zu sehen waren. Dann war die Lagune plötzlich ganz still. Lex hielt sich an den Handgriffen am Gummiwulst fest und sah nach hinten.
»Ist er ertrunken?«
»Nein«, erwiderte Grant. Er sah Luftblasen - eine schwache Kräuselung auf der Wasseroberfläche - auf das Boot zukommen. »Haltet euch fest», rief er, als der Kopf unter dem Gummiboden aus dem Wasser auftauchte, das Boot durchbog und in die Luft hob und herumwirbelte, bevor es klatschend wieder ins Wasser glitt.
»Tut was!« schrie Lex. »Tut doch was!«
Grant zog die Pistole aus dem Gürtel. Die Waffe sah erbärmlich klein aus in seiner Hand, aber wenn er das Tier an einer empfindlichen Stelle traf, ins Auge oder in die Schnauze –
Der Tyrannosaurier tauchte neben dem Boot auf, öffnete den Rachen und brüllte. Grant zielte und schoß. Der Pfeil blitzte im Sonnenlicht auf und traf den Saurier in die Wange. Er schüttelte den Kopf und brüllte noch einmal.
Und plötzlich hörten sie ein antwortendes Brüllen, das über das Wasser auf sie zugeweht kam.
Grant drehte sich um und sah am Ufer den jungen T-Rex, der sich eben über den getöteten Sauropoden beugte, wie über eine Beute. Der Halbwüchsige versetzte dem Kadaver einen Hieb, hob dann den Kopf und brüllte. Auch der große Tyrannosaurier sah es, und er reagierte sofort: Er drehte sich um und schwamm mit kräftigen Zügen aufs Ufer zu, um seine Beute zu verteidigen.

»Er verschwindet!« quietschte Lex und klatschte in die Hände. »Er verschwindet! Bäh! Blöder Dinosaurier!«
Das Jungtier am Ufer brüllte verächtlich. Wütend sprang der große Tyrannosaurier an Land und rannte triefend und wasserverspritzend am Dock vorbei den Hügel hinauf. Der Halbwüchsige duckte den Kopf und floh. Fleischfetzen hingen ihm aus dem Maul. Der große Tyrannosaurier jagte ihm nach, lief an seiner Beute vorbei und verschwand über den Hügel. Ein letztes Mal hörten sie sein drohendes Brüllen, dann glitt das Floß nach Norden, um eine Biegung herum und auf den Fluß zu.
Erschöpft vom raschen Rudern ließ Grant sich zurückfallen. Er bekam keine Luft mehr und lag keuchend im Boot.
»Sind Sie in Ordnung, Dr. Grant?« fragte Lex.
»Von jetzt an wirst du tun, was ich sage, verstanden?«
»Schon gut«, seufzte sie, als sei das die unvernünftigste Forderung der Welt. Sie ließ die Hand im Wasser baumeln. »Sie rudern ja nicht mehr«, sagte sie.
»Ich bin müde«, entgegnete Grant.
»Warum bewegen wir uns dann noch?«
Grant setzte sich auf. Es stimmte, das Floß trieb beständig nach Norden. »Hier muß eine Strömung sein.« Die Strömung trieb sie nach Norden, auf das Hotel zu. Er sah auf die Uhr und stellte erstaunt fest, daß es erst Viertel nach sieben war. Nur 15 Minuten waren vergangen, seit er das letzte Mal auf die Uhr gesehen hatte. Ihm war es vorgekommen wie zwei Stunden.
Grant lehnte sich an den Gummiwulst, schloß die Augen und schlief ein.

Fünfte Iteration



»Fehler im System zeigen jetzt schwerwiegende Folgen.«
Ian Malcolm

Die Suche

Gennaro saß im Jeep, hörte die Fliegen summen und starrte die Palmen an, die in der Ferne in der Hitze flirrten. Er staunte über das Schlachtfeld, das vor ihm lag: Hundert Meter weit in jeder Richtung war das Gras plattgetrampelt. Eine große Palme lag entwurzelt am Boden. Im Gras und auf den Felsen rechts von ihnen sah man große Lachen getrockneten Bluts.
Muldoon, der neben ihm saß, sagte: »Kein Zweifel. Rexy war bei den Hadrosauriern.« Er trank noch einen Schluck Whiskey und schraubte dann die Flasche zu. »Verdammt viele Fliegen.«
Sie warteten und beobachteten.
Gennaro trommelte mit den Fingern auf das Armaturenbrett. »Worauf warten wir eigentlich?«
Muldoon antwortete nicht sofort. »Der Rex ist irgendwo da draußen«, sagte er und blinzelte in die Morgensonne. »Und wir haben keine Waffen, die der Rede wert sind.«
»Wir sitzen in einem Jeep.«
»Ach, der kann den Jeep leicht einholen, Mr. Gennaro«, entgegnete Muldoon kopfschüttelnd. »Wenn wir die Straße verlassen und über offenes Gelände fahren, schaffen wir nicht mehr als 50, 60 Stundenkilometer. Das kann der mit Leichtigkeit. Kein Problem für ihn.« Muldoon seufzte. »Aber im Augenblick kann ich nicht viel Bewegung entdecken. Sind Sie bereit, mal ein bißchen riskant zu leben?«
»Klar«, antwortete Gennaro.
Muldoon ließ den Motor an, und bei dem plötzlichen Geräusch

sprangen zwei kleine Othnielia aus dem Gras hoch. Muldoon legte den Gang ein. Er fuhr in einem weiten Kreis um das plattgetrampelte Wiesenstück, lenkte das Auto dann hinein und näherte sich in immer enger werdenden Kreisen der Stelle, wo sie die Othnielia gesehen hatten. Dann stieg er aus und ging vom Jeep weg. Als sich plötzlich eine dichte Fliegenwolke erhob, blieb er stehen.
»Was ist los?« rief Gennaro.
»Bringen Sie mir das Funkgerät«, erwiderte Muldoon.
Gennaro stieg ebenfalls aus und lief zu ihm. Schon aus der Entfernung konnte er den süß-säuerlichen Gestank beginnender Verwesung riechen. Ein dunkler, blutverkrusteter Körper lag mit verdrehten Beinen im Gras.
»Junger Hadrosaurier«, sagte Muldoon und starrte auf den Kadaver hinunter. »Als die Tiere durchgingen, wurde das Junge von der Herde getrennt, und der T-Rex hat es getötet.«
»Woher wissen Sie das?« fragte Gennaro. Das Fleisch war an vielen Stellen von Bissen zerfetzt.
»Das sieht man an den Exkrementen«, sagte Muldoon. »Sehen Sie diese kalkig weißen Dinger im Gras? Das sind Hadrosaurierexkremente. Harnsäure macht sie weiß. Aber sehen Sie dort« - er deutete auf einen riesigen Haufen, der kniehoch aus dem Gras herausragte-, »das stammt von einem Tyrannosaurier.«
»Woher wissen Sie, daß er nicht erst später dazugekommen ist?«
»Die Bißspuren. Sehen Sie die kleinen da?« Er deutete auf den Bauch. »Die sind von den Othys. Diese Bisse haben nicht mehr geblutet. Sie sind ihm erst nach dem Verenden zugefügt worden, von Aasfressern. Den Othys eben. Aber getötet wurde der Hadro mit einem Biß ins Genick - der große Riß dort über den Schulterblättern -, und das war mit Sicherheit der Rex.«
Gennaro beugte sich über den Kadaver und betrachtete die verdrehten, zerquetschten Glieder mit einem Gefühl der Unwirklichkeit. Muldoon neben ihm schaltete das Funkgerät an. »Kontrollraum!«
»Ja«, kam Arnolds Stimme aus dem Gerät.

„Wir haben noch einen toten Hadro gefunden. Ein Halbwüchsiger.« Er bückte sich, scheuchte dabei die Fliegen auf und besah sich die Haut auf der Sohle des rechten Hinterlaufs. Eine Nummer war dort eintätowiert. »Exemplar trägt die Nummer HD Schrägstrich null neun.«
Das Funkgerät knisterte. »Ich habe etwas für Sie«, sagte Arnold.
»Oh? Was denn?«
»Ich habe Nedry gefunden.«

Der Jeep brach durch die Palmreihe am Ostrand der Straße und kam auf einem kleineren Wirtschaftsweg heraus, der zum Dschungelfluß führte. Es war heiß in diesem Teil des Parks, der Dschungel drängte sich schwül und stinkend bis an den Pfad heran. Muldoon fummelte am Computermonitor des Jeeps, der im Augenblick eine Karte des Parks mit einem darübergelegten Raster zeigte. »Sie haben ihn mit den Videokameras gefunden«, sagte er. »Sektor elf null vier ist direkt vor uns.«
Etwas weiter oben an der Straße sah Gennaro eine Betonbarriere und davor den Jeep. »Er ist wahrscheinlich irgendwo falsch abgebogen«, sagte Muldoon. »Der Saukerl.«
»Was hat er mitgehen lassen?« fragte Gennaro.
»Fünfzehn Embryos, sagt Wu. Wissen Sie, was die wert sind? Gennaro schüttelte den Kopf.
»So zwischen zwei und zehn Millionen«, sagte Muldoon. »'ne ganz große Sache.«
Beim Näherkommen sah Gennaro die Leiche neben dem Auto liegen. Sie war grün und ihre Umrisse nicht klar zu erkennen. Doch als der Jeep anhielt, huschten kleine, grüne Gestalten von ihr weg.
»Compys«, sagte Muldoon. »Die Compys haben ihn sich geschnappt.«
Ein Dutzend Procompsognathen, zierliche, kleine Räuber etwa von der Größe einer Ente, standen am Dschungelrand und quiekten aufgeregt, als die Männer aus dem Auto stiegen.

Dennis Nedry lag auf dem Rücken, das kindlich-runde Gesicht war rot und aufgedunsen. Fliegen summten um den geöffneten Mund und die geschwollene Zunge. Seine Leiche war verstümmelt, die Eingeweide herausgerissen, ein Bein durchgenagt. Gennaro drehte sich schnell um und sah zu den Compys hinüber, die einige Meter weiter weg auf ihren Hinterläufen kauerten und die Männer neugierig beobachteten. Er bemerkte, daß die kleinen Dinosaurier fünf Finger hatten. Sie wischten sich damit über das Gesicht, was ihnen ein gespenstisch menschliches Aussehen verlieh –

»O Mann«, sagte Muldoon. »Das waren nicht die Compys.«

»Was?«

Muldoon schüttelte den Kopf. »Sehen Sie diese Flecken da? Auf dem Hemd und dem Gesicht? Und riechen Sie diesen süßlichen Gestank, wie alte, vertrocknete Kotze?«

Gennaro verdrehte die Augen. Er roch es.

»Das ist Dilo-Spucke«, sagte Muldoon. »Speichel von Dilophosauriern. Sehen Sie sich seine Hornhaut an, diese Rötung. In den Augen ist es schmerzhaft, aber nicht tödlich. Dem Opfer bleiben ungefähr zwei Stunden Zeit, um es mit dem Gegenmittel auszuwaschen. Wir haben überall im Park welches deponiert, für den Notfall. Aber dem Kerl hätte es sowieso nichts geholfen. Die haben ihn geblendet und ihm dann den Bauch aufgeschlitzt. Nicht gerade ein schöner Tod. Vielleicht gibt es doch eine Gerechtigkeit in dieser Welt.«

Die Procompsognathen quietschten und hüpften auf und ab, als Muldoon die hintere Tür des Jeeps öffnete und eine graue Metallröhre und einen Stahlkoffer herausholte. »Es ist noch alles da«, sagte er und gab Gennaro zwei dunkle Zylinder.

»Was sind das für Dinger?« fragte Gennaro.

»Die sind genau das, wonach sie aussehen«, antwortete Muldoon. »Raketen.« Als Gennaro zurückwich, sagte er: »Aufpassen - oder wollen Sie in was hineintreten?«

Gennaro stieg vorsichtig über Nedrys Leiche. Muldoon trug die Röhre zu dem anderen Jeep und legte sie auf den Rücksitz. Dann setzte er sich hinter das Lenkrad. »Fahren wir.«

„Was ist mit ihm?« fragte Gennaro und deutete auf die Leiche. „Was soll mit ihm sein?« entgegnete Muldoon. »Wir haben noch eine Menge Arbeit vor uns.« Er legte den Gang ein. Als Gennaro sich noch einmal umdrehte, sah er, daß die Compys schon wieder weiterfraßen. Einer sprang hoch, hockte sich auf Nedrys klaffenden Mund und nagte an seiner Nase.

Der Dschungelfluß wurde immer schmaler. Die Ufer kamen so nahe, daß die überhängenden Äste sich berührten und ein Blätterdach bildeten, das die Sonne verdeckte. Tim hörte Vögel kreischen und sah kleine, piepsende Dinosaurier von Ast zu Ast hüpfen. Doch ansonsten war es still und die Luft heiß und schwer unter dem Baldachin der Blätter.
Grant sah auf die Uhr. Es war acht Uhr. Friedlich trieben sie zwischen Sonnenlichtflecken dahin. Die Strömung schien etwas kräftiger geworden zu sein. Grant, der wieder aufgewacht war, lag auf dem Rücken und starrte hoch in das Blätterdach. Lex saß im Bug und streckte die Arme nach den Zweigen aus.
»He, was machst du da?« fragte er.
»Glauben Sie, daß man diese Beeren da essen kann?« Sie zeigte auf die Bäume. Einige der überhängenden Äste waren so nah, daß man sie berühren konnte. Tim sah Trauben leuchtendroter Beeren an den Zweigen.
»Nein«, sagte Grant.
»Warum nicht? Die kleinen Dinosaurier fressen sie doch auch.«Sie deutete auf ein paar kleine Microceratopsiden in den Bäumen. »Nein, Lex.«
Sie seufzte. Seine Autorität paßte ihr nicht. »Wenn nur Daddy hier wäre«, sagte sie. »Daddy weiß immer, was man tun muß.«
»Was redest du denn da?« sagte Tim. »Der weiß doch nie, was man tun muß.«
»Doch, weiß er schon«, seufzte sie und starrte die vorbeiziehenden Bäume an, deren dicke Wurzeln bis an den Wasserrand reichten. »Nur weil du nicht sein Liebling bist...«

Tim wandte sich ab und erwiderte nichts.
»Aber denk dir nichts, Daddy mag dich auch. Obwohl du auf Computer stehst und nicht auf Sport.«
Tim wandte sich an Grant. »Daddy ist nämlich ein totaler Sportfanatiker«, sagte er.
Grant nickte. Oben in den Bäumen hüpften knapp einen halben Meter große, hellgelbe Dinosaurier von Ast zu Ast. Sie hatten gebogene Schnauzen, die an Papageienschnäbel erinnerten.
»Weißt du, wie die heißen, Lex?« fragte Tim. »Microceratopsiden«, sagte er.
»Na toll.«
»Ich hab mir gedacht, das interessiert dich vielleicht.«
»Nur sehr kleine Jungs interessieren sich für Dinosaurier«, erwiderte sie.
»Wer sagt das?«
»Daddy.«
Tim fing wütend an zu schimpfen, aber Grant legte ihm die Hand auf den Arm. »Seid still, Kinder«, sagte er.
»Warum?« fragte Lex. »Ich kann tun, was ich will, und wenn ich -« Sie verstummte plötzlich, denn jetzt hörte auch sie es. Es war ein Schrei, bei dem einem das Blut in den Adern gefror. Er kam von irgendwo flußabwärts.

»Wo zum Teufel ist dieser verdammte Rex?« fragte Muldoon ins Funkgerät. »Hier sehen wir ihn nämlich nirgends.« Sie waren wieder im Sauropodenterritorium, auf der zertrampelten Wiese, wo die Hadrosaurier durchgegangen waren.
»Ich seh gleich mal nach«, antwortete Arnold und schaltete ab.
»Seh gleich mal nach«, wiederholte Muldoon sarkastisch. »Warum hat er das nicht schon vorher getan? Warum hat er ihn nicht im Auge behalten?«
»Keine Ahnung«, erwiderte Gennaro.
»Er zeigt sich nirgends«, sagte Arnold einen Augenblick später.
»Was soll das heißen, er zeigt sich nirgends?«

„Er ist nicht auf den Monitoren. Die Bewegungsmelder finden ihn nicht.«
»Scheiße«, sagte Muldoon. »Apropos Bewegungsmelder: Haben Sie Grant und die Kinder gesehen?«
»Auch die finden die Bewegungsmelder nicht.«
»Na, und was sollen wir jetzt tun?« fragte Muldoon.
»Warten«, erwiderte Arnold.

»Schaut! Schaut!«
Direkt vor ihnen erhob sich die hohe Kuppel des Aviariums. Grant hatte es bis dahin nur aus der Entfernung gesehen und erkannte erst jetzt, wie riesig es war - mindestens ein halber Kilometer im Durchmesser. Die Verstrebungen glänzten matt in dem leichten Dunst, und Grants erster Gedanke war, daß das Glas mindestens eine Tonne wiegen mußte. Doch beim Näherkommen sah er, daß es gar kein Glas gab, sondern nur die Verstrebungen. Dünne Netze hingen zwischen den einzelnen Elementen.
»Es ist noch nicht fertig«, bemerkte Lex.
»Ich glaube, das soll so offen sein«, erwiderte Grant.
»Dann können die Vögel ja alle heraus.«
»Nicht, wenn es sehr große Vögel sind«, sagte Grant.
Der Fluß trug sie unter dem Rand der Kuppel hindurch. Sie sahen nach oben. Jetzt waren sie im Inneren der Kuppel und trieben weiter. Nach wenigen Minuten war die Kuppel so hoch, daß sie im Dunst kaum noch zu sehen war. »Wenn ich mich richtig erinnere, gibt es hier noch ein zweites Hotel«, sagte Grant.
»Wollen Sie anhalten?« fragte Tim.
»Vielleicht finden wir ein Telefon. Oder einen Bewegungsmelder.« Grant steuerte zum Ufer. »Wir müssen versuchen, mit dem Kontrollraum Kontakt aufzunehmen. Sonst wird es langsam zu spät.« Auf dem schlammigen Boden immer wieder ausgleitend, kletterten sie ans Ufer, und Grant zog das Floß aus dem Wasser. Dann band er es an einem Baum fest, und sie machten sich durch einen dichten Palmenwald auf den Weg.

Aviarium

»Ich versteh das einfach nicht«, sagte John Arnold in den Hörer. »Ich seh den Rex nicht, und auch Grant und die Kinder seh ich nirgends.«
Er saß vor seiner Konsole und trank seine x-te Tasse Kaffee. Überall im Kontrollraum lagen Pappteller und halbgegessene Sandwiches verstreut. Arnold war erschöpft. Es war Samstag morgen acht Uhr. In den 13 Stunden, seit Nedry das Computerprogramm, das den DinoPark kontrollierte, zerstört hatte, hatte Arnold geduldig ein System nach dem anderen wieder aktiviert. »Alle Systeme sind aktiviert und funktionieren ordnungsgemäß. Die Telefone gehen wieder. Für Sie habe ich bereits einen Arzt gerufen.«
Malcolm am anderen Ende der Leitung hustete. Er lag in seinem Zimmer im Hotel. »Aber Sie haben Probleme mit den Bewegungsmeldern?«
»Na ja, ich finde nicht, was ich suche.«
»Den Rex zum Beispiel?«
»Von dem ist im Augenblick überhaupt nichts zu sehen. Vor ungefähr 20 Minuten ist er am Ufer der Lagune entlang nach Norden losmarschiert, und dann habe ich ihn verloren. Ich weiß nicht warum, außer daß er sich vielleicht wieder schlafen gelegt hat.«
»Und Grant und die Kinder können Sie auch nicht finden?«
»Nein.«
»Ich glaube, die Sache ist ganz einfach«, sagte Malcolm. »Die Bewegungsmelder decken nur ein inadäquates Gebiet ab.«
»Inadäquat?« wiederholte Arnold pikiert. »Sie decken 92 -«
»92 Prozent der Landfläche, ich weiß«, unterbrach ihn Malcolm. »Aber wenn Sie sich den Rest auf der Karte ansehen, werden Sie sicher feststellen, daß diese acht Prozent topologische Kontinuität besitzen, das heißt, sie hängen zusammen. Das bedeutet, daß sich

ein Tier im ganzen Park frei bewegen kann, ohne entdeckt zu werden, indem es dem Verlauf einer Wirtschaftsstraße, des Dschungelflusses, der Küste oder ähnlichem folgt.«
»Auch wenn das so wäre«, erwiderte Arnold, »sind die Tiere doch zu blöd, um das zu wissen.«
»Es ist noch gar nicht klar, wie dumm die Tiere sind«, sagte Malcolm.
»Sie glauben, daß Grant und die Kinder das tun?« fragte Arnold.
»Auf gar keinen Fall«, antwortete Malcolm und hustete wieder. »Grant ist kein Dummkopf. Er will ja von Ihnen entdeckt werden. Grant und die Kinder werden wahrscheinlich vor jedem Bewegungsmelder, an dem sie vorbeikommen, stehenbleiben und winken. Aber vielleicht haben sie andere Probleme, von denen wir nichts wissen. Vielleicht sind sie aber auch am Fluß.«
»Das kann ich mir nicht vorstellen. Die Ufer sind sehr schmal. Man kann an ihnen nicht entlanggehen.«
»Würde der Fluß sie hierher zurückbringen?«
»Ja, aber es ist nicht gerade der sicherste Weg. Er fließt durch das Aviarium...«
»Warum gehörte eigentlich das Aviarium nicht zur Besichtigungstour?« fragte Malcolm.
»Wir hatten Probleme bei der Fertigstellung. Ursprünglich war dort ein zweites Hotel geplant, ein Pfahlbau hoch über dem Erdboden, von dem aus die Besucher die Pterodaktylen in Flughöhe beobachten könnten. Wir haben inzwischen vier Daktylen im Aviarium - genaugenommen sind es Cearadaktylen, große Fischräuber.«
»Was ist mit denen?«
»Also, während der Fertigstellung des Hotels haben wir die Daktylen ins Aviarium gebracht, um sie zu akklimatisieren. Aber das war ein schwerer Fehler. Wir haben nämlich gemerkt, daß unsere Fischräuber Revierverhalten zeigen.«
»Revierverhalten?«
»Ein äußerst ausgeprägtes Revierverhalten«, sagte Arnold. »Sie

kämpfen untereinander um ihre Reviere, und sie greifen jedes Tier an, das in ein von ihnen markiertes Gebiet eindringt.«
»Sie greifen es an?«
»Es ist ein eindrucksvolles Schauspiel«, sagte Arnold. »Die Daktylen schweben bis zur Spitze des Aviariums, klappen die Flügel ein und tauchen ab. Ein 30 Pfund schweres Tier wirft einen Mann zu Boden wie eine Tonne Ziegel. Die haben schon Arbeiter bewußtlos geschlagen und sie übel zugerichtet.«
»Die Daktylen verletzen sich dabei nicht?«
»Bis jetzt noch keiner.«
»Wenn also die Kinder im Aviarium sind...«
»Sind sie nicht«, entgegnete Arnold. »Ich hoffe es wenigstens.«

»Ist das das Hotel?« fragte Lex. »Was für ein Dreckloch.«
Unter der Kuppel des Aviariums ragte das Pteratops-Hotel auf dicken, hölzernen Pfählen aus einer Tannengruppe. Aber das Gebäude war unfertig und noch ohne Anstrich, die Fenster vernagelt. Bäume und Gebäude waren mit breiten, weißen Farbstreifen bespritzt.
»Sie haben bestimmt einen Grund gehabt, warum sie es nicht fertiggebaut haben«, sagte Grant und versuchte, seine Enttäuschung zu verbergen. Er sah auf die Uhr. »Kommt, laßt uns zum Boot zurückgehen.«
Unterwegs brach die Sonne durch und machte den Morgen etwas fröhlicher. Grant betrachtete das Gitterwerk der Schatten, das die Verstrebungen der Kuppel auf die Erde warfen. Auf Blättern und auf dem Erdboden bemerkte er die gleiche kalkweiße Substanz, mit der auch das Hotel bespritzt war. Außerdem lag ein ausgeprägter, säuerlicher Geruch in der morgendlichen Luft.
»Hier stinkt's«, sagte Lex. »Was ist denn das ganze weiße Zeugs?«
»Sieht aus wie Reptilienkot. Wahrscheinlich von den Vögeln.«
»Warum haben sie das Haus nicht fertiggebaut?«
»Das weiß ich nicht.«
Sie betraten eine grasbewachsene, mit Wildblumen überwucherte

Lichtung. Ein langgezogener, leiser Pfeifton war zu hören. Vom anderen Ende des Waldstücks kam als Antwort ein zweiter.
»Was war das?«
»Weiß ich nicht.«
Dann sahen sie auf der Wiese vor sich den dunklen Schatten einer Wolke. Der Schatten bewegte sich sehr schnell. In wenigen Sekunden war er über sie hinweggezogen. Grant hob den Kopf und sah eine riesige, dunkle Gestalt über ihnen schweben, die die Sonne verdeckte.
»Puh!« sagte Lex. »Ist das ein Pterodaktyl?«
»Ja«, antwortete Tim.
Grant schwieg. Er war verzaubert vom Anblick dieses riesigen fliegenden Tiers. Leise pfeifend segelte der Pterodaktyl hoch oben in der Luft einen anmutigen Kreis.
»Warum bekommt man die eigentlich bei der Tour nicht zu sehen?« fragte Tim.
Grant hatte sich diese Frage auch schon gestellt. Es war wunderschön, das anmutige Schweben dieser Flugsaurier zu beobachten. Ein zweiter Pterodaktyl tauchte auf, dann ein dritter und ein vierter.
»Vielleicht weil sie das Haus nicht fertiggebaut haben«, sagte Lex.
Grant dachte eben, daß dies keine gewöhnlichen Pterodaktylen sein konnten. Dafür waren sie viel zu groß. Es waren wahrscheinlich Cearadaktylen, große fliegende Reptilien aus der frühen Kreidezeit. Hoch oben in der Luft sahen sie aus wie kleine Flugzeuge. Als sie dann etwas tiefer flogen, sah er ihre Spannweite von über fünf Metern, die pelzigen Körper und die krokodilähnlichen Köpfe. Es waren Fischfresser gewesen, fiel ihm ein. In Südamerika und Mexiko.
Lex hielt sich die Hand über die Augen und sah nach oben.
»Können sie uns was tun?«
»Ich glaube nicht. Sie fressen nur Fische.«
Einer der Daktylen sauste spiralförmig nach unten, ein huschender dunkler Schatten, der in einem Schwall warmer Luft, einen

säuerlichen Geruch hinter sich herziehend, an ihnen vorbeirauschte.
»Whow!« rief Lex. »Die sind aber wirklich groß.« Und dann fügte sie hinzu: »Sind Sie sicher, daß sie uns nichts tun können?«
»Ziemlich sicher.«
Ein zweiter Daktyl stürzte, noch schneller als der erste, auf sie zu. Er kam von hinten und strich knapp über ihre Köpfe hinweg. Grant sah kurz den zahnbewehrten Schnabel und den pelzigen Körper. Wie eine große Fledermaus, dachte er. Er war überrascht, wie zart und zerbrechlich diese Tiere wirkten. Die riesigen Flügel bestanden aus einer feinen, rosafarbenen Membran, die so dünn war, daß die Sonne durchschien.
»Au!« rief Lex plötzlich und faßte sich an den Kopf. »Er hat mich gebissen.«
»Was?« fragte Grant.
»Er hat mich gebissen! Er hat mich gebissen!« Als sie die Hand wegzog, sah er Blut an ihren Fingern.
Die beiden Daktylen oben am Himmel zogen ihre Flügel ein und rasten als kleine dunkle Körper auf die Erde zu. Während des Sturzflugs stießen sie eine Art Schrei aus.
»Kommt!« rief Grant und faßte die Kinder an den Händen. Die näherkommenden Schreie in den Ohren, rannten sie über die Lichtung, und Grant warf sich, die Kinder mitreißend, gerade noch rechtzeitig zu Boden, während die Daktylen kreischend und flügelschlagend über sie hinwegpfiffen. Grant spürte, wie Klauen sein Hemd am Rücken aufrissen.
Dann war er wieder auf den Beinen, zerrte Lex hoch und lief mit den Kindern an der Hand ein paar Schritte, während über ihnen die beiden anderen Vögel kreisten und dann schreiend auf sie zustürzten. Im letzten Augenblick warf er die Kinder zu Boden, und die großen Schatten flatterten vorbei.
»Igitt«, sagte Lex angeekelt. Er sah, daß sie mit weißem Vogelkot bekleckert war.
Grant rappelte sich wieder hoch. »Los, weiter!«

Er wollte eben anfangen zu laufen, als Lex entsetzt aufschrie. Er drehte sich um und sah, daß einer der Daktylen sie mit den Klauen an der Schulter gepackt hatte. Die riesigen, durchscheinenden Flügel flatterten links und rechts von ihr. Der Daktyl versuchte abzuheben, aber Lex war zu schwer, und während er sich abmühte, schlug er immer wieder mit seiner langen, spitzen Schnauze auf ihren Kopf ein.
Lex schrie und wedelte wild mit den Armen. Grant tat das erste, was ihm in den Sinn kam. Er rannte zu ihr, sprang hoch und warf sich gegen den Körper des Daktyls. Er warf ihn zu Boden und stürzte auf den pelzigen Körper. Das Tier kreischte und schnappte nach ihm; Grant zog den Kopf ein und stieß sich ab, während die riesigen Flügel seinen Körper umflatterten. Es war, wie wenn man bei Sturm in einem Zelt sitzt. Grant sah nichts und hörte nichts; um ihn war nichts als Flattern und Kreischen und die ledrigen Membranen. Die klauenbewehrten Beine schlugen wild nach seiner Brust. Lex schrie. Grant löste sich von dem Daktyl, und das Tier schnatterte und kreischte, während es flügelschlagend versuchte, sich umzudrehen und aufzustehen. Schließlich zog es wie eine Fledermaus die Flügel ein, rollte sich auf den Bauch, stützte sich auf die Flügelklauen und begann so zu gehen. Grant hielt erstaunt inne.
Das Tier konnte auf seinen Flügeln laufen! Der Forscher Lederer hatte mit seiner Hypothese also recht gehabt! Aber dann sausten die anderen Daktylen schon wieder auf sie herunter, Grant war benommen und aus dem Gleichgewicht und mußte entsetzt zusehen, wie Lex die Arme über dem Kopf zusammenschlug und davonlief... und Tim schrie sich die Lunge aus dem Leib. Der erste der Daktylen stieß herab, Lex warf ihm etwas zu, und plötzlich stieg er pfeifend wieder in die Höhe. Die anderen stiegen ebenfalls und jagten dem ersten nach. Der vierte folgte mit unbeholfen flatternden Flügelschlägen. Grant hob den Kopf und kniff die Augen zusammen, um zu sehen, was passiert war. Die drei Daktylen verfolgten mit wütenden Schreien den ersten.

Sie waren wieder alleine auf der Lichtung.
»Was ist passiert?« fragte Grant.
»Sie haben sich meinen Handschuh geschnappt«, erwiderte Lex. Grant und die Kinder setzten ihren Weg fort. Tim legte Lex die Arme um die Schulter. »Bist du in Ordnung?«
»Natürlich, du Blödmann«, sagte sie und schüttelte ihn ab. Sie sah nach oben. »Hoffentlich ersticken sie an ihm.«
»Ja«, sagte Tim. »Das hoffe ich auch.«
Ein Stück weit vor ihnen sahen sie das Boot am Ufer liegen. Grant schaute auf die Uhr. Acht Uhr 30. Noch zweieinhalb Stunden. Lex jubelte, als sie wieder unter der silbrigen Kuppel hindurchglitten. Dann rückten die beiden Ufer wieder näher und die Äste der Bäume berührten sich über ihren Köpfen. Der Fluß wurde noch schmaler als zuvor, an manchen Stellen war er nur drei Meter breit, und die Strömung wurde sehr schnell. Lex griff im Vorbeitreiben nach den Ästen.
Grant lehnte sich zurück und lauschte dem Gurgeln des Wassers unter der warmen Gummihaut. Sie kamen jetzt schneller vorwärts, die Äste über ihren Köpfen glitten rascher vorbei. Das war angenehm; und es bedeutete, daß sie früher zurücksein würden. Grant wußte nicht genau, wie weit sie schon gekommen waren, aber bestimmt waren sie schon einige Kilometer von dem Wirtschaftsgebäude entfernt, in dem sie die Nacht verbracht hatten. Sieben oder acht Kilometer vielleicht. Vielleicht sogar mehr. Von der Stelle, wo sie den Fluß verlassen mußten, war es dann vielleicht nur noch eine Stunde Fußmarsch bis zum Hotel. Nach dem Erlebnis im Aviarium hatte es Grant allerdings nicht sehr eilig, den Fluß zu verlassen. Im Augenblick kamen sie gut vorwärts.
»Wie es Ralph wohl geht?« fragte Lex. »Wahrscheinlich ist er tot oder so.«
»Es geht ihm bestimmt gut.«
»Ich frag mich nur, ob er mich hätte reiten lassen.« Sie seufzte, die Sonne hatte sie schläfrig gemacht. »Es wäre lustig, auf Ralph zu reiten.«

Tim wandte sich an Grant. »Wissen Sie noch, gestern abend bei den Stegosauriern?«
»Ja.«
»Warum haben Sie die anderen nach Frosch-DNS gefragt?«
»Wegen der Fortpflanzung«, antwortete Grant. »Die können sich doch nicht erklären, warum die Dinosaurier sich fortpflanzen, wo sie angeblich alle bestrahlt und außerdem weiblich sind.«
»Ja.«
»Aber die Bestrahlung ist generell sehr unzuverlässig und funktioniert wahrscheinlich überhaupt nicht; ich glaube, das wird sich hier noch zeigen. Bleibt das Problem, daß alle Dinosaurier weiblich sind. Wie können sie sich vermehren, wenn sie alle weiblich sind?«
»Ja, wie?«
»Nun ja, im Tierreich gibt es außergewöhnlich viele verschiedene Arten von sexueller Fortpflanzung.«
»Tim interessiert sich sehr für Sex«, warf Lex dazwischen.
Beide ignorierten sie. »Zum Beispiel«, fuhr Grant fort, »pflanzen sich viele Tiere fort, ohne je im eigentlichen Sinn sexuell zu verkehren. Das Männchen stößt eine Samenkapsel ab, die das Sperma enthält, und das Weibchen nimmt sie später auf. Diese Art von Austausch verlangt keinen so deutlichen körperlichen Unterschied zwischen Männchen und Weibchen, wie wir ihn normalerweise erwarten. Bei einigen Tieren sind sich Weibchen und Männchen viel ähnlicher als beim Menschen.«
Tim nickte. »Aber was ist mit den Fröschen?«
Plötzlich hörte Grant Kreischen in den Bäumen, die Microceratopsiden stoben erschreckt auseinander und brachten die Äste zum Schwanken. Am linken Ufer brach der große Kopf des Tyrannosauriers aus dem Blätterwerk hervor und schnappte nach dem Floß. Lex heulte entsetzt auf, und Grant paddelte zum entgegengesetzten Ufer, doch an dieser Stelle war der Fluß nur knappe drei Meter breit. Der Tyrannosaurier hatte sich in der dichten Vegetation verfangen; er wand sich, drehte den Kopf hin und her und brüllte. Dann zog er den Kopf wieder zurück.

Durch die Bäume am Uferrand sahen sie die riesige, dunkle Gestalt des Tyrannosauriers nach Norden weiterziehen; er suchte eine Lücke zwischen den Bäumen. Die Microceratopsiden waren alle ans gegenüberliegende Ufer geflüchtet, wo sie aufgeregt kreischend auf und ab hüpften. Grant, Lex und Tim auf dem Floß konnten nur hilflos zusehen, wie der Tyrannosaurier durchzubrechen versuchte. Aber die Bäume am Uferrand standen zu dicht. Der Tyrannosaurier zog weiter flußabwärts und versuchte es ein Stück vor dem Boot noch einmal. Wütend rüttelte er an den Ästen. Aber er schaffte es nicht.
Schließlich trottete er davon. Weiter flußabwärts.
»Ich hasse ihn«, sagte Lex.
Grant lehnte sich schlaff an den Gummiwulst. Er war bestürzt. Wenn der Tyrannosaurier durchgebrochen wäre, hätte Grant für die Kinder nichts mehr tun können. Der Fluß war an dieser Stelle kaum breiter als das Floß. Es war wie in einem Tunnel. Immer wieder schabten die Gummiwülste über Schlamm, während das Boot von der schnellen Strömung weitergetrieben wurde.
Grant sah auf die Uhr. Fast neun. Das Floß trieb weiter flußabwärts.
»He!« rief Lex. »Hört mal!«
Ein Knurren war zu hören und dazwischen wiederholte Eulenschreie. Die Geräusche kamen hinter einer Biegung etwas weiter flußabwärts hervor. Grant horchte und hörte wieder die Schreie.
»Was ist das?« fragte Lex.
»Ich weiß es nicht«, erwiderte Grant. »Aber es sind auf jeden Fall mehrere Tiere.« Er paddelte das Floß ans gegenüberliegende Ufer und griff dort nach einem Ast, damit die Strömung es nicht wieder losriß. Erneut war das Knurren zu hören. Und dann die Schreie.
»Es klingt wie ein Schwärm Eulen«, sagte Tim.

Malcolm stöhnte. »Ist es noch nicht Zeit für das Morphium?
»Noch nicht«, sagte Ellie.
Malcolm seufzte. »Wieviel Wasser haben wir hier?«

»Keine Ahnung. Aus der Leitung kommt jede Menge fließendes Wasser -«
»Nein, ich meine, wieviel auf Vorrat? Überhaupt etwas?«
Ellie zuckte die Achseln. »Nein.«
»Gehen Sie in jedes Zimmer auf diesem Stockwerk«, sagte Malcolm, »und lassen Sie die Badewannen vollaufen.«
Ellie runzelte die Stirn.
»Außerdem«, fuhr Malcolm fort, »haben wir Walkie-talkies? Taschenlampen? Streichhölzer? Sterno-Kocher? Solche Sachen eben.«
»Ich seh mich mal um. Richten Sie sich vielleicht auf ein Erdbeben ein?«
»Etwas in der Richtung«, erwiderte Malcolm. »Der Malcolm-Effekt impliziert katastrophale Veränderungen.«
»Aber Arnold sagt, daß alle Systeme wieder perfekt funktionieren.«
»Genau dann passiert's«, sagte Malcolm.
»Sie mögen Arnold nicht besonders, hm?« fragte Ellie.
»Er ist in Ordnung. Ein Ingenieur eben. Bei Wu ist es das gleiche. Beides Techniker. Sie haben keine Intelligenz. Die haben bloß das, was ich als Dünntelligenz bezeichne. Sie sehen nur die augenblickliche Situation. Sie denken beschränkt, nennen es aber detailgenau. Sie sehen das Umfeld nicht, überlegen sich keine Konsequenzen. Und genau damit kommt eine Insel wie diese zustande: durch dünntelligentes Denken. Man kann nämlich kein Tier erschaffen und erwarten, daß es sich nicht lebendig verhält. Nicht unberechenbar ist. Nicht versucht auszubrechen. Aber das verstehen die einfach nicht.«
»Glauben Sie nicht, daß das in der Natur des Menschen liegt?« fragte Ellie.
»Mein Gott, nein«, sagte Malcolm. »Das ist so, als würde man sagen, Rührei mit Schinken zum Frühstück liegt in der Natur des Menschen. Es hat damit überhaupt nichts zu tun. Das ist eine typisch westliche Angewohnheit, und dem Großteil der restlichen

Welt wird's schon bei dem Gedanken daran schlecht.« Er krümmte sich vor Schmerz. »Das Morphium macht mich philosophisch.«
»Wollen Sie etwas Wasser?«
»Nein. Ich sag Ihnen, was das Problem mit Technikern und Wissenschaftlern ist. Die Wissenschaftler plappern immer groß daher, wollen die Wahrheit über die Natur herausfinden. Was natürlich stimmt, aber das ist es nicht, was sie antreibt. Kein Mensch läßt sich von Abstraktionen wie der Suche nach Wahrheit antreiben. Was die Wissenschaftler wirklich antreibt ist der Drang, etwas zu erreichen. Sie konzentrieren sich nur darauf, ob sie etwas tun können und stellen sich nie die Frage, ob sie es tun sollten. Weil es ihnen am besten in den Kram paßt, bezeichnen sie solche Überlegungen als sinnlos. Wenn sie die Forschungen nicht betreiben, tut's ein anderer; die jeweilige Entdeckung, so glauben sie, ist unausweichlich. Also versuchen sie es einfach als erste zu tun. So sind die Spielregeln der Wissenschaft. Sogar noch die reine, wissenschaftliche Entdeckung ist ein aggressiver, penetrierender Akt. Umfangreiche Hilfsmittel sind zu einer Entdeckung nötig, und danach verändert sie die Welt. Teilchenbeschleuniger durchziehen den Boden und hinterlassen radioaktive Nebenprodukte. Astronauten lassen auf dem Mond Abfall liegen. Es gibt immer Spuren, daß Wissenschaftler irgendwo waren und ihre Entdeckungen gemacht haben. Jede Entdeckung ist eine Vergewaltigung der Natur. Immer.
Und die Wissenschaftler wollen es so. Sie müssen überall ihre Instrumente hineinstecken, sie müssen einfach ihre Spuren hinterlassen. Sie können nicht einfach nur zusehen. Sie wissen nichts so zu würdigen, wie es ist, denn sie können sich einfach nicht in die natürliche Ordnung der Dinge einfügen. Sie müssen etwas Unnatürliches geschehen lassen. Das ist die Arbeit des Wissenschaftlers, und inzwischen haben wir ganze Gesellschaften, die versuchen, wissenschaftlich zu sein.« Er seufzte und sank in die Kissen.
»Glauben Sie nicht, daß Sie etwas übertreiben?« fragte Ellie.
»Wie sehen Ihre Ausgrabungsstätten ein Jahr danach aus?«

»Ziemlich übel«, mußte Ellie zugeben.
»Nach den Grabungen bepflanzen Sie nicht neu, richten das Land nicht wieder her?«
»Nein.«
»Warum nicht?«
Sie zuckte die Achseln. »Wahrscheinlich, weil kein Geld da ist.«
»Es ist nur genug Geld da zum Graben, nicht zum Reparieren?«
»Na ja, wir arbeiten doch nur im Ödland.«
»Nur im Ödland«, wiederholte Malcolm. »Nur Abfall. Nur Nebenprodukte. Nur Nebeneffekte... Ich versuche Ihnen klarzumachen, daß die Wissenschaftler es genau so wollen. Sie wollen Nebenprodukte und Abfall und Nebeneffekte. Das ist für sie eine Art der Selbstbestätigung. Es gehört zum Wesen der Wissenschaft, und es entwickelt sich immer mehr zur Katastrophe.«
»Wo liegt der Ausweg?«
»Man muß die Dünntelligenten loswerden. Ihnen die Macht nehmen.«
»Aber dann verlieren wir jeden Fortschritt -«
»Welchen Fortschritt?« fragte Malcolm unwirsch. »Die Anzahl der Stunden, die eine Frau mit Hausarbeit zubringt, hat sich seit 1930 nicht geändert, trotz aller Fortschritte. Trotz der ganzen Staubsauger, Waschmaschinen, Trockner, Abfallpressen, Müllschlucker, bügelfreien Stoffe... Warum dauert ein Hausputz noch immer so lange wie 1930?«
Ellie erwiderte nichts.
»Weil es keinen Fortschritt gegeben hat«, fuhr Malcolm fort. »Keinen wirklichen. Die Menschen, die vor 30.000 Jahren die Höhlenmalereien von Lascaux schufen, arbeiteten 20 Stunden pro Woche, um sich mit Nahrung, Kleidung und Unterkunft zu versorgen. Den Rest der Zeit konnten sie spielen oder schlafen oder tun, was sie wollten. Und sie lebten in einer natürlichen Umgebung, mit sauberer Luft, sauberem Wasser, wunderbaren Bäumen und Sonnenuntergängen. Denken Sie mal darüber nach. 20 Stunden Pro Woche. Vor 30.000 Jahren.«

»Wollen Sie die Uhr zurückdrehen?« fragte Ellie.
»Nein«, erwiderte Malcolm. »Ich will, daß die Leute aufwachen. Seit 400 Jahren gibt es die moderne Wissenschaft, und inzwischen sollten wir wissen, wozu sie gut ist und wozu nicht. Es ist Zeit für eine Veränderung.«
»Bevor wir den Planeten zerstören?« fragte sie.
Er seufzte und schloß die Augen. »Ach, meine Liebe«, sagte er. »Das ist das letzte, worüber ich mir Sorgen machen würde.«

Im dunklen Tunnel des Dschungelflusses hangelte Grant sich an den Ästen entlang und schob so das Floß vorsichtig vorwärts. Er hörte die Geräusche noch immer. Und schließlich sah er die Dinosaurier.
»Sind das nicht die, die Gift spucken?«
»Ja«, sagte Grant. »Dilophosaurier.«
Zwei Dilophosaurier standen am Ufer. Ihre gut drei Meter großen Körper waren gelb und schwarz gesprenkelt. Die Bäuche waren grün, wie bei Eidechsen. V-förmige Kämme ragten von den Stirnen hoch. Die Ähnlichkeit mit Vögeln wurde noch verstärkt von der Art ihrer Bewegungen, der Art, wie sie sich vorbeugten, um Wasser aus dem Fluß zu trinken, und sich dann wieder aufrichteten, um zu knurren und zu schreien.
»Sollen wir aussteigen und zu Fuß weitergehen?« flüsterte Lex. Grant schüttelte den Kopf. Die Dilophosaurier waren kleiner als der Tyrannosaurier, klein genug, um durch die dichte Vegetation am Uferrand zu schlüpfen. Außerdem schienen sie sehr schnell zu sein.
»Aber im Floß können wir an ihnen nicht vorbei«, sagte Lex. »Die sind doch giftig.«
»Wir müssen aber«, entgegnete Grant. »Irgendwie.«
Die Dilophosaurier tranken und schrien wieder. Ihr Verhalten untereinander hatte etwas eigentümlich Rituelles und Repetitives. Das Tier links beugte sich vor, um zu trinken, es öffnete dabei sein Maul, zeigte eine Reihe scharfer Zähne, und dann schrie es.

Darauf schrie das Tier rechts und beugte sich vor, um zu trinken, in spiegelverkehrter Imitation des ersten. Und diese Abfolge wiederholte sich immer wieder auf die gleiche Art.
Grant bemerkte, daß das rechte Tier kleiner war. Auch die Punkte auf dem Rücken waren kleiner, und der Kamm war von einem stumpferen Rot -
»Unglaublich«, sagte er. »Das ist ein Paarungsritual.«
»Können wir an ihnen vorbei?«
»Nicht, wenn sie so bleiben, wie sie sind. Sie stehen direkt am Wasser.« Grant wußte, daß solche Paarungsrituale oft Stunden dauerten. Die Tiere fraßen in dieser Zeit nicht, und sie achteten auf nichts anderes... Er sah auf die Uhr. 20 nach neun.
»Was sollen wir tun?« fragte Tim.
Grant seufzte. »Keine Ahnung.« Er setzte sich ins Floß, und plötzlich begannen die Dilophosaurier erregt und hektisch zu schreien. Grant sah hoch. Beide Tiere hatten sich umgedreht.
»Was ist los?« fragte Lex.
Grant lächelte. »Ich glaube, wir bekommen Hilfe.« Er stieß das Boot vom Ufer ab. »Ich will, daß ihr beide euch jetzt flach auf den Boden legt. Wir fahren so schnell dran vorbei, wie wir können. Aber denkt daran: Egal was passiert, seid still und rührt euch nicht. Okay?«
Das Floß begann, stromabwärts zu treiben, auf die schreienden Dilophosaurier zu. Es wurde immer schneller. Lex lag zu Grants Füßen und starrte ihn mit ängstlichem Blick an. Immer näher kamen sie den beiden Tieren, die aber dem Fluß weiter den Rücken zudrehten. Trotzdem zog Grant vorsichtshalber seine Luftpistole heraus und überprüfte die Kammer.
Das Floß trieb weiter, und sie nahmen einen eigenartigen Geruch wahr, süß-säuerlich und ekelerregend. Es roch wie getrocknetes Erbrochenes. Das Schreien der Dilophosaurier wurde lauter. Sie kamen um das letzte Stück der Biegung herum, und Grant hielt den Atem an. Die Dilophosaurier waren nur noch einen guten Meter entfernt und schrien zum anderen Ufer hinüber.

Wie Grant befürchtet hatte, war es der Tyrannosaurier, den sie anschrien.
Der Tyrannosaurier versuchte, durch die Bäume zu brechen, und die Dilophosaurier schrien und stampften im Schlamm. Das Floß trieb an ihnen vorbei. Der Gestank war ekelerregend. Der Tyrannosaurier brüllte, wahrscheinlich hatte er das Floß entdeckt. Und plötzlich...
Ein dumpfer Schlag.
Das Floß bewegte sich nicht mehr. Wenige Meter von den Dilophosauriern entfernt waren sie am Ufer auf Grund gelaufen.
»Na super«, flüsterte Lex.
Es gab ein langes, dumpf kratzendes Geräusch, als das Floß über den Schlamm schabte. Dann wurde es wieder ins Wasser geschwemmt. Sie trieben weiter flußabwärts. Der Tyrannosaurier brüllte ein letztes Mal und verschwand. Einer der Dilophosaurier schaute ihm überrascht nach und schrie. Der zweite antwortete ihm.
Das Floß schwamm flußabwärts.

Tyrannosaurus

Unter gleißender Sonne holperte der Jeep vorwärts. Muldoon steuerte, Gennaro saß neben ihm. Sie fuhren auf einer freien Wiese, der dichte Vegetationsgürtel, der den Flußverlauf markierte, lag hinter ihnen, etwa hundert Meter östlich. An einer Steigung hielt Muldoon an.
»Verdammt, ist das heiß«, sagte er und wischte sich mit dem Unterarm über die Stirn. Er trank einen Schluck Whiskey aus der Flasche, die er während der Fahrt zwischen den Knien gehalten hatte, und bot sie dann Gennaro an.
Gennaro schüttelte den Kopf. Er ließ den Blick über die in der

vormittäglichen Sonne flirrende Landschaft gleiten. Dann sah er hinunter auf den Monitor am Armaturenbrett. Er zeigte verschiedene Ansichten des Parks. Noch immer keine Spur von Grant und den Kindern, oder von dem Tyrannosaurier.
Das Funkgerät knisterte. »Muldoon.«
Muldoon nahm das Gerät in die Hand. »Ja?«
»Haben Sie Ihren Bordcomputer eingeschaltet? Ich habe den Rex gefunden. Er ist in Planquadrat 442. Bewegt sich in Richtung 443.«
»Einen Augenblick«, sagte Muldoon und stellte den Monitor ein. »Ja. Jetzt hab ich ihn. Folgt dem Flußlauf.« Das Tier schlich offenbar in nördlicher Richtung durch den Uferbewuchs.
»Aber nichts überstürzen. Betäuben Sie ihn nur.«
»Schon gut«, erwiderte Muldoon und blinzelte in die Sonne. »Ich tu ihm schon nichts.«
»Vergessen Sie nicht«, sagte Arnold, »der Tyrannosaurier ist unsere Haupttouristenattraktion.«
Muldoon schaltete das Funkgerät ab. »So ein Trottel«, sagte er. »Der redet immer noch von Touristen.« Er ließ den Motor an. »Jetzt suchen wir uns Rexy und verpassen ihm eine Dosis.«
Der Jeep holperte über das Gelände.
»Sie freuen sich wohl darauf«, bemerkte Gennaro.
»Ich möchte dem großen Mistkerl schon eine ganze Weile eins verpassen«, erwiderte Muldoon. »Und da ist er schon.«
Er bremste scharf. Durch die Windschutzscheibe sah Gennaro den Tyrannosaurier zwischen den Palmen am Uferrand.
Muldoon leerte die Whiskeyflasche und warf sie auf den Rücksitz. Dann griff er nach seinem Schußgerät. Gennaro sah auf den Monitor, der den Jeep und den Tyrannosaurus zeigte. Irgendwo hinter ihnen mußte eine Kamera sein.
»Wenn Sie helfen wollen«, sagte Muldoon, »dann holen Sie die Munition aus dem Koffer zwischen Ihren Beinen.«
Gennaro bückte sich und öffnete den Halliburton-Stahlkoffer. Er war innen mit Schaumstoff verkleidet. Vier Zylinder, jeder etwa

von der Größe einer Literflasche, steckten in dem Schaumstoff. Sie trugen die Aufschrift MORO-709. Er nahm einen davon heraus. »Brechen Sie die Spitze ab und schrauben Sie eine Nadel drauf«, sagte Muldoon. Gennaro fand eine Plastikpackung mit großen Nadeln, jede etwa mit dem Durchmesser seiner Fingerspitze. Er schraubte eine davon auf einen der Zylinder. Am anderen Ende des Zylinders befand sich ein rundes Bleigewicht.
»Das ist der Schlagbolzen. Drückt beim Aufprall den Inhalt heraus.« Muldoon beugte sich über die Waffe auf seinen Knien. Es war eine schwere, graue Metallröhre, die Gennaro an eine Bazooka oder einen Raketenwerfer erinnerte.
»Was ist MORO-709?«
»Gebräuchliches Betäubungsmittel für Tiere«, antwortete Muldoon. »Wird in Zoos auf der ganzen Welt benutzt. Wir fangen mal mit 1.000 Kubikzentimetern an.« Muldoon öffnete die Kammer, die so groß war, daß er seine Faust hineinstecken konnte. Er legte den Zylinder ein und schloß die Kammer wieder.
»Das sollte reichen«, sagte Muldoon. »Ein durchschnittlicher Elefant bekommt ungefähr 200 Kubikzentimeter, aber der ist ja nur zwei bis drei Tonnen schwer. Der Tyrannosaurus Rex wiegt acht Tonnen und ist viel hinterlistiger. Das spielt bei der Dosierung eine Rolle.«
»Warum?«
»Die Dosierung richtet sich nach dem Körpergewicht und dem Temperament des Tiers. Angenommen, Sie verpassen einem Elefanten, einem Nilpferd und einem Nashorn jeweils die gleiche Dosis. Den Elefanten machen sie damit bewegungsunfähig, der steht da wie eine Statue. Das Nilpferd machen sie langsamer, es wird etwas schläfrig, läuft aber weiter. Und das Nashorn fängt an zu toben. Aber wenn Sie andererseits ein Nashorn nur fünf Minuten lang mit dem Auto jagen, bekommt es einen Adrenalinschock und fällt tot um. Komische Mischung aus zäh und empfindlich.« Er fuhr langsam auf den Tyrannosaurier zu. »Aber das sind alles Säugetiere. Wir wissen eine Menge über Säugetiere, weil die

großen Säuger wie Löwen, Tiger, Bären und Elefanten die Hauptattraktionen der Zoos sind. Über Reptilien wissen wir viel weniger. Und über Dinosaurier wissen wir gar nichts. Dinosaurier sind uns als Tiere ganz neu.«
»Betrachten Sie sie als Reptilien?«
»Nein«, sagte Muldoon und schaltete. »Dinosaurier passen in keine der vorhandenen Kategorien.« Er wich einem Felsen aus. »Wir stellen fest, daß die Dinosaurier im Prinzip genauso unterschiedlich sind wie unsere heutigen Säugetiere. Einige sind zahm und niedlich, andere fies und gefährlich. Einige sehen gut, andere nicht. Einige sind dumm und andere sehr, sehr intelligent.«
»Wie die Raptoren?« fragte Gennaro.
Muldoon nickte. »Raptoren sind gerissen. Sehr gerissen. Glauben Sie mir, alle Probleme, die wir bis jetzt hatten, sind nichts im Vergleich zu denen, die wir bekommen würden, sollten die Raptoren je aus ihrem Pferch ausbrechen. So. Ich glaube, jetzt sind wir nah genug an unserem Rexy.«
Vor ihnen steckte der Tyrannosaurier den Kopf durch die Äste und starrte auf den Fluß hinunter. Er versuchte durchzubrechen. Dann trottete er ein paar Meter flußabwärts und versuchte es noch einmal.
»Frag' mich nur, was er da unten sieht«, sagte Gennaro.
»Schwer zu sagen«, entgegnete Muldoon. »Vielleicht will er zu den Microceratopsiden, die in den Ästen rumhüpfen. Die würden ihn ganz schön auf Trab halten.«
Muldoon hielt etwa 50 Meter vor dem Tyrannosaurier an und wendete den Jeep. Den Motor ließ er laufen. »Setzen Sie sich hinters Steuer«, sagte er zu Gennaro, »und schnallen Sie sich an.« Er nahm einen zweiten Zylinder und hängte ihn sich ans Hemd. Dann stieg er aus.
Gennaro rutschte auf den Fahrersitz. »Haben Sie das schon oft gemacht?«
Muldoon rülpste. »Noch nie. Ich versuche, ihn hinter dem Gehörgang zu treffen. Und dann sehen wir schon, was passiert.« Er ging

zehn Meter hinter den Jeep und ließ sich auf einem Knie im Gras nieder. Dann hob er sich die Waffe auf die Schulter und klappte das dicke Visier hoch. Muldoon zielte auf den Dinosaurier. Noch hatte das Tier sie nicht bemerkt.
Es gab eine kleine Explosion, blasses Gas trat aus, und Gennaro sah einen weißen Pfeil auf den Tyrannosaurier zuschießen. Aber es schien nichts zu passieren.
Doch dann drehte sich der Tyrannosaurier langsam um und sah sie neugierig an. Er bewegte den Kopf von einer Seite zur anderen, als wollte er sie abwechselnd mit dem einen und mit dem anderen Auge ansehen.
Muldoon hatte die Waffe von der Schulter genommen und lud den zweiten Zylinder.
»Haben Sie ihn getroffen?« fragte Gennaro.
Muldoon schüttelte den Kopf. »Daneben. Verdammtes Laservisier.. . Sehen Sie mal nach, ob Sie im Koffer eine Batterie finden.«
»Eine was?« fragte Gennaro.
»Eine Batterie. Ungefähr so dick wie ein Finger. Graue Beschriftung.«
Gennaro bückte sich zu dem Stahlkoffer. Er spürte das Vibrieren des Jeeps und hörte das Summen des Motors im Leerlauf. Eine Batterie fand er nicht. Der Tyrannosaurier brüllte. Es klang furchterregend in Gennaros Ohren, ein donnerndes Geräusch, das tief aus dem riesigen Brustkorb des Tiers kam und über die Landschaft dröhnte. Er setzte sich wieder auf, legte die Hand ans Steuerrad und griff nach dem Ganghebel. Aus dem Funkgerät kam eine Stimme. »Muldoon. Hier ist Arnold. Machen Sie, daß Sie wegkommen. Ende.«
»Ich weiß, was ich tue«, sagte Muldoon.
Der Tyrannosaurier griff an.
Muldoon wich nicht zurück. Obwohl das Tier auf ihn zuraste, hob er langsam und methodisch die Waffe, zielte und feuerte. Wieder sah Gennaro die Gaswolke und den weißen Pfeil, der auf das Tier zuschoß.

Nichts passierte. Der Tyrannosaurier rannte weiter.
Muldoon war aufgesprungen und rief im Laufen: »Losfahren! Losfahren!« Gennaro legte den Gang ein und Muldoon warf sich gegen die Beifahrertür, als der Jeep mit einem Ruck anfuhr. Der Tyrannosaurier kam schnell näher, Muldoon riß die Tür auf und sprang hinein. »Fahren Sie, verdammt! Fahren Sie!«
Gennaro trat das Gaspedal durch. Der Jeep machte einen gefährlichen Satz, die Schnauze stieg so hoch, daß sie durch die Windschutzscheibe nur Himmel sahen, krachte dann wieder auf die Erde, und das Auto schnellte vorwärts. Gennaro raste auf eine Baumgruppe links von ihnen zu, bis er im Rückspiegel sah, daß der Tyrannosaurier sich mit einem letzten Brüllen abwandte.
Gennaro bremste. »Mein Gott!«
Muldoon schüttelte den Kopf. »Ich hätte schwören können, daß ich ihn beim zweitenmal getroffen habe.«
»Ich würde sagen, Sie haben danebengetroffen.«
»Wahrscheinlich ist die Nadel abgebrochen, bevor der Schlagbolzen das Mittel herausdrücken konnte.«
»Geben Sie's doch zu, Sie haben nicht getroffen.«
»Ja«, sagte Muldoon seufzend. »Ich hab nicht getroffen. Die Batterie in dem verdammten Laservisier war leer. Mein Fehler. Hätte sie überprüfen sollen, nachdem sie die ganze Nacht im Freien gelegen hat. Fahren wir lieber zurück und holen uns mehr Munition.«
Der Jeep fuhr nach Norden, auf das Hotel zu. Muldoon griff zum Funkgerät. »Kontrollraum.«
»Ja«, antwortete Arnold.
»Wir kommen zur Basis zurück.«

Der Fluß war sehr schmal, die Strömung sehr heftig. Das Floß wurde immer schneller. Es erinnerte allmählich wirklich an eine Fahrt in einem Vergnügungspark.
»Juchu!« rief Lex und hielt sich am Gummiwulst fest. »Schneller, schneller!«

Grant kniff die Augen zusammen und sah nach vorne. Der Fluß war noch immer schmal und dunkel, aber ein Stück weiter vorne hörten die Bäume auf, er sah helles Sonnenlicht und hörte ein entferntes Donnern. Der Fluß schien abrupt in einer eigentümlich flachen Linie zu enden...
Das Floß wurde immer schneller und schneller.
Grant griff nach den Paddeln.
»Was ist das?«
»Ein Wasserfall«, sagte Grant.
Das Floß schoß aus der Dunkelheit der überhängenden Äste ins helle Sonnenlicht und trieb in der schnellen Strömung auf die Kante des Wasserfalls zu. Das Donnern wurde immer lauter, Grant paddelte, so kräftig er konnte, aber damit brachte er das Floß nur in eine Kreisbewegung. Es trieb weiter auf die Kante zu. Lex drückte sich an ihn. »Ich kann nicht schwimmen!« Grant sah, daß sie ihre Schwimmweste nicht zugehakt hatte, aber er konnte nichts mehr dagegen tun. Mit furchterregender Geschwindigkeit rasten sie auf die Kante zu, und das Donnern des Wasserfalls schien die Welt auszufüllen. Grant rammte ein Paddel tief ins Wasser und spürte, daß es Halt fand und das auf der Strömung tanzende Gummifloß direkt an der Kante stoppte. Grant stemmte sich gegen das Paddel und sah über die Kante. Über fünfzehn Meter stürzte das Wasser in die Tiefe, in ein brodelndes Becken. Und in diesem brodelnden Becken stand der Tyrannosaurier und wartete auf sie.
Lex schrie in panischer Angst, und plötzlich wirbelte das Boot herum, das Heck kippte weg. Einen Augenblick lang hingen sie in der Luft und der tosenden Gischt, dann fielen sie. Grant ruderte mit den Armen, und plötzlich wurde die Welt um ihn herum leise und still.

Grants Fall schien Minuten zu dauern. Er hatte Zeit zu beobachten, wie Lex, die Schwimmweste umklammert, neben ihm herabstürzte, und wie Tim fiel, das Gesicht der Tiefe zugewandt. Er hatte

Zeit, die eisig-weiße Wasserwand zu betrachten und das blubbernde Becken unter ihm, auf das er ganz langsam und lautlos zufiel. Dann traf Grant mit einem harten Schlag auf das kalte Wasser, ging unter, und plötzlich waren nur noch sprudelnde Blasen um ihn. Er taumelte und drehte sich, kurz tauchte ein Bein des Tyrannosauriers neben ihm auf. Er trudelte daran vorbei und trieb aus dem Becken hinaus wieder in den Fluß.
Grant schwamm ans Ufer, bekam einen Ast zu fassen und zog sich daran aus der Strömung. Keuchend hievte er sich auf die warmen Felsen, und als er sich umdrehte, sah er das braune Gummifloß auf dem Fluß an sich vorbeitreiben. Dann entdeckte er Tim, der gegen die Strömung ankämpfte, er streckte die Hand aus und zog ihn an Land, wo der Junge sich hustend und zitternd neben ihn legte. Als sich Grant zum Wasserfall umdrehte, sah er, daß der Tyrannosaurier den Kopf direkt vor ihm in das Becken tauchte. Der Urzeitriese schüttelte sich, Wasser spritzte nach allen Seiten. Er hatte etwas zwischen den Zähnen.
Dann hob der Tyrannosaurier den Kopf wieder.
Aus seinem Maul hing Lex' orangefarbene Schwimmweste.

Einen Augenblick später tauchte Lex' Kopf neben dem langen Schwanz des Dinosauriers auf. Sie trieb mit dem Gesicht nach unten im Wasser, die Strömung zog sie flußabwärts. Grant sprang in den tosenden Fluß zurück und schwamm hinter ihr her. Augenblicke später zerrte er sie an Land, ein lebloses Bündel. Ihr Gesicht war grau. Wasser lief ihr aus dem Mund.
Grant beugte sich über sie, um sie von Mund zu Mund zu beatmen, aber sie hustete. Dann erbrach sie eine gelblich-grüne Flüssigkeit und hustete noch einmal. Ihre Lider flatterten. »Hallo«, sagte sie und lächelte schwach. »Wir haben es geschafft.«
Tim fing an zu weinen. Sie hustete wieder. »Hörst du auf. Warum flennst du denn?«
»So halt.«
»Wir haben uns Sorgen um dich gemacht«, sagte Grant. Kleine

weiße Flocken trieben auf der Wasseroberfläche. Der Tyrannosaurier zerfetzte die Schwimmweste. Noch drehte er ihnen den Rücken zu, aber er konnte sich jeden Augenblick umdrehen und sie entdekken. »Kommt, Kinder«, sagte Grant.
»Wohin gehen wir denn?« fragte Lex hustend.
»Kommt schon.« Grant sah sich nach einem Versteck um. Flußabwärts sah er nur eine grasbewachsene Ebene, die keinen Schutz bot. Und flußaufwärts stand der Dinosaurier. Dann entdeckte er einen Trampelpfad am Flußufer. Er schien zum Wasserfall hinaufzuführen.
Und im Lehm sah er deutlich die Abdrücke eines Schuhs. Die Spur führte den Pfad hinauf.
Wie erwartet, drehte sich der Tyrannosaurier schließlich um und starrte auf die weite Grasfläche hinaus. Er schien bemerkt zu haben, daß sie an ihm vorbeigekommen waren. Jetzt suchte er sie flußabwärts. Sie duckten sich hinter die großen Farnbüschel am Uferrand. Vorsichtig führte Grant die Kinder flußaufwärts. »Wo gehen wir denn hin?« fragte Lex. »Wir gehen ja zurück.«
»Ich weiß.«
Je näher sie dem Katarakt kamen, desto lauter wurde das Donnern der fallenden Wassermassen. Die Felsen wurden glitschig, der Pfad schlammig. Ein feiner Dunst hing in der Luft. Es war, als würden sie durch eine Wolke gehen. Der Pfad schien direkt in das stürzende Wasser zu führen, doch beim Näherkommen sahen sie, daß er hinter den Wasserfall führte.
Der Tyrannosaurier sah noch immer flußabwärts, hatte ihnen also den Rücken zugedreht. Sie eilten auf den Wasserfall zu und hatten ihn schon beinahe erreicht, als Grant sah, wie der Tyrannosaurier sich umdrehte. Doch dann standen sie plötzlich hinter der silbrigen Wasserwand, und Grant sah gar nichts mehr.
Grant blickte sich überrascht um. Sie befanden sich in einer kleinen Nische, kaum größer als ein Schrank und vollgestellt mit Maschinen: summende Pumpen, große Filter und Rohren. Alles war naß und kalt.

»Hat er uns gesehen?« fragte Lex. Sie mußte schreien, um den Lärm des Wassers zu übertönen. »Wo sind wir? Was ist das hier? Hat er uns gesehen?«
»Moment mal«, sagte Grant. Er sah sich die Geräte an. Sie dienten ganz offensichtlich zur Steuerung des Parks. Und da sie zum funktionieren Strom brauchten, gab es hier vielleicht auch ein Telefon. Er suchte zwischen Filtern und Röhren.
»Was machen Sie denn?« rief Lex.
»Ich suche nach einem Telefon.« Es war inzwischen beinahe zehn Uhr. Sie hatten nur noch eine knappe Stunde, um das Schiff anzurufen, bevor es das Festland erreichte.
An der hinteren Wand der Nische entdeckte er schließlich eine Metalltür mit der Aufschrift WARTUNG 04, aber sie war fest verschlossen. An der Seite befand sich ein Schlitz für eine Codekarte. An der Wand neben der Tür sah Grant eine Reihe Metallkästen. Er öffnete sie einen nach dem ändern, fand aber nur Schalter und Timer. Kein Telefon. Und nichts, womit man die Tür öffnen konnte. Beinahe hätte er den Kasten auf der linken Seite der Tür übersehen. Er öffnete ihn und entdeckte dahinter ein Tastenfeld, das mit grünlichen Schimmelpunkten gesprenkelt war. Aber es sah so aus, als ließe sich damit die Tür öffnen, und er hatte aus irgendeinem Grund das Gefühl, daß sich hinter der Tür ein Telefon befand. Ins Metall des Kastens war die Nummer 1023 eingekratzt. Er tippte sie ein.
Mit einem Zischen öffnete sich die Tür. Dahinter nur gähnende Dunkelheit und eine Betontreppe, die in die Tiefe führte. An der Wand sah Grant die Aufschrift WARTEFAHRZEUG 04/22 LADEGERÄT und einen nach unten zeigenden Pfeil. Sollte das wirklich bedeuten, daß da unten ein Auto war?
»Kommt, Kinder.«
»Nein«, sagte Lex. »Ich gehe da nicht runter.«
»Komm schon, Lex«, sagte Tim.
»Nein«, entgegnete Lex. »Da ist kein Licht und nichts. *Ich* geh da *nicht* runter.«

»Schon gut«, sagte Grant. Für langes Reden war keine Zeit. »Bleibt hier, ich bin gleich zurück.«
»Wohin gehen Sie?« fragte Lex, die es plötzlich mit der Angst bekam.
Grant trat durch die Tür. Mit einem elektronischen Piepsen schnappte sie hinter ihm wieder zu.
Unvermittelt stand Grant in vollkommener Dunkelheit. Nach einer Schrecksekunde wandte er sich der Tür zu und fühlte ihre feuchte Oberfläche. Es gab keinen Knauf, keinen Riegel. Dann tastete er auch die Wände ab und suchte nach einem Schalter, einem Kontrollkasten, irgend etwas...
Aber da war nichts.
Panik stieg bereits in ihm auf, als seine Finger sich um einen kalten Metallzylinder schlossen. Seine Finger glitten über einen vorstehenden Wulst, eine glatte Oberfläche... eine Stablampe! Er schaltete sie ein. Der Strahl war überraschend hell. Er richtete ihn auf die Tür und sah, daß sie sich nicht öffnen ließ. Er mußte warten, bis die Kinder sie öffneten. Aber in der Zwischenzeit...
Grant stieg die Treppe hinunter. Die Stufen waren feucht und schlüpfrig vom Schimmel, er mußte aufpassen, wo er hintrat. Etwa auf halbem Weg nach unten hörte er ein Schnuppern und das Geräusch von Klauen, die über Beton kratzten. Er zog seine Luftpistole aus dem Gürtel und ging vorsichtig weiter.
Die Treppe machte eine Kurve, und als er mit der Taschenlampe darum herumleuchtete, funkelte ihm eine eigenartige Reflexion entgegen. Einen Augenblick später sah er, was es war: ein Auto! Es war ein Elektroauto, ähnlich einem Golfkarren, und es stand am Anfang eines langen Tunnels, der sich meilenweit durch den Berg zu erstrecken schien. Ein rotes Licht leuchtete neben dem Lenkrad, vielleicht war das Auto also sogar aufgeladen.
Wieder hörte Grant das Schnuppern, diesmal hinter sich. Im selben Moment, als er herumfuhr, sah er eine blasse Gestalt mit weit aufgerissenem Rachen auf sich zuspringen. Grant schoß, ohne zu überlegen. Das Tier landete auf ihm und warf ihn zu Boden.

Erschrocken rollte er weg, der Lichtkegel seiner Taschenlampe zuckte kreuz und quer durch den dunklen Raum. Aber das Tier stand nicht wieder auf, und Grant kam sich fast ein wenig dumm vor, als er sah, wogegen er sich so vehement gewehrt hatte. Es war ein Velociraptor, aber ein sehr junger, kaum ein Jahr alt. Er war nur einen guten halben Meter groß, etwa wie ein mittelgroßer Hund; er lag auf dem Rücken und atmete nur noch schwach. Der Pfeil steckte in seinem Hals. Wahrscheinlich war die Dosis zu hoch für sein Körpergewicht, Grant zog das Geschoß deshalb schnell wieder heraus. Der Velociraptor sah ihn mit glasigen Augen an. Grant spürte deutlich die Intelligenz, die dieses Tier ausstrahlte, zugleich eine gewisse Sanftheit, die in krassem Gegensatz stand zu der aggressiven Bedrohlichkeit, die er bei den erwachsenen Tieren im Pferch erlebt hatte. Er streichelte ihm den Kopf in der Hoffnung, ihn zu beruhigen, und sah an dem Körper hinunter, der jetzt, da das Betäubungsmittel zu wirken begann, leicht zitterte. Und dabei sah er, daß es ein Männchen war.
Ein junges Männchen. Was er sah, ließ keinen Zweifel daran: Dieser Velociraptor war in freier Wildbahn zur Welt gekommen. Aufgeregt über diese Entdeckung lief er die Treppe hoch zur Tür. Mit der Taschenlampe suchte er die glatte, flache Oberfläche der Tür und die Innenwände ab. Während er mit der Hand über die Tür strich, kam ihm langsam zu Bewußtsein, daß er die Tür nicht öffnen konnte und eingeschlossen war, wenn die Kinder nicht die Geistesgegenwart besaßen, sie für ihn zu öffnen. Durch die Tür hindurch hörte er schwach ihre Stimmen.

»Dr. Grant!« rief Lex und hämmerte gegen die Tür. »Dr. Grant!«
»Jetzt beruhig dich wieder«, sagte Tim. »Er ist ja gleich zurück.«
»Aber wo ist er hin?«
»Hör mal, Dr. Grant weiß, was er tut«, entgegnete Tim. »Er kommt bald wieder.«
»Er soll sofort zurückkommen«, sagte Lex. Sie stemmte die Fäuste in die Hüften und stampfte mit dem Fuß auf.

Und plötzlich stieß brüllend der Kopf des Tyrannosauriers durch die Wasserwand.
Tim starrte entsetzt den weit aufgerissenen Rachen an. Lex kreischte und warf sich zu Boden. Der Kopf schwang hin und her und zog sich dann wieder zurück. Doch der Schatten des Kopfes auf der Wand stürzenden Wassers blieb.
Gerade noch rechtzeitig zog Tim Lex tiefer in die Nische, denn wieder stieß der Kopf brüllend und mit gierig zuckender Zunge durch das Wasser. Tropfen spritzten in alle Richtungen vom Kopf weg. Dann zog er sich erneut zurück.
Lex drängte sich zitternd an Tim. »Ich hasse ihn«, sagte sie und preßte sich an die hintere Wand. Aber die Nische war nicht tief genug und vollgestellt mit Maschinen; sie konnten sich nirgends verstecken.
Wieder stieß der Kopf durch das Wasser, aber langsamer diesmal, und der Unterkiefer kam auf dem Boden zu liegen. Der Tyrannosaurier schnaubte, die Nüstern blähten sich, er atmete die Luft ein. Nur die Augen waren noch hinter der Wasserwand.
Er kann uns nicht sehen, dachte Tim. Er weiß, daß wir hier sind, aber er kann uns nicht sehen.
Der Tyrannosaurier schnupperte.
»Was macht er denn?« fragte Lex.
»Pscht.«
Mit einem tiefen Knurren öffnete sich das Maul, die Zunge kroch heraus. Sie war dick, bläulichschwarz und an der Spitze gespalten. Über einen Meter lang, reichte sie leicht bis zur hinteren Wand der Nische. Mit einem kratzenden Geräusch glitt sie über die Filterzylinder. Tim und Lex drückten sich gegen die Röhren.
Die Zunge bewegte sich langsam nach links, dann nach rechts, und tastete feucht klatschend die Maschinen ab. Tim sah die Muskelbewegungen der Zunge, die an einen Elefantenrüssel erinnerten. Die Zunge glitt an der rechten Wand der Nische entlang und stieß schließlich gegen Lex' Beine.
»Ihh!« machte Lex.

Die Zunge hielt inne und schlängelte sich an ihrem Körper hoch...
»Rühr dich nicht«, flüsterte Tim.
... an ihrem Gesicht vorbei, auf Tims Schulter und schließlich um seinen Kopf. Tim kniff die Augen zusammen, als der schleimige Muskel sein Gesicht bedeckte. Die Zunge war heiß und naß und stank wie Urin.
Die Zunge umklammerte Tims Kopf und zog ihn sehr, sehr langsam auf den geöffneten Rachen zu.
»Timmy...«
Tim konnte nicht antworten, denn sein Mund war von der flachen, schwarzen Zunge bedeckt. Er konnte sehen, aber nicht reden. Lex zerrte an seiner Hand.
»Komm doch, Timmy!«
Die Zunge zog ihn auf das schnaubende Maul zu. Er spürte den heißen, keuchenden Atem auf seinen Beinen. Lex zerrte ebenfalls an ihm, konnte aber gegen die Muskelkraft des Sauriers nichts ausrichten. Schließlich ließ Tim Lex los und drückte mit beiden Händen gegen die Zunge. Er versuchte, sie sich über den Kopf zu schieben, konnte sie jedoch keinen Zentimeter bewegen. Selbst als er die Hacken mit seiner ganzen Kraft in den schlammigen Boden grub, zerrte die Zunge ihn Zentimeter für Zentimeter weiter. Lex umschlang seine Taille und hängte sich an ihn, sie schrie auf ihn ein, aber Tim war hilflos. Er sah Sterne, und allmählich überkam ihn eine eigentümliche Ruhe, ein friedliches Gefühl der Unausweichlichkeit, während er Stück für Stück weitergezerrt wurde.
»Timmy?«
Plötzlich erschlaffte die Zunge und löste sich. Tim spürte sie von seinem Gesicht gleiten. Ein ekliger weißer Schleim überzog seinen Körper, die Zunge fiel schlapp zu Boden. Die Kiefer klappten zu, Zähne gruben sich in die Zunge. Dunkles Blut spritzte heraus und vermischte sich mit dem Schlamm. Aus den Nüstern kam stoßweises Schnauben.
»Was ist denn jetzt los?« fragte Lex.

Langsam, sehr langsam glitt der Kopf aus der Nische, im Schlamm eine lange, tiefe Spur hinter sich herziehend. Schließlich war er ganz verschwunden, und sie sahen nur noch die silbrige Wand fallenden Wassers.

Kontrollraum

»Okay«, sagte Arnold im Kontrollraum. »Der Rex ist erledigt.« Er lehnte sich zurück, zündete sich grinsend seine letzte Zigarette an und zerdrückte die Packung. Das war's dann: Sie hatten den Park wieder voll unter Kontrolle. Jetzt mußten sie den Tyrannosaurier nur noch an einen sicheren Ort schaffen.
»So ein Hurensohn«, sagte Muldoon und sah auf den Monitor.
»Dann hab ich ihn also doch erwischt.« Er wandte sich an Gennaro. »Hat nur 'ne Stunde gebraucht, bis er es merkt.«
Henry Wu betrachtete stirnrunzelnd den Monitor. »Aber in dieser Lage könnte er ertrinken...«
»Der ertrinkt schon nicht«, entgegnete Muldoon. »Ich kenne kein Tier, das schwerer zu töten ist.«
»Ich glaube, wir müssen hinaus und ihn wegschaffen«, sagte Arnold.
»Das werden wir«, sagte Muldoon. Er klang nicht sehr begeistert. »Er ist ein wertvolles Tier.«
»Ich weiß, daß er ein wertvolles Tier ist«, entgegnete Muldoon. Arnold wandte sich an Gennaro. Er konnte ein Gefühl des Triumphs nicht unterdrücken. »Ich möchte Sie nur darauf hinweisen, daß der Park jetzt wieder vollkommen normal funktioniert. Egal, was Malcolms mathematisches Modell auch vorausgesagt hat, wir haben jetzt wieder alles unter Kontrolle.«
Gennaro deutete auf den Bildschirm hinter Arnolds Kopf und fragte: »Und was ist das?«

Arnold drehte sich um. Es war das Systemstatusfeld in der oberen Hälfte des Bildschirms. Normalerweise war es leer. Arnold sah überrascht, daß es jetzt gelb aufblinkte: AUX PWR LOW. Im ersten Augenblick verstand er gar nichts. Warum sollte die Spannung von AUX POWER, des Notstromaggregats, zu niedrig sein? Die Systeme wurden doch vom Hauptgenerator gespeist, nicht vom Hilfsaggregat. Vielleicht handelte es sich nur um eine Routineüberprüfung der Füllstände des Tanks und der Batterieladung...
»Henry«, sagte Arnold zu Wu. »Sehen Sie sich das einmal an.«
»Warum arbeiten Sie mit dem Notgenerator?« fragte Wu.
»Das tu ich doch gar nicht.«
»Sieht aber ganz so aus.«
»Es kann aber nicht sein.«
»Drücken Sie mal den Systemstatus aus«, schlug Wu vor; darin waren alle Vorgänge im System innerhalb der letzten Stunden aufgezeichnet.
Arnold drückte einen Knopf, und in einer Ecke begann ein Drucker zu rattern. Wu ging hinüber.
Arnold starrte den Bildschirm an. Das Sichtfeld blinkte jetzt nicht mehr gelb, sondern rot, und die Angabe lautete: AUX PWR FAIL. Das Notstromaggregat war kurz vor dem Stillstand. Auf dem Bildschirm klickten Zahlen von 20 an rückwärts, wie bei einem Countdown.
»Was zum Teufel ist da los?« sagte Arnold.

Vorsichtig ging Tim ein paar Schritte über den schlammigen Pfad zurück, bis er wieder Sonnenlicht sah. Er spähte um den Wasserschleier herum und sah den Tyrannosaurier auf der Seite liegend im Becken treiben.
»Hoffentlich ist er tot«, sagte Lex.
Tim sah, daß er es nicht war: Der Brustkorb hob und senkte sich noch, und ein Vorderlauf zuckte krampfartig. Aber irgend etwas stimmte mit ihm nicht. Dann entdeckte Tim den Zylinder, der knapp hinter dem Ohrloch im Schädel steckte.

Tim sah, wie schwer der Dinosaurier atmete. Und ganz unerwartet tat es ihm leid, dieses riesige Tier so erniedrigt zu sehen. Er wollte nicht, daß es starb. »Er kann doch nichts dafür«, sagte er.
»Aber nein, überhaupt nicht«, entgegnete Lex. »Er hat uns fast aufgefressen, aber er kann nichts dafür.«
»Er ist ein Fleischfresser. Er hat nur das getan, was er tun muß.«
»Das würdest du aber nicht sagen, wenn du jetzt in seinem Bauch wärst.«
Plötzlich veränderte sich das Geräusch des Wasserfalls. Das ohrenbetäubende Donnern wurde leiser. Und die prasselnde Wasserwand wurde dünner, zu einem Tröpfeln...
Und hörte ganz auf.
»Timmy. Der Wasserfall hat aufgehört.«
Er tröpfelte jetzt nur noch wie ein nicht ganz zugedrehter Hahn. Das aufgewirbelte Wasser im Auffangbecken kam zur Ruhe. Sie standen knapp unterhalb der Kante, in einer höhlenartigen Einbuchtung voller Maschinen, und sahen nach unten.
»Wasserfälle hören doch nicht einfach auf«, sagte Lex.
Tim schüttelte den Kopf. »Es muß am Strom liegen... Jemand hat den Strom abgeschaltet.« Die Pumpen und Filter hörten einer nach dem anderen auf zu arbeiten, die Kontrollichter verlöschten, die ganze Anlage wurde still. Mit einem Klicken löste sich eine elektronische Verriegelung, und die Tür mit der Aufschrift WARTUNG 04 sprang auf.
Grant trat heraus, kniff gegen das Licht die Augen zusammen und sagte: »Gute Arbeit, Kinder. Ihr habt die Tür aufgemacht.«
»Wir haben gar nichts gemacht«, sagte Lex.
»Der Strom war plötzlich weg«, ergänzte Tim.
»Egal«, entgegnete Grant. »Kommt mit und schaut, was ich gefunden habe.«

Arnold war schockiert.
Die Monitore wurden einer nach dem anderen dunkel, das Licht ging aus, und plötzlich herrschten Dunkelheit und Chaos im Kontrollraum. Alle schrien durcheinander. Muldoon öffnete die Jalousien, um Licht hereinzulassen, und Wu kam mit dem Computerausdruck gelaufen.
»Sehen Sie sich das an.«

Time	Event	System Status	[Code]
05:12:44	Safety 1 Off	Operative	[AV12]
05:12:45	Safety 2 Off	Operative	[AV12]
05:12:46	Safety 3 Off	Operative	[AV12]
05:12:51	Shutdown Command	Shutdown	[-AV0]
05:13:48	Startup Command	Shutdown	[-AV0]
05:13:55	Safety 1 On	Shutdown	[-AV0]
05:13:57	Safety 2 On	Shutdown	[-AV0]
05:13:59	Safety 3 On	Shutdown	[-AV0]
05:14:08	Startup Command	Startup - Aux Power	[-AV0]
05:14:18	Monitor-Main	Operative - Aux Power	[AV04]
05:14:19	Security-Main	Operative - Aux Power	[AV05]
05:14:22	Command-Main	Operative - Aux Power	[AV06]
05:14:24	Laboratory-Main	Operative - Aux Power	[AV08]
05:14:29	TeleCom-VBB	Operative - Aux Power	[AV09]
05:14:32	Schematic-Main	Operative - Aux Power	[AV09]
05:14:37	View	Operative - Aux Power	[AV09]
05:14:44	Control Status Chk	Operative - Aux Power	[AV09]
05:14:57	Warning: Fence Status [NB]	Operative - Aux Power	[AV09]
09:11:37	Warning: Aux Fuel (20%)	Operative - Aux Power	[AVZZ]
09:33:19	Warning: Aux Fuel (10%)	Operative - Aux Power	[AVZ1]
09:53:19	Warning: Aux Fuel (1%)	Operative - Aux Power	[AVZ2]
09:53:39	Warning: Aux Fuel (0%)	Shutdown	[-AV0]

»Sie haben heute morgen um fünf Uhr 13 abgeschaltet und dann das System mit dem Notstromaggregat wieder hochgefahren«, sagte Wu.
»Mein Gott«, entfuhr es Arnold. Offensichtlich arbeitete der Hauptgenerator seit der Abschaltung nicht mehr. Beim Wiedereinschalten war nur das Hilfsaggregat angesprungen. Arnold fragte sich gerade nach dem Grund, als ihm plötzlich bewußt wurde, daß das ganz normal war. Genau das war beabsichtigt. Es war ja auch sehr einleuchtend: Der Hilfsgenerator sprang zuerst an, und mit ihm startete man dann den Hauptgenerator, weil eine sehr hohe Stromstärke nötig war, um das große Aggregat anzulassen. So war das System konstruiert. Aber Arnold hatte noch nie Anlaß gehabt, die Hauptstromzufuhr

abzuschalten. Und als die Lichter und Monitoren im Kontrollraum wieder ansprangen, war er gar nicht auf den Gedanken gekommen, daß der Hauptgenerator nicht mit eingeschaltet sein könnte. Aber genau das war er nicht, und in der ganzen Zeit nach dem Wiedereinschalten, während sie den Rex suchten und noch einiges andere taten, war der Park vom Notstromaggregat versorgt worden. Und das war nicht gerade eine gute Idee. Langsam wurde ihm bewußt, was das für Folgen hatte.
»Was bedeutet diese Zeile?« fragte Muldoon und tippte mit dem Finger auf die Liste.

05:14:57 Warning: Fence Status [NB] Operative-Aux Power [AV09]

»Das bedeutet, daß das System eine Warnung an die Monitore im Kontrollraum übermittelt hat«, antwortete Arnold. »Wegen der Zäune.«
»Haben Sie diese Warnung gesehen?«
Arnold schüttelte den Kopf. »Nein. Wahrscheinlich habe ich mich da gerade mit Ihnen im Park unterhalten. Aber wie auch immer, nein, ich habe sie nicht gesehen.«
»Und was sagt diese Warnung über den Betriebszustand der Zäune aus?«
»Na ja, zu der Zeit wußte ich es ja noch nicht, aber wir liefen ja nur mit Notstrom«, antwortete Arnold. »Und das Hilfsaggregat liefert nicht genug Stromstärke, um auch die Zäune zu versorgen, und deshalb blieben sie automatisch abgeschaltet.«
Muldoon machte ein finsteres Gesicht. »Die Zäune waren ohne Strom?«
»Ja.«
»Alle? Seit fünf Uhr heute morgen? Seit fünf Stunden?«
»Ja.«
»Auch die Velociraptorenzäune?«
Arnold seufzte. »Ja.«
»Mein Gott«, stöhnte Muldoon. »Fünf Stunden. Diese Viecher könnten schon längst draußen sein.«

In diesem Augenblick drang von irgendwo in der Entfernung ein Schrei zu ihnen herein. Muldoon begann plötzlich sehr schnell zu reden. Er ging von einem zum anderen und verteilte die Funkgeräte. »Mr. Arnold geht in den Generatorenraum und schaltet die Hauptstromversorgung wieder ein. Dr. Wu, Sie bleiben im Kontrollraum. Sie sind der einzige außer Mr. Arnold, der mit den Computern umgehen kann. Mr. Hammond, Sie gehen ins Hotel zurück. Keine Widerrede. Nicht jetzt. Verschließen Sie die Tore und bleiben Sie dahinter, bis Sie von mir hören. Ich werde mich um die Raptoren kümmern.«

Er wandte sich an Gennaro: »Wollen Sie noch einmal riskant leben?«

»Eigentlich nicht«, erwiderte Gennaro. Er war sehr blaß.

»Gut. Dann gehen Sie mit Mr. Hammond ins Hotel.« Muldoon ließ ihn stehen. »Das ist alles. Und jetzt los.«

»Was werden Sie mit meinen Tieren anstellen?« fragte Hammond jammernd.

»Das ist eigentlich nicht die Frage, Mr. Hammond«, entgegnete Muldoon. »Die Frage ist, was werden die Tiere mit uns anstellen?« Er ging durch die Tür und lief den Gang entlang zu seinem Büro. Gennaro folgte ihm. »Anders überlegt?« knurrte Muldoon.

»Sie brauchen Hilfe«, sagte Gennaro.

»Möglicherweise.« Muldoon betrat das Zimmer mit der Aufschrift TIERHÜTER, packte den grauen Granatwerfer und schloß einen Schrank hinter seinem Schreibtisch auf. Sechs Granaten befanden sich darin.

»Das Dumme an diesen verdammten Dinos ist«, sagte Muldoon, »daß sie ein auf mehrere Stellen im Körper verteiltes Zentralnervensystem haben. Die sterben nicht schnell, auch wenn man sie direkt ins Hirn trifft. Außerdem sind sie kräftig gebaut; dicke Rippen machen einen Herzschuß ziemlich schwierig, und sie sind auch mit einem Schuß ins Hinterteil oder die Beine kaum zu lähmen. Sie bluten langsam und sterben folglich langsam.« Er warf Gennaro einen kräftigen Stoffgurt zu. »Legen Sie den um.«

Gennaro schnallte sich den Gürtel um und Muldoon gab ihm die Granaten. »Wir können nur hoffen, daß schon der erste Schuß sie zerfetzt. Leider haben wir nur sechs Granaten, aber acht Raptoren im Gehege. Bleiben Sie dicht hinter mir. Sie haben die Munition.« Muldoon verließ das Zimmer, lief den Gang entlang und sah dabei über den Balkon zu dem Pfad hinunter, der zur Generatorenhalle führte. Gennaro lief keuchend neben ihm her. Sie erreichten das Erdgeschoß und stürmten durch die Glastür ins Freie, wo Muldoon unvermittelt stehenblieb.

Arnold stand mit dem Rücken zur Generatorenhalle. Drei Raptoren näherten sich ihm. Arnold fuchtelte abwehrend mit einem Stock und schrie laut. Während sie näherrückten, verteilten sich die Raptoren; einer blieb in der Mitte, die beiden anderen wichen links und rechts zur Seite aus. Koordiniert. Gewandt. Gennaro lief es kalt über den Rücken.

Rudelverhalten.

Muldoon kauerte bereits am Boden und hob sich den Granatwerfer auf die Schulter. »Laden!« befahl er. Gennaro ließ die Granate in den Werfer gleiten. Es gab ein elektrisches Knistern. Aber nichts passierte.

»Verdammt, Sie haben sie verkehrtherum hineingesteckt«, sagte Muldoon und neigte den Lauf, bis Gennaro die Granate in die Hand fiel. Gennaro lud neu. Die Raptoren knurrten Arnold an, als plötzlich eins der Tiere einfach explodierte. Der ganze Oberkörper flog davon und klatschte wie eine aufgeplatzte Tomate gegen die Gebäudewand. Der Unterkörper stürzte mit zuckenden Beinen und schlagendem Schwanz zu Boden.

»Das wird sie auf Trab bringen«, sagte Muldoon.

Arnold lief auf die Tür des Schuppens zu. Die beiden übrigen Velociraptoren drehten sich um und nahmen Muldoon und Gennaro aufs Korn. Wieder verteilten sie sich beim Näherkommen. Von irgendwo in der Nähe des Hotels drangen Schreie zu ihnen.

»Das könnte ein Desaster werden«, sagte Gennaro.

»Laden!« befahl Muldoon.

Henry Wu hörte die Explosionen und sah zur Tür des Kontrollraums. Er ging um die Konsolen herum, blieb dann aber stehen. Er wäre lieber hinausgegangen, wußte aber, daß er im Raum bleiben mußte. Sollte Arnold es schaffen, den Strom anzuschalten - und wenn auch nur für ein paar Minuten-, dann konnte Wu den Hauptgenerator starten.
Er mußte im Kontrollraum bleiben.
Dann hörte er jemand schreien. Es klang wie Muldoon.

Muldoon spürte einen stechenden Schmerz im Knöchel, stolperte einen Erddamm hinunter und stürzte. Als er zurückschaute, sah er Gennaro in die andere Richtung davonlaufen, auf den Wald zu.
Doch die Raptoren verfolgten nicht ihn, sondern Muldoon. Sie waren nur noch knappe 20 Meter entfernt. Muldoon schrie sich die Lunge aus dem Leib, während er aufstand und weiterrannte, fragte sich dabei aber nur kurz, wohin er denn überhaupt noch rennen konnte. Er wußte, daß er nur noch zehn Sekunden hatte, bevor sie ihn schnappten.
Zehn Sekunden.
Vielleicht noch weniger.

Ellie mußte Malcolm beim Umdrehen helfen, damit Harding ihm das Morphium injizieren konnte. Malcolm seufzte und sank zurück. Er schien von Minute zu Minute schwächer zu werden. Aus dem Funkgerät drangen blecherne Schreie und gedämpfte Explosionen, die aus der Umgebung des Besucherzentrums zu kommen schienen.
Hammond trat ins Zimmer und fragte: »Wie geht es ihm?«
»Er hält sich tapfer«, sagte Harding. »Ein bißchen deliriös.«
»Ganz und gar nicht«, widersprach Malcolm. »Ich bin vollkommen klar im Kopf.« Er horchte auf das Funkgerät. »Klingt wie Krieg da draußen.«
»Die Raptoren sind ausgebrochen«, sagte Hammond.

»Ach, tatsächlich?« entgegnete Malcolm zwischen zwei flachen Atemzügen. »Wie konnte das denn nur passieren?«
»Mit dem System ist etwas schiefgelaufen. Arnold hat nicht gemerkt, daß nur das Hilfsaggregat eingeschaltet war, und so bekamen die Zäune keinen Strom.«
»Tatsächlich?«
»Gehen Sie zur Hölle, Sie hochnäsiger Mistkerl!«
»Wenn ich mich recht erinnere«, sagte Malcolm, »habe ich vorausgesagt, daß der Strom in den Zäunen ausfallen würde.«
Hammond seufzte und setzte sich dann schwer auf einen Stuhl. »Ach, verdammt«, sagte er und schüttelte den Kopf. »Es ist Ihnen doch sicher nicht entgangen, daß das, was wir hier versuchen, im Grunde genommen eine ganz einfache Sache ist. Meine Kollegen und ich haben vor einigen Jahren herausgefunden, daß es möglich ist, die DNS eines ausgestorbenen Tieres zu klonen und es zu züchten. Das schien uns eine wunderbare Idee, eine Art Zeitreise - die einzige mögliche Zeitreise in der Welt. Wir wollten diese Tiere sozusagen ins Leben zurückbringen. Und da das alles so aufregend und vor allem möglich war, beschlossen wir, es durchzuführen. Wir haben diese Insel gekauft und uns an die Arbeit gemacht. Es war alles so einfach.«
»Einfach?« wiederholte Malcolm. Irgendwie fand er die Kraft, sich im Bett aufzusetzen. »Einfach? Sie sind ein noch größerer Narr, als ich angenommen habe. Und ich habe Sie schon für einen ziemlich großen Narren gehalten.«
»Dr. Malcolm«, sagte Ellie und versuchte, ihn dazu zu bringen, sich wieder hinzulegen. Aber Malcolm wollte nicht. Er deutete auf das Funkgerät, aus dem lautes Rufen und Schreien drang.
»Was ist denn das, was da draußen jetzt los ist?« fragte er. »*Das* ist Ihre einfache Idee. Von wegen einfach! Sie erschaffen neue Lebensformen, über die Sie rein gar nichts wissen. Ihr Dr. Wu kennt doch noch nicht einmal die Namen von den Dingern, die er da zum Leben erweckt. Er kann sich nicht mit solchen Kleinigkeiten aufhalten wie, was das Ding für einen Namen hat, geschweige

denn, was das überhaupt für ein Ding ist. Sie erschaffen viele von ihnen in sehr kurzer Zeit, wissen dabei aber rein gar nichts von ihnen, und doch erwarten Sie, daß sie tun, was Sie wollen, nur weil Sie sie erschaffen haben und glauben, sie seien Ihr Eigentum. Dabei vergessen Sie, daß sie lebendig sind, daß sie eine eigenständige Intelligenz besitzen, daß sie vielleicht *nicht* tun, was Sie wollen; und Sie vergessen, wie wenig Sie über sie wissen, wie inkompetent Sie in den Dingen sind, die Sie so leichtfertig *einfach* nennen.,. Mein Gott...«

Er sank hustend zurück.

»Wissen Sie, was verkehrt ist an der wissenschaftlichen Macht?« fuhr er fort. »Es ist eine Art ererbter Reichtum. Und Sie wissen, was für Arschlöcher Leute mit ererbtem Geld sind. Das ist immer das gleiche.«

»Wovon redet der denn?« fragte Hammond.

Mit einer Geste deutete Harding an, daß Malcolm deliriere. Doch Malcolm sah ihn nur schief an.

»Ich werde Ihnen sagen, wovon ich rede«, sagte er. »Fast alle Arten der Macht verlangen von dem, der sie will, beträchtliche Opfer. Da ist Lernen notwendig und langjährige Disziplin. Egal, welche Macht Sie wollen. Als Präsident einer Firma; als Träger eines schwarzen Gürtels in Karate; als spiritueller Guru; als Profisportler. Wonach Sie auch suchen, Sie müssen Zeit, Training und Anstrengungen investieren. Sie müssen eine Menge aufgeben, um es zu bekommen. Es muß Ihnen sehr wichtig sein. Aber wenn Sie die Macht erreicht haben, gehört sie Ihnen. Man kann sie nicht weitergeben, sie ist in Ihnen. Sie ist das Ergebnis Ihrer Disziplin. Das Interessante an diesem Prozeß ist nun die Tatsache, daß jemand zu dem Zeitpunkt, da er gelernt hat, mit seinen Händen zu töten, auch die Reife erlangt hat, zu wissen, wie er diese Macht zu gebrauchen hat. Er wird sie nie unvernünftig anwenden. Diese Art von Macht besitzt einen eingebauten Kontrollmechanismus. Die Disziplin, die notwendig ist, um sie zu erreichen, verändert einen so, daß man sie nie mißbrauchen wird.

Aber wissenschaftliche Macht ist wie ererbter Reichtum: Man erreicht sie ohne Disziplin. Sie lesen einfach, was andere getan haben, und machen den nächsten Schritt, Man kann das schon in sehr jungen Jahren tun. Man kann sehr schnell Fortschritte machen. Es ist keine jahrzehntelange Disziplin nötig. Und auch keine Meisterschaft: Alte Wissenschaftler werden einfach ignoriert. Es gibt keine Demut vor der Natur. Es gibt nur die Philosophie des Schnell-reich-Werdens, des Sich-schnell-einen-Namen-Machens. Betrügen, lügen, verfälschen Sie - kein Mensch schert sich darum. Sie nicht und Ihre Kollegen nicht. Niemand wird Sie kritisieren. Niemand hat irgendwelche moralischen Bewertungsmaßstäbe. Alle versuchen das gleiche zu erreichen: Etwas Großes zu schaffen, und das schnell.
Und weil Sie auf den Schultern von Riesen stehen können, können Sie etwas auch schnell erreichen. Sie wissen nicht mal genau, was es ist, aber Sie haben es bereits veröffentlicht, es sich patentieren lassen und verkauft. Und der Käufer hat noch weniger Disziplin als Sie. Der Käufer erwirbt einfach Macht, wie eine Ware. Der Käufer denkt überhaupt nicht daran, daß vielleicht Disziplin notwendig ist.«
»Wissen Sie, wovon der redet?« fragte Hammond.
Ellie nickte.
»Ich habe nicht die geringste Ahnung«, sagte Hammond.
»Ich werd's ganz einfach machen«, sagte Malcolm. »Ein Karatemeister mordet nicht mit bloßen Händen. Er verliert nicht einfach die Geduld und bringt seine Frau um. Ein Mensch, der mordet, ist einer ohne Disziplin, ohne Selbstbeherrschung, einer, der sich seine Macht gekauft hat wie eine billige 38er vom Schwarzmarkt. Genau das ist die Art von Macht, die die Wissenschaft ermöglicht und fördert. Und genau deshalb glauben Sie, daß es einfach ist, einen Park wie diesen zu bauen.«
»Es war einfach«, entgegnete Hammond störrisch.
»Warum ist es dann schiefgelaufen?«

Benommen vor Anspannung schwang John Arnold die Tür zur Generatorenhalle auf und betrat den dunklen Innenraum. Mein Gott, war es da drinnen finster! Er hätte daran denken sollen, daß die Lichter ausgeschaltet waren. Er spürte kalte Luft und die riesenhaft höhlenartige Ausdehnung des Gebäudes, das zwei Stockwerke in die Tiefe reichte. Er mußte den Laufsteg finden.
Aber er mußte vorsichtig sein dabei, sonst würde er sich den Hals brechen.
Der Steg.
Er tastete herum wie ein Blinder und merkte, daß es sinnlos war. Irgendwie mußte er Licht in den Schuppen bringen. Er ging zurück zur Tür und öffnete sie einen Spalt. Das gab genug Licht. Aber die Tür blieb nicht offen. Schnell zog er einen Schuh aus und klemmte ihn dazwischen.
Er ging zu dem Steg, den er jetzt deutlich sehen konnte. Seine Füße machten auf dem Eisengitter unterschiedliche Geräusche, ein lautes und ein gedämpftes. Aber wenigstens sah er jetzt etwas. Vor ihm lag die Treppe, die zu den Generatoren führte. Noch zehn Meter.
Dunkelheit.
Das Licht war verschwunden.
Arnold drehte sich zur Tür um und sah, daß der Körper eines Velociraptors das Licht verdeckte. Das Tier bückte sich und schnupperte an dem Schuh.

Henry Wu lief hektisch auf und ab. Seine Hände huschten über Computerkonsolen, seine Finger berührten Bildschirme. Er war in ständiger Bewegung. Er drehte fast durch vor Anspannung. Im Geiste ging er noch einmal durch, was er wann tun mußte. Schnell mußte er vor allem sein. Sobald der erste Bildschirm aufleuchtete, würde er-
»Wu!« Das Funkgerät knackte.
Er griff danach. »Ja, hier.«

»Ist der verdammte Strom schon wieder an?« Es war Muldoon. Seine Stimme klang eigenartig, irgendwie hohl.
»Nein«, erwiderte Wu. Er lächelte, froh darüber, daß Muldoon noch am Leben war.
»Ich glaube, Arnold hat's bis in den Schuppen-geschafft«, sagte Muldoon. »Was danach passiert ist, weiß ich nicht mehr.«
»Wo sind Sie?« fragte Wu.
»Ich stecke fest.«
»Was?«
»Ich stecke in einem verdammten Rohr«, sagte Muldoon. »Und im Augenblick bin ich sehr beliebt.«

Eingekeilt in einem Rohr trifft's wohl genauer, dachte Muldoon. Hinter dem Besucherzentrum hatte er einen Stapel von Röhren entdeckt und war in die erste rückwärts hineingekrabbelt. Es waren Meterröhren, sehr eng für ihn, aber wenigstens konnten sie ihn hier nicht kriegen.
Zumindest nicht mehr, nachdem er einem von ihnen ein Bein abgeschossen hatte, als sich der neugierige Mistkerl zu nahe an die Röhre wagte. Heulend war der Raptor davongezogen, und die anderen hatten Respekt bekommen. Immerhin waren sie intelligent genug, das zu kapieren. Er bedauerte nur, daß er nicht gewartet hatte, bis die Schnauze des Tiers vor dem Lauf auftauchte, bevor er abdrückte.
Aber vielleicht bekam er noch seine Chance, denn vor dem Rohr lauerten jetzt drei oder vier Raptoren und knurrten und fauchten ihn an.
»Ja, sehr beliebt«, sagte er ins Funkgerät.
»Hat Arnold ein Funkgerät?« wollte Wu wissen.
»Ich glaube nicht«, erwiderte Muldoon. »Bleiben Sie einfach, wo Sie sind, und warten Sie ab, was passiert.«
Muldoon hatte nicht gesehen, wie das andere Ende des Rohrs aussah - er war zu schnell hineingekrabbelt -, und er sah es auch jetzt nicht. Er steckte fest und konnte nur hoffen, daß das hintere

Ende nicht offen war. Die Vorstellung, daß diese Mistkerle sein Hinterteil anknabberten, behagte ihm gar nicht.
Arnold wich über den Laufsteg zurück. Der Velociraptor war höchstens drei Meter entfernt und pirschte sich durch die Dunkelheit an ihn heran. Arnold hörte das Klappern der tödlichen Klauen auf dem Metall.
Aber der Saurier bewegte sich nur langsam. Arnold wußte, daß das Tier ausgezeichnet sah, doch das Eisengitter des Stegs, die fremden Gerüche in dem Maschinenraum hatten ihn vorsichtig gemacht. Und diese Vorsicht ist meine einzige Chance, dachte Arnold. Wenn er es bis zur Treppe schaffte und in das Stockwerk darunter steigen konnte...
Er war sich nämlich ziemlich sicher, daß der Velociraptor keine Treppen steigen konnte. Auf jeden Fall nicht solche schmalen, steilen Treppen.
Arnold sah über die Schulter. Die Treppe war nur noch einen guten Meter entfernt. Noch ein paar Schritte...
Und er hatte es geschafft! Er griff hinter sich, spürte den Handlauf und begann, die fast vertikalen Stufen hinunterzuhasten. Seine Füße berührten ebenen Beton. Der Raptor, jetzt gute sechs Meter über ihm, knurrte frustriert.
»Leck mich«, sagte Arnold. Er drehte sich um. Das Notaggregat war nicht mehr weit entfernt. Noch ein paar Schritte, und er würde es sehen, trotz der Dämmerung...
Hinter sich hörte er einen dumpfen Aufprall.
Arnold drehte sich um.
Der Raptor stand knurrend auf dem Betonboden.
Er war gesprungen.
Arnold sah sich schnell nach einer Waffe um, aber plötzlich wurde er mit dem Rücken auf den Beton geworfen. Etwas Schweres lastete auf seiner Brust, er konnte nicht atmen, und da wußte er, daß das Tier auf ihm stand, er spürte die riesigen Klauen in sein Fleisch stechen, er roch den fauligen Atem aus dem Maul über ihm, und er öffnete den Mund zu einem Schrei.

Ellie hielt das Funkgerät in der Hand und horchte. Eben waren wieder zwei puertoricanische Arbeiter im Hotel eingetroffen; sie schienen zu wissen, daß sie hier sicher waren. In den letzten Minuten hatten sich allerdings keine anderen gemeldet. Und draußen schien es ruhiger geworden zu sein. Über Funk fragte Muldoon: »Wieviel Zeit ist vergangen?«
»Vier oder fünf Minuten«, antwortete Wu.
»Arnold sollte es inzwischen erledigt haben«, sagte Muldoon. »Falls er es geschafft hat.«
»Haben Sie eine Ahnung?«
»Nein«, erwiderte Wu.
»Wissen wir etwas von Gennaro?«
Gennaro meldete sich. »Ja, hier.«
»Wo zum Teufel sind Sie?« fragte Muldoon.
»Ich gehe jetzt zur Generatorenhalle«, sagte Gennaro. »Wünschen Sie mir Glück.«

Gennaro kauerte im Unterholz und horchte.
Direkt vor ihm lag der baumbestandene Weg, der zum Besucherzentrum führte. Gennaro wußte, daß die Generatorenhalle sich irgendwo östlich davon befand. Er hörte das Zwitschern der Vögel in den Bäumen. Ein leichter Dunst hing in der Luft. Einer der Raptoren brüllte, aber das kam von ziemlich weit her. Gennaro ging los; er verließ den Pfad und bahnte sich einen Weg durch die Vegetation.
Wollen Sie riskant leben ?
Eigentlich nicht.
Es stimmte, er wollte es nicht. Aber Gennaro glaubte, einen Plan zu haben, oder zumindest eine Möglichkeit, die gutgehen konnte. Wenn er sich nördlich der Hauptgebäude hielt, konnte er sich dem Generatorenhaus von hinten nähern. Die Raptoren hielten sich wahrscheinlich bei den Gebäuden im Süden auf. Sie hatten keinen Grund, sich im Dschungel herumzutreiben.
Zumindest hoffte er es.

Er bewegte sich so leise er konnte, war sich dabei aber nur zu bewußt, daß er trotzdem eine Menge Lärm verursachte. Er zwang sich, langsamer zu gehen, und spürte, wie sein Herz hämmerte. Die Vegetation war hier sehr dicht, er hatte kaum mehr als zwei Meter Sicht. Allmählich machte er sich Sorgen, daß er die Generatorenhalle gar nicht finden würde. Aber dann sah er rechts von sich das Dach über den Palmen auftauchen.
Er kam von hinten auf das Gebäude zu und ging darum herum zur Vorderseite. Er entdeckte die Tür, öffnete sie und schlüpfte hinein. Es war sehr dunkel. Er stolperte über etwas.
Ein Männerschuh.
Gennaro runzelte die Stirn und ging weiter. Direkt vor sich sah er einen Laufsteg. Plötzlich merkte er, daß er gar nicht wußte, wohin er sollte. Und das Funkgerät hatte er zurückgelassen.
Verdammt.
Vielleicht gab es irgendwo im Generatorenhaus ein Funkgerät. Wenn nicht, mußte er das Aggregat auf eigene Faust suchen. Er wußte, wie ein Generator aussah. Wahrscheinlich war er irgendwo in dem unteren Stockwerk. Er entdeckte eine Treppe, die nach unten führte.
Weiter unten war es noch dunkler, er konnte kaum etwas sehen. Mit nach oben ausgestreckten Händen, um sich nirgends den Kopf anzustoßen, tastete er sich an den Röhren entlang.
Er hörte ein Tier knurren und erstarrte. Er horchte, aber das Geräusch wiederholte sich nicht. Vorsichtig ging er weiter. Etwas tropfte auf seine Schulter und den nackten Arm. Es war lauwarm, wie Tümpelwasser. Er berührte es in der Dunkelheit.
Klebrig. Er roch daran.
Blut.
Er sah hoch. Der Raptor hockte auf einer Röhre einen Meter über seinem Kopf. Blut tropfte ihm von den Klauen. Mit einem eigenarhgen Gefühl der Distanziertheit fragte Gennaro sich, ob das Tier verletzt sei. Und dann begann er zu laufen, aber der Raptor sprang ihm auf den Rücken und stieß ihn zu Boden.

Gennaro war ein kräftiger Mann; er stemmte sich hoch, warf den Raptor ab und rollte sich über den Betonboden weg. Als er sich umdrehte, sah er, daß der Raptor auf der Seite lag und keuchend atmete.
Ja, er war verletzt. Sein Bein blutete, aus irgendeinem Grund. Ich muß das Vieh umbringen, dachte er.
Gennaro rappelte sich hoch und sah sich nach einer Waffe um. Der Raptor lag noch immer keuchend auf dem Beton. Gennaro suchte verzweifelt nach etwas - irgend etwas -, das er als Waffe benutzen konnte. Als er sich wieder umdrehte, war der Raptor verschwunden.
Er knurrte, und das Geräusch hallte in der Dunkelheit wider. Mit ausgestreckten Händen tastend, drehte Gennaro sich im Kreis. Und plötzlich spürte er einen scharfen Schmerz in seiner rechten Hand.
Zähne.
Er biß ihn.
Der Raptor machte eine ruckartige Bewegung mit dem Kopf, und Donald Gennaro wurde zu Boden gerissen.

Malcolm lag schwitzend im Bett und horchte auf, als das Funkgerät knackte.
»Und?« fragte Muldoon. »Bekommen Sie was rein?«
»Kein Wort«, antwortete Wu.
»Verdammt«, fluchte Muldoon.
Eine Pause.
Malcolm seufzte. »Ich bin ja schon gespannt auf seinen neuen Plan.«
»Ich würde es für das beste halten«, sagte Muldoon, »wenn wir alle im Hotel zusammenkommen und uns dort neu gruppieren. Aber ich sehe keinen Weg, das zu schaffen.«
»Vor dem Besucherzentrum steht ein Jeep«, erwiderte Wu. »Wenn ich zu Ihnen heranfahre, würden Sie es bis zum Auto schaffen?«
»Vielleicht. Aber dazu müßten Sie den Kontrollraum verlassen.«
»Ich kann hier sowieso nichts tun.«

„Bei Gott, das stimmt«, warf Malcolm dazwischen. »Ein Kontrollraum ohne Strom ist so gut wie kein Kontrollraum.«
»Also schön«, sagte Muldoon. »Versuchen wir es. Es sieht nicht gut aus.«
Von seinem Bett aus sagte Malcolm: »Nein, es sieht wirklich nicht gut aus. Es sieht nach einer Katastrophe aus.«
»Die Raptoren werden uns zum Hotel folgen«, sagte Wu.
»Trotzdem ist es besser so«, erwiderte Malcolm. »Also los.«
Die Verbindung wurde unterbrochen. Malcolm schloß die Augen und atmete flach. Er versuchte, seine ganze Kraft zusammenzunehmen.
»Entspannen Sie sich«, sagte Ellie. »Immer mit der Ruhe.«
»Sie wissen, worüber wir hier eigentlich reden«, sagte Malcolm. »Dieses Bestreben, alles zu kontrollieren... Wir reden über eine typisch westliche Haltung, die 500 Jahre alt ist. Die Sache begann zu der Zeit, als Florenz die wichtigste Stadt der Welt war. Die Definition der Wissenschaft - als neue Sicht der Wirklichkeit, als objektive Methode, die unabhängig ist von Glauben oder Nationalität, als Ausdruck der menschlichen Vernunft -, diese Definition war damals neu und aufregend. Sie versprach eine neue Hoffnung für die Zukunft und fegte das jahrhundertealte mittelalterliche System hinweg. Die mittelalterliche Welt der Feudalherrschaft, der religiösen Dogmen und des abscheulichsten Aberglaubens mußte der Wissenschaft weichen. Aber tatsächlich geschah das, weil das mittelalterliche System nicht mehr funktionierte. Es funktionierte ökonomisch und intellektuell nicht mehr, und es paßte nicht zu der neuen Welt, die eben im Entstehen war.«
Malcolm hustete.
»Aber inzwischen«, fuhr er fort, »ist die Wissenschaft auch schon wieder ein jahrhundertealter Glauben. Und wie das mittelalterliche System davor paßt auch die Wissenschaft allmählich nicht mehr zu der Welt, wie sie ist. Die Wissenschaft hat inzwischen soviel Macht, daß die Grenzen ihres Funktionierens zutage treten. Vor allem dank der Wissenschaft leben Milliarden von uns in einer

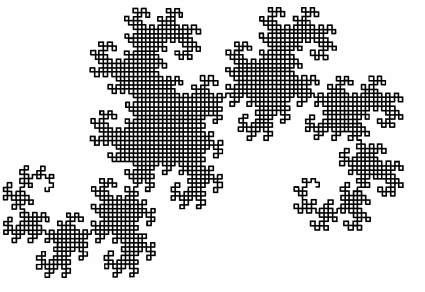
kleinen Welt, eng zusammengedrängt und voneinander abhängig. Aber die Wissenschaft hilft uns nicht bei der Entscheidung, was wir mit dieser Welt tun, wie wir leben sollen. Die Wissenschaft kann einen Kernreaktor konstruieren, aber sie kann uns nicht sagen, ihn nicht zu bauen. Die Wissenschaft kann ein Pestizid entwickeln, aber sie kann uns nicht vorschreiben, es nicht zu verwenden. Und wenn man allmählich den Eindruck bekommt, als sei die ganze Welt verseucht - das Wasser, die Luft, der Boden -, dann liegt das an dieser nicht beherrschbaren Wissenschaft.« Er seufzte. »Zumindest soviel ist doch für jeden offensichtlich.« Eine kurze Stille entstand. Malcolm lag mit geschlossenen Augen da und atmete schwer. Niemand sprach, und Ellie glaubte schon, Malcolm sei nun doch eingeschlafen. Doch dann setzte er sich plötzlich wieder auf.

»Gleichzeitig existiert die große intellektuelle Rechtfertigung der Wissenschaft nicht mehr. Schon seit Newton und Descartes verspricht die Wissenschaft uns die totale Kontrolle. Die Wissenschaft maßt sich die Macht an, irgendwann einmal alles zu wissen, und zwar dank ihres Verständnisses der Naturgesetze. Aber im zwanzigsten Jahrhundert ist diesem Anspruch jede Rechtfertigung entzogen worden. Zum einen setzt Heisenbergs Unschärferelation unserem potentiellen Wissen über die subatomare Welt Grenzen. Na und? sagen wir. Keiner von uns lebt in der subatomaren Welt. Das hat keine Auswirkungen auf unser alltägliches Leben. Zweitens setzt Gödels Theorem der Mathematik, der formalen Sprache der Wissenschaft also, ähnliche Grenzen. Die Mathematiker glaubten lange, ihre Sprache besitze eine gewisse inhärente Wahrheit, die sich von den Gesetzen der Logik herleitet. Inzwischen wissen wir, daß das, was wir Vernunft nennen, etwas vollkommen Beliebiges ist. Nichts Besonderes und Einzigartiges, wie wir das immer glaubten.

Und jetzt beweist die Chaostheorie, daß die Unberechenbarkeit in unser gewöhnliches Leben quasi eingebaut ist. Sie ist so alltäglich wie das Unwetter, das wir nicht vorhersagen können. Diese drei

Theorien haben der jahrhundertealten, großen Vision der Wissenschaft - dem Traum von der totalen Kontrolle - in unserem Jahrhundert den Todesstoß versetzt. Sie haben damit der Wissenschaft die Rechtfertigung entzogen für das, was sie tut, und uns die Rechtfertigung, an die Wissenschaft zu glauben. Die Wissenschaft hat immer behauptet, daß sie vielleicht im Augenblick noch nicht alles weiß, daß sie aber irgendwann alles wissen wird. Jetzt sehen wir, daß das nicht stimmt. Es ist eine leere Prahlerei. So töricht und so irregeleitet wie ein Kind, das von einem Haus springt, weil es glaubt, es kann fliegen.«
»Das ist aber sehr übertrieben«, sagte Hammond kopfschüttelnd. »Wir sind Zeugen des Endes der wissenschaftlichen Ära. Die Wissenschaft zerstört sich wie alle überkommenen Systeme selbst. Je mehr Macht sie bekommt, desto unfähiger erweist sie sich, mit dieser Macht umzugehen. Weil jetzt alles sehr schnell passiert. Vor 50 Jahren war die ganze Welt aus dem Häuschen wegen der Atombombe. Das war wirkliche Macht. Keiner konnte sich eine größere vorstellen. Aber knapp ein Jahrzehnt nach der Atombombe bekamen wir genetische Macht in die Hand. Und genetische Macht ist viel effektiver als atomare Macht. Bald wird sie jedem verfügbar sein. Es wird sie in Bausätzen für den Hobbygärtner geben. Als Experimente für Schulkinder. Als billige Labore für Terroristen und Diktatoren. Und das wird jeden zwingen, sich genau die Frage zu stellen, die die Wissenschaft nicht beantworten kann: Was soll ich mit meiner Macht tun?«
»Also, was wird passieren?« fragte Ellie.
Malcolm zuckte die Achseln. »Es wird Veränderungen geben.«
»Welche Art von Veränderungen?«
»Jede große Veränderung ist wie der Tod«, sagte er. »Man sieht die andere Seite erst, wenn man dort ist.« Damit schloß er die Augen.
»Der arme Mann«, sagte Hammond und schüttelte den Kopf.
Malcolm seufzte. »Haben Sie eigentlich eine Vorstellung«, fragte er, »wie unwahrscheinlich es ist, daß auch nur einer von uns diese Insel lebend verläßt?«

Sechste Iteration



»Eine Wiederherstellung des Systems
kann sich als unmöglich erweisen «
Ian Malcolm

Rückkehr

Mit summendem Elektromotor raste das Fahrzeug durch den dunklen, unterirdischen Tunnel. Grant saß am Steuer; er hatte das Gaspedal ganz durchgedrückt. Der Tunnel war absolut gleichförmig, wenn man von den gelegentlichen Luftschlitzen einmal absah, die gegen den Regen abgeschirmt waren und daher nur wenig Licht hereinließen. Aber Grant entdeckte an vielen Stellen verkrustete weiße Tierexkremente. Offensichtlich kamen sehr viele Tiere hier herein.

Lex, die neben ihm saß, richtete die Taschenlampe auf den Velociraptor auf der Ladefläche hinter ihnen. »Warum atmet er so schwer?«

»Wegen des Betäubungspfeils, mit dem ich ihn angeschossen habe«, erwiderte Grant.

»Wird er sterben?«

»Ich hoffe nicht.«

»Warum nehmen wir ihn mit?«

»Um den Leuten in der Station zu beweisen, daß die Dinosaurier sich wirklich fortpflanzen.«

»Woher wissen Sie, daß sie sich fortpflanzen?«

»Weil der da sehr jung ist«, erwiderte Grant. »Und weil er ein Dinosauriermännchen ist.«

»Ach wirklich?« fragte Lex und spähte neugierig in den Lichtkreis der Taschenlampe.

»Ja. Aber jetzt leuchte doch mal nach vorne.« Er streckte die Hand aus und hielt ihr seine Armbanduhr hin. »Wie spät?«

»Viertel nach zehn.«
»Okay.«
»Das heißt, daß wir nur noch 45 Minuten Zeit haben, um mit dem Schiff Kontakt aufzunehmen«, sagte Tim.
»Es kann nicht mehr weit sein«, entgegnete Grant. »Ich glaube, wir sind schon fast beim Besucherzentrum.« Er war sich nicht ganz sicher, merkte aber, daß der Tunnel langsam anstieg, auf die Erdoberfläche zu, und -
»Whow!« rief Tim.
Mit erstaunlicher Geschwindigkeit schossen sie ins helle Tageslicht hinaus. Ein feiner Dunst hing in der Luft, der das Gebäude direkt vor ihnen einhüllte. Aber Grant sah sofort, daß es das Besucherzentrum war. Sie waren direkt vor der Garage herausgekommen!
»Juhu!« rief Lex. »Wir haben es geschafft! Juhu!« Sie hüpfte in ihrem Sitz auf und ab, während Grant das Auto in der Garage abstellte. An der Wand standen Tierkäfige. Sie legten den Velociraptor in einen und stellten ihm eine Schüssel Wasser hinein. Dann stiegen sie die Treppen zum Erdgeschoß des Besucherzentrums hinauf.
»Jetzt besorge ich mir einen Hamburger! Und Fritten! Und einen Schokomilchshake! Dinosaurier will ich keine mehr sehen! Juhu!« rief Lex. Sie erreichten das Erdgeschoß und öffneten die Tür. Und verstummten.

Die Eingangstür zum Foyer des Besucherzentrums war zerschmettert, ein kalter, grauer Nebel wehte durch die geräumige Halle. Das Schild mit der Aufschrift ALS DINOSAURIER DIE ERDE BEHERRSCHTEN hing nur noch an einem Gelenk und ächzte im Wind. Der große Tyrannosaurierroboter war umgeworfen und lag mit den Beinen in der Luft am Boden, seine elektronischen Innereien quollen heraus. Durch das Fenster sahen sie draußen Palmenreihen, die im Nebel zu undeutlichen Umrissen verschwammen. Tim und Lex drängten sich an den Metalltisch des Wachpostens.

Grant hatte das Funkgerät des Postens in der Hand und probierte alle Kanäle durch. »Hallo, hier Grant. Ist da jemand? Hallo, hier Grant.«
Lex starrte die Leiche des Postens an, der hinter dem Tisch lag. Sie konnte nur die Füße und die Beine sehen.
»Hallo, hier Grant. Hallo.«
Lex beugte sich vor und versuchte, um den Tisch herumzuspähen. Grant packte sie am Ärmel. »He, laß das!«
»Ist er tot? Was ist das Zeug auf dem Boden? Blut?«
»Ja.«
»Und warum ist es dann nicht richtig rot?«
»Du bist morbid«, sagte Tim.
»Was ist >morbid<? So was bin ich nicht.«
Das Funkgerät knisterte. »Mein Gott«, hörte man eine Stimme. »Grant? Sind Sie das?« Und dann: »Alan? Alan?« Das war Ellie.
»Ja, ich bin's«, antwortete Grant.
»Gott sei Dank«, sagte Ellie. »Bist du in Ordnung?«
»Ja, mir geht es gut.«
»Was ist mit den Kindern? Hast du sie gesehen?«
»Die Kinder sind bei mir«, erwiderte Grant. »Sie sind okay.«
»Gott sei Dank.«
Lex krabbelte um den Tisch herum. Grant schlug ihr auf den Knöchel. »Zurück da!«
Das Funkgerät knisterte. »... d wo seid ihr?«
»Im Foyer. Im Foyer des Hauptgebäudes.«
Über Funk hörte er Wu sagen: »Mein Gott, sie sind da.«
»Alan, hör zu«, sagte Ellie. »Die Raptoren sind ausgebrochen. Sie können Türen öffnen. Möglicherweise sind sie im selben Gebäude wie ihr.«
»Großartig. Und wo seid ihr?« fragte Grant.
»Wir sind im Hotel.«
»Und die anderen? Muldoon und alle anderen?«
»Wir haben ein paar Leute verloren. Alle anderen haben wir ins Hotel geschafft.«

»Funktionieren die Telefone?«
»Nein. Das ganze System ist außer Betrieb. Nichts funktioniert«
»Wie bringen wir das System wieder zum Laufen?"
»Wir haben es schon versucht.«
»Wir müssen es wieder zum Laufen bringen«, sagte Grant. »Und zwar so schnell wie möglich. Wenn wir es nicht innerhalb einer halben Stunde schaffen, erreichen die Raptoren das Festland.« Er fing an, von dem Schiff zu erzählen, doch Muldoon schnitt ihm das Wort ab. »Ich glaube, Sie verstehen nicht, Dr. Grant. Hier im Hotel haben wir keine halbe Stunde mehr Zeit.«
»Wieso das?«
»Ein paar Raptoren sind uns gefolgt. Zwei sind auf dem Dach.«
»Na und? Ins Gebäude selbst können sie doch nicht eindringen.« Muldoon hustete. »Anscheinend doch. Kein Mensch hat daran gedacht, daß die Tiere aufs Dach gelangen könnten.« Das Funkgerät rauschte.
»...anscheinend einen Baum zu nahe am Zaun gepflanzt. Die Raptoren sind über den Zaun und aufs Dach geklettert. Die Stahlstangen vor dem Oberlicht sollten ja eigentlich unter Strom stehen, aber die Energieversorgung ist unterbrochen. Die Raptoren beißen die Stangen durch.«
»Sie beißen die Stangen durch?« wiederholte Grant. Er runzelte die Stirn und versuchte, es sich vorzustellen. »Wie schnell?«
»Ja«, bestätigte Muldoon. »Mit ihrem Gebiß sind sie in der Lage, einen Druck bis zu 1.000 Kilogramm pro Quadratzentimeter zu erzeugen. Die sind wie Hyänen, sie können Stahl durchbeißen und...« Der Kontakt war einen Augenblick lang gestört.
»Wie schnell?« fragte Grant noch einmal.
»Ich glaube, wir haben noch zehn, 15 Minuten, bis sie ganz durch sind und durch das Oberlicht in das Gebäude eindringen. Und wenn sie erst einmal herein... Ah. einen Augenblick, Dr. Grant.« Die Verbindung wurde unterbrochen.

Die Raptoren hatten die erste Stange vor dem Oberlicht über Malcolms Bett bereits durchgebissen. Eins der Tiere packte das Ende der Stange und bog es zurück. Mit einem kräftigen Hinterlauf durchstieß es das Glas, Scherben regneten auf die Bettdecke.
»Mein Gott«, sagte Malcolm und starrte nach oben.
Jetzt, da das Glas zerbrochen war, hörten sie das Schnauben und Knurren der Raptoren und das Knirschen ihrer Zähne auf dem Metall der Gitterstangen. An den Stellen, wo sie bereits genagt hatten, war der Stahl dünner und glänzte silbrig.
»Wenigstens können sie noch nicht herein«, sagte Ellie. »Sie müssen erst noch eine zweite Stange durchbeißen.«
»Wenn Grant es irgendwie bis zur Generatorenhalle schaffen würde...«, sagte Wu.
»Verdammte Scheiße«, entgegnete Muldoon und humpelte auf seinem verstauchten Knöchel durchs Zimmer. »Er schafft es nicht schnell genug. Er kann den Strom nicht schnell genug wieder anschalten. Nicht, um das hier zu verhindern.«
Malcolm hustete. »Doch.« Seine Stimme war leise, fast nur noch ein Keuchen.
»Was hat er gesagt?« fragte Muldoon.
»Doch«, wiederholte Malcolm. »Wir können...«
»Können was?«
»Ablenkung.« Er zuckte vor Schmerz zusammen.
»Welche Ablenkung?«
»Gehen Sie... zum Zaun...«
»Ja? Und dort?«
Malcolm grinste schwach. »Stecken Sie... Ihre Hände durch.«
»O Gott«, stöhnte Muldoon und wandte sich ab.
»Einen Augenblick mal«, sagte Wu. »Er hat recht. Wir könnten da »draufen für Ablenkung sorgen.«
»Und dann?«
»Dann könnte Grant zur Generatorenhalle laufen und die Aggregate einschalten.«

»Und dann in den Kontrollraum zurückkehren und das System wieder hochfahren?«
»Genau.«
»Keine Zeit«, erwiderte Muldoon. »Keine Zeit.«
»Aber wenn wir die Raptoren hierher locken könnten«, sagte Wu. »Vielleicht bringen wir sogar die da vom Oberlicht weg... Es könnte funktionieren. Einen Versuch ist es wert.«
»Ein Köder«, sagte Muldoon.
»Genau.«
»Und wer wird der Köder sein? Ich kann's nicht. Mein Knöchel ist verstaucht.«
»Ich mach's«, erwiderte Wu.
»Nein«, sagte Muldoon. »Sie sind der einzige, der sich mit dem Computer auskennt. Sie müssen Grant sagen, was er tun soll.«
»Dann mach ich's«, sagte Harding.
»Nein«, warf Ellie dazwischen. »Malcolm braucht Sie. Ich mach's.«
»Verdammt, das werden Sie nicht«, sagte Muldoon.
Aber Ellie hatte sich bereits gebückt und band ihre Turnschuhe zu. »Aber sagen Sie Grant nichts«, sagte sie. »Das macht ihn nur nervös.«

Im Foyer war es still, kalter Nebel umwehte sie. Seit einigen Minuten hatten sie aus dem Funkgerät nichts mehr gehört. »Warum reden die nicht mehr mit uns?« fragte Tim.
»Ich hab Hunger«, sagte Lex.
»Sie versuchen, sich etwas auszudenken«, antwortete Grant. Das Funkgerät knisterte. »Grant, melden Sie sich. Hier Wu. Melden Sie sich.«
»Ja«, antwortete Grant.
»Hören Sie«, kam Wus Stimme aus dem Apparat. »Können Sie von Ihrem Standort aus den hinteren Teil des Besucherzentrums sehen?«
Grant sah durch die hinteren Glastüren zu den Palmen im Nebel hinaus.

„Ja«, antwortete Grant.
Dr. Wu sagte: »Da führt ein Weg an den Palmen vorbei direkt zur Generatorenhalle. Dort ist die ganze Stromanlage mit den Aggregaten. Ich glaube, Sie haben das Gebäude gestern gesehen.«
»Ja«, erwiderte Grant. Einen Augenblick lang war er verwirrt. War es wirklich erst gestern gewesen? Es schien Jahre her zu sein.
»Also hören Sie zu«, fuhr Wu fort. »Wir glauben, die Raptoren hierher zum Hotel locken zu können, aber wir sind nicht ganz sicher. Also seien Sie vorsichtig. Geben Sie uns fünf Minuten.«
»Okay.«
»Sie können die Kinder in der Cafeteria lassen. Sie müßten dort eigentlich in Sicherheit sein. Nehmen Sie das Funkgerät mit, wenn Sie gehen.«
»Okay.«
»Schalten Sie es ab, bevor Sie gehen, damit es draußen keinen Lärm macht. Und rufen Sie mich an, sobald Sie in der Halle sind.«
»Okay.«
Grant schaltete ab. Lex zupfte ihn am Ärmel. »Gehen wir jetzt in die Cafeteria?« flüsterte sie.
»Ja«, antwortete Grant.
»Na endlich.«
Durch die Nebelschwaden, die das Foyer durchwehten, gingen sie auf die Tür zur Cafeteria zu.
»Ich will einen Hamburger«, sagte Lex.
»Ich glaube nicht, daß es Strom zum Kochen gibt.«
»Dann ein Eis.«
»Tim, du mußt bei ihr bleiben und ihr helfen.«
»Das mach ich schon.«
»Ich muß für eine Zeitlang weg«, sagte Grant.
»Ich weiß.«
Als Grant die Tür zur Cafeteria öffnete, sah er quadratische Eßtische mit Stühlen und dahinter Schwingtüren aus rostfreiem Stahl. Neben dem Eingang stand eine Kasse und ein Ständer mit Kaugummi und Süßigkeiten.

»Okay, Kinder. Ihr bleibt hier, egal, was passiert. Verstanden?«
»Lassen Sie uns das Funkgerät da«, sagte Lex.
»Das geht nicht. Ich brauche es. Bleibt einfach hier. Ich bin nur für ungefähr fünf Minuten weg.«
»Okay.«
Grant schloß die Tür.
In der Cafeteria war es jetzt vollkommen dunkel. Lex faßte nach Tims Hand. »Mach das Licht an«, sagte sie.
»Geht nicht«, erwiderte Tim. »Kein Strom.« Er setzte sich seine Nachtsichtbrille auf.
»Du hast's gut. Aber was ist mit mir?«
»Halt einfach meine Hand. Wir suchen uns etwas zu essen.« Er führte sie in den Raum hinein. Tische und Stühle sah er jetzt fluoreszierend grün. Rechts entdeckte er eine leuchtendgrüne Registrierkasse und einen Ständer mit Kaugummi und Süßigkeiten. Er nahm sich eine Handvoll Schokoriegel.
»Ich hab's dir doch gesagt«, quengelte Lex. »Ich will ein Eis, keine Schokoriegel.«
»Nimm sie trotzdem.«
»Eis, Tim.«
»Okay, ist ja schon gut.«
Tim stopfte sich die Riegel in die Tasche und ging mit Lex weiter. Sie zog an seiner Hand. »Ich kann überhaupt nichts sehen.«
»Geh einfach neben mir her. Und halt meine Hand.«
»Dann geh langsamer.«
Hinter den Tischen und Stühlen befand sich eine Doppelschwingtür mit kleinen, runden Fenstern darin. Sie führte wahrscheinlich in die Küche. Er stieß einen Flügel auf und hielt ihn für Lex offen.

Ellie Sattler trat durch den Vordereingang des Hotels und spürte den kalten Nebel auf Gesicht und Beinen. Ihr Herz raste, obwohl sie wußte, daß sie hinter dem Zaun in Sicherheit war. Sie sah die schweren Eisenstangen direkt vor sich im Nebel.
Aber hinter dem Zaun sah sie fast nichts mehr. Nach 20 Metern

verschwand die Umgebung in einer milchigweißen Wand. Raptoren waren nirgends zu sehen. Die Gartenanlagen und Bäume waren fast gespenstisch still. »He!« rief sie zögernd in den Nebel. Muldoon lehnte im Türrahmen. »Ich glaube nicht, daß das reicht«, sagte er. »Sie müssen schon richtigen Lärm machen.« Mit einer Stahlstange in der Hand humpelte er zu ihr. Er schlug mit der Stange gegen das Gitter, als würde er einen Essensgong betätigen. »Kommt und holt es euch. Essen ist fertig.«

»Sehr amüsant«, sagte Ellie.

»Die verstehen kein Englisch.« Muldoon grinste. »Aber ich kann mir vorstellen, daß sie ungefähr wissen, was gemeint ist.«

Ellie war noch immer sehr nervös und ärgerte sich über seine Witze. Sie sah hinüber zum Besucherzentrum, das jetzt im dichten Nebel lag. Muldoon schlug wieder gegen das Gitter. Aus den Augenwinkeln heraus sah sie, fast noch vom Nebel verhüllt, ein gespenstisch bleiches Tier. Einen Raptor.

»Der erste Kunde«, sagte Muldoon.

Der Raptor verschwand, ein weißer Schatten, und tauchte dann wieder auf; aber er kam nicht näher und schien eigenartig desinteressiert an dem Lärm, der da vom Hotel ausging. Sie machte sich langsam Sorgen. Wenn sie die Raptoren nicht hierherlocken konnte, war Grant in Gefahr.

»Sie machen zuviel Lärm«, sagte Ellie.

»Ach Blödsinn.«

»Nein, wirklich.«

»Ich kenne diese Tiere-«

»Sie sind betrunken«, sagte sie. »Lassen Sie mich das machen.«

»Und wie wollen Sie es anstellen?«

Sie antwortete ihm nicht, sondern ging zum Tor. »Es heißt doch, die Raptoren sind intelligent.«

»Sind sie auch. Mindestens so intelligent wie Schimpansen.«

»Hören sie auch gut?«

»Ja, ausgezeichnet.«

»Vielleicht kennen Sie dieses Geräusch«, sagte sie und öffnete das

Tor. Die Metallangeln, im dauernden Nebel angerostet, quietschten laut. Sie schloß es wieder und öffnete es noch einmal quietschend.
Sie ließ das Tor offen.
»Das würde ich lieber nicht tun«, sagte Muldoon. »Wenn Sie das vorhaben, lassen Sie mich erst meinen Granatwerfer holen.«
»Holen Sie ihn.«
Er seufzte, weil ihm etwas einfiel. »Gennaro hat die Munition.«
»Na dann«, sagte Ellie. »Halten Sie die Augen offen.« Sie trat vor das Tor. Ihr Herz klopfte so laut, daß sie kaum ihre Füße auf dem Boden spürte. Sie ging ein Stückchen vom Zaun weg, und er schien erschreckend schnell im Nebel zu versinken. Bald sah sie ihn nicht mehr.
Wie sie erwartet hatte, begann Muldoon sie in betrunkener Erregtheit anzuschreien. »Verdammt, Mädchen, zurück!« bellte er.
»Nennen Sie mich nicht Mädchen«, rief sie.
»Ich nenn Sie, wie ich will.«
Sie achtete nicht weiter auf ihn. Langsam, jeden Muskel angespannt, drehte sie sich im Kreis und suchte die Umgebung ab. Sie war mindestens 20 Meter vom Zaun entfernt und sah den Nebel wie einen feinen Regen durch das Laubwerk treiben. Weiter wollte sie sich dem Dschungelrand nicht nähern. Die ganze Umgebung versank im Grau. Die Muskeln in Ellies Beinen und Schultern schmerzten vor Anspannung. Vom angestrengten Starren taten ihr die Augen weh.
»Haben Sie mich gehört, verdammt noch mal?« grölte Muldoon.
Wie schlau waren diese Tiere? Schlau genug, um ihr den Rückweg abzuschneiden? Eigentlich war es ja nicht weit bis zum Zaun - Sie griffen an.
Kein Laut war zu hören. Das erste Tier sprang aus dem Gebüsch am Fuß eines Baums links von ihr. Das zweite kam von der anderen Seite und wollte ihr offensichtlich den Weg abschneiden. Mit erhobenen Klauen sprang es sie an, doch sie schlug, schon im Laufen, einen Haken, und das Tier fiel in den Schlamm. Jetzt

rannte sie, so schnell sie konnte; und wagte sich nicht mehr umzudrehen. Ihr Atem kam in langen, keuchenden Stößen, und sie sah den Zaun aus dem Nebel auftauchen, sah Muldoon das Tor aufreißen, sah, wie er die Hand nach ihr ausstreckte, ihr etwas zurief, sie am Arm packte und so heftig hinter den Zaun zog, daß sie den Boden unter den Füßen verlor und stürzte. Erst jetzt drehte sie sich um und sah zunächst eins, dann zwei, drei und schließlich vier Tiere fauchend gegen den Zaun knallen.
»Gut gemacht!« rief Muldoon. Er reizte die Tiere, fauchte zurück, und das brachte sie zur Raserei. Sie warfen sich gegen den Zaun, sprangen hoch, und eins hätte es beinahe über den Zaun geschafft.
»Mann, war das knapp. Diese Mistkerle können vielleicht springen!«
Sie stand auf, untersuchte ihre blauen Flecken und Abschürfungen und sah, daß ihr Blut am Bein hinunterlief: Doch sie hatte nur einen Gedanken: nur vier Tiere! Zwei fehlten noch und trieben sich irgendwo herum.
»Kommen Sie, helfen Sie mir«, sagte Muldoon. »Die Viecher dürfen das Interesse nicht verlieren.«

Grant verließ das Besucherzentrum und ging schnell durch den Nebel. Er folgte dem Pfad an den Palmen vorbei nach Norden, bis der rechteckige Umriß der Generatorenhalle im Nebel auftauchte. Zunächst konnte er nirgends eine Tür entdecken. Er bog um die Ecke und entdeckte eine halb von Pflanzen verdeckte, betonierte Laderampe für Lastwagen. Er kletterte hinauf und stand vor einem Rolltor aus geriffeltem Stahl. Es war verschlossen. Er sprang wieder hinunter und ging weiter um das Gebäude herum. An der Vorderseite sah er eine gewöhnliche Tür. Ein Männerschuh hielt sie einen Spaltbreit offen.
Grant betrat das Gebäude und kniff in der Dunkelheit die Augen zusammen. Er lauschte, hörte aber nichts. Dann nahm er das Funkgerät und schaltete es an.
»Hier Grant«, sagte er. »Ich bin jetzt drin.«

Wu sah zum Oberlicht hoch. Die zwei Raptoren spähten noch immer in Malcolms Zimmer herunter, schienen aber von dem Lärm am Zaun abgelenkt zu sein. Er ging zum Fenster. Vier Velociraptoren rannten gegen den Zaun an. Ellie lief hinter den Gitterstangen hin und her. Aber die Raptoren schienen nicht mehr ernsthaft zu versuchen, sie zu schnappen. Es sah eher so aus, als spielten sie. Sie liefen in einem Halbkreis vom Zaun weg, bäumten sich auf und knurrten, kamen dann ebenfalls im Halbkreis wieder zurück und griffen schließlich an. Es war eher ein Ritual als ein ernstgemeinter Angriff.
»Wie Vögel«, sagte Muldoon. »Sie ziehen eine Schau ab.«
Wu nickte. »Sie sind intelligent. Sie wissen, daß Sie sie nicht kriegen können. Sie versuchen es gar nicht.«
Das Funkgerät knisterte.».. .rin.«
Wu nahm das Gerät. »Wiederholen Sie, Dr. Grant.«
»Ich bin jetzt drin«, sagte Grant.
»Dr. Grant, sind Sie in der Generatorenhalle?«
»Ja«, sagte Grant und fügte dann hinzu: »Vielleicht sollten Sie mich Alan nennen.«
»Also gut, Alan. Wenn Sie an der Osttür stehen, sehen Sie eine ganze Reihe von Röhren.« Wu schloß die Augen und versuchte, sich das Gebäude vorzustellen. »Direkt vor Ihnen liegt ein großer Schacht, der zwei Stockwerke in die Tiefe reicht. Links von Ihnen ist ein metallener Laufsteg mit einem Geländer.«
»Ich sehe ihn.«
»Gehen Sie den Steg entlang.«
»Ich gehe.« Im Funkgerät hörte man schwach das Klappern seiner Schritte auf dem Metall.
»Nach ungefähr zehn Metern sehen Sie einen zweiten Steg, der nach rechts führt.«
»Ich sehe ihn.«
»Gehen Sie da entlang.«
»Okay.«
»Wenn Sie weitergehen, sehen Sie links von sich eine Treppe.«

»Ja.«
„Steigen Sie hinunter.«
Es gab eine lange Pause. Wu strich sich mit den Fingern durch die feuchten Haare. Muldoon runzelte die Stirn.
»Okay, ich bin jetzt unten«, meldete schließlich Grant.
»Gut«, sagte Wu. »Jetzt müßten Sie direkt vor sich zwei große gelbe Tanks mit der Aufschrift >Brennbar< sehen.«
»Okay. Da steht auch noch was drunter. Auf spanisch.«
»Das sind sie«, sagte Wu. »Das sind die zwei Treibstofftanks für den Generator. Einer ist leer, wir müssen deshalb umschalten.
Wenn Sie am Boden der Tanks nachsehen, finden Sie ein weißes Rohr.«
»Zehn Zentimeter dickes PVC?«
»Ja. PVC. Folgen Sie dem Rohr nach hinten.«
»Okay. Ich folge dem Rohr. Au!«
»Was ist passiert?«
»Nichts. Hab mir nur den Kopf angeschlagen.«
Eine Pause.
»Sind Sie in Ordnung?«
»Ja ja, alles in Ordnung. Nur der blöde Kopf.«
»Folgen Sie dem Rohr.«
»Ist ja gut«, sagte Grant. Er klang gereizt. »Okay. Das Rohr führt zu einem großen Aluminiumkasten mit seitlichen Lüftungsstutzen. >Honda< steht drauf. Sieht aus wie der Generator.«
»Ja«, bestätigte Wu. »Das ist der Generator. Wenn Sie um ihn herumgehen, finden Sie eine Schalttafel mit zwei Knöpfen.»
»Ich sehe sie. Gelb und rot?«
»Genau. Drücken Sie zuerst den gelben, bleiben Sie drauf und drücken Sie den roten.«
»Okay.«
Wieder gab es eine Pause. Sie dauerte fast eine Minute. Wu und Muldoon sahen sich an.
»Alan?«
»Hat nicht funktioniert«, erwiderte Grant.

»Haben Sie den gelben gedrückt, gehalten und dann den roten gedrückt?« fragte Wu.
»Habe ich.« Grant klang verärgert. »Ich hab's genauso gemacht wie Sie gesagt haben. Es gab ein Summen, und dann machte es schnell hintereinander klick, klick, klick, dann hat das Summen wieder aufgehört, und danach war gar nichts mehr.«
»Versuchen Sie es noch einmal.«
»Hab ich bereits«, sagte Grant. »Hat nicht funktioniert.«
»Okay, einen Moment mal.« Wu runzelte die Stirn. »Klingt, als wollte der Generator anspringen, hat es aber aus irgendeinem Grund nicht geschafft. Alan?«
»Ja.«
»Gehen Sie wieder um den Generator herum, zu der Stelle, wo das Plastikrohr hineinführt.«
»Okay.« Nach einer kurzen Pause sagte Grant: »Das Rohr führt in einen runden, schwarzen Zylinder, der aussieht wie eine Treibstoffpumpe.«
»Gut«, sagte Wu. »Genau das ist es. Die Treibstoffpumpe. Suchen Sie nach einem kleinen Ventil an der Spitze.«
»Ein Ventil?«
»Es muß irgendwo oben herausstehen, mit einem kleinen Metallhahn, den man umdrehen kann.«
»Gefunden. Aber der ist seitlich, nicht obendrauf.«
»Okay, drehen Sie ihn auf.«
»Es kommt Luft heraus.«
»Gut. Warten Sie bis -«
»-jetzt kommt eine Flüssigkeit. Benzin, glaube ich. Riecht wie Benzin.«
»Okay. Schließen Sie das Ventil.« Wu wandte sich kopfschüttelnd an Muldoon. »Druckverlust in der Pumpe. Alan?«
»Ja.«
»Probieren Sie jetzt die Knöpfe noch einmal.«
»Okay. Gelb und dann rot?«
»Ja-«

Einen Augenblick hörte Wu schwach das Husten und Stottern des anspringenden Generators und dann gleichmäßiges Tuckern, als er rundlief.
»Gut gemacht, Alan. Sehr gut!«
„Und jetzt?« Grant klang tonlos, matt. »Es sind ja noch nicht einmal die Lichter angegangen.«
»Jetzt gehen Sie in den Kontrollraum zurück, und ich werde Ihnen sagen, wie Sie die Systeme manuell wieder hochfahren.«
»Das ist also das nächste?«
»Ja..
»Okay«, sagte Grant. »Ich melde mich, wenn ich dort bin.«
Es gab ein letztes Knistern, dann war Stille.
»Alan?«
Der Kontakt war unterbrochen.

Durch die Schwingtür am hinteren Ende des Speisesaals betraten Tim und Lex die Küche. Ein großer Tisch aus rostfreiem Stahl in der Mitte des Raums, links ein großer Ofen mit vielen Brennern und dahinter große Kühlschränke.
Tim öffnete die Kühlschränke und suchte nach Eiskrem.
Nebel quoll in die feuchte Luft, als er die Türen eine nach der anderen öffnete.
»Warum ist eigentlich der Ofen an?« fragte Lex und ließ seine Hand los.
»Er ist nicht an.«
»Und was ist mit diesen kleinen, blauen Flammen?«
»Das sind Zündflammen.«
»Was sind Zündflammen?« Zu Hause hatten sie einen Elektroofen.
»Egal«, erwiderte Tim, während er den nächsten Kühlschrank öffnete. »Aber das bedeutet, daß ich dir etwas kochen kann.« In dem Kühlschrank fand er alle möglichen Vorräte, Milchkartons, Gemüse, einen Stapel T-Bone-Steakes, Fisch... Aber keine Eiskrem.
»Willst du immer noch Eiskrem?«

»Das hab ich dir doch gesagt, oder?«
Der nächste Kühlschrank war ein riesiger Kasten mit einer Stahltür und einer breiten, horizontalen Stange als Griff. Tim zog die Tür auf und stand vor einem begehbaren Kühlraum. Es war eiskalt.
»Timmy...«
»Jetzt wart doch mal einen Augenblick«, sagte er gereizt. »Ich such dir gerade deine verdammte Eiskrem.«
»Timmy... da ist etwas!«
Sie flüsterte, und einen Augenblick lang begriff er nicht, was sie mit den letzten Worten meinte. Doch dann stürzte er aus dem Kühlraum heraus. Nebel, der in Tims Nachtsichtbrille grün leuchtete, hüllte die Türkante ein. Lex stand an dem Arbeitstisch und starrte zur Küchentür.
Er hörte ein tiefes Zischen, wie von einer großen Schlange. Der Ton hob und senkte sich, und er war sehr leise, kaum zu hören. Es konnte sogar der Wind sein, aber irgendwie wußte Tim, da er es nicht war.
»Timmy«, flüsterte Lex. »Ich hab Angst.«
Tim schlich zur Küchentür und sah hinaus.
In dem verdunkelten Speisesaal sah er die ordentlichen grünen Rechtecke der Tischplatten. Und dazwischen bewegte sich, geschmeidig und geräuschlos wie ein Gespenst bis auf das Zischen seines Atems, ein Velociraptor.

In der Dunkelheit der Generatorenhalle tastete sich Grant an den Röhren entlang zur Treppe. Das Vorankommen war schwierig, und irgendwie irritierte ihn das Geräusch des Generators. Er erreichte die Treppe und wollte eben hochsteigen, als er merkte, daß es neben dem Geräusch des Generators noch ein anderes gab.
Grant hielt inne und horchte.
Ein Mann rief.
Es klang wie Gennaro.
»Wo sind Sie?« rief Grant.

»Hier drüben«, erwiderte Gennaro. »Im Lastwagen.«
Grant sah nirgends einen Lastwagen. Er blinzelte und starrte angestrengt in die Dunkelheit. Aus den Augenwinkeln heraus bemerkte er mehrere huschende, grün schimmernde Gestalten. Dann entdeckte er den Lastwagen und ging darauf zu.

Die Stille machte Tim Angst.
Der Velociraptor war knapp zwei Meter groß und von kräftigem Körperbau. Die stämmigen Beine und der Schwanz waren allerdings von den Tischen verdeckt, und Tim sah nur den muskulösen Oberkörper und die an die Brust gedrückten Vorderläufe mit den baumelnden Klauen. Die gesprenkelte Haut auf dem Rücken schillerte. Der Velociraptor bewegte sich sehr wachsam und sah sich ständig mit ruckenden, vogelartigen Bewegungen seines Kopfes nach allen Seiten um. Außerdem wippte der Kopf im Rhythmus mit dem Schwanz auf und ab, was den Eindruck eines Vogels noch verstärkte.
Ein riesiger, stiller Raubvogel.
Der Speisesaal war dunkel, aber offensichtlich sah der Raptor genug, um nicht an die Tische zu stoßen. Er kam immer näher. Manchmal bückte er sich, und der Kopf verschwand unter den Tischen. Tim hörte ein schnell schnupperndes Geräusch. Dann fuhr der Kopf ruckartig wieder hoch, erneut auf und ab wippend, wie der eines Vogels.
Tim beobachtete ihn, bis er sicher war, daß der Velociraptor auf die Küche zukam. Folgte er dem Geruch der Kinder? In den Büchern hieß es, die Dinosaurier hätten einen nur schwach entwickelten Geruchssinn gehabt, aber der hier schien mit dem seinen ausgezeichnet zurechtzukommen. Außerdem, was wußten schon Bücher? Das war ein lebendiges Exemplar.
Und es kam direkt auf ihn zu.
Tim zog den Kopf ein und schlich in die Küche zurück.
»Ist da was?« fragte Lex.
Tim antwortete nicht. Er schob sie unter einen Tisch in der Ecke,

hinter einen großen Abfalleimer, beugte sich zu ihr hinunter und flüsterte eindringlich: »Bleib da!« Dann lief er auf den Kühlraum zu.
Er packte ein paar gekühlte Steaks und lief damit zur Tür. Leise legte er das erste Stück auf den Boden, ging dann ein Stück zurück und legte das zweite hin...
Durch seine Nachtsichtbrille sah er Lex hinter dem Abfalleimer hervorspähen und winkte sie zurück. Er legte das dritte Steak aus, das vierte, und bewegte sich so langsam tiefer in die Küche hinein. Das Zischen wurde lauter, dann faßten die Klauen nach der Tür, und der große Kopf spähte vorsichtig herein.
Der Velociraptor blieb an der Tür stehen.
Tim stand halb geduckt hinter dem stählernen Arbeitstisch. Aber er hatte nicht die Zeit gehabt, sich zu verstecken, Kopf und Schulter sahen über dem Tisch hervor. Der Velociraptor mußte ihn einfach sehen.
Langsam, sehr langsam duckte sich Tim und sank unter den Tisch... Der Velociraptor riß den Kopf herum und sah direkt in seine Richtung.
Tim erstarrte. Er war noch immer nicht ganz versteckt, aber er dachte nur: Nicht bewegen, bloß nicht bewegen.
Der Velociraptor stand regungslos an der Tür.
Und schnupperte.
Es ist hier noch dunkler, dachte Tim. Er sieht nicht mehr so gut. Aber jetzt konnte Tim den modrigen Geruch des großen Reptils riechen, und durch seine Brille sah Tim, daß der Dinosaurier leise gähnte, dabei seine lange Schnauze zurückwarf und Reihen rasiermesserscharfer Zähne entblößte. Dann sah er sich mit ruckartigen Bewegungen seines Kopfes weiter in der dunklen Küche um. Die großen Augen huschten in den knochigen Höhlen hin und her. Tim spürte, wie sein Herz hämmerte. Irgendwie war es schlimmer, einem solchen Tier in einer Küche gegenüberzustehen als draußen im Wald. Die Größe, die schnellen Bewegungen, der stechende Geruch, der zischende Atem...

Vielleicht kommt er gar nicht herein, dachte Tim.
Aus der Nähe betrachtet war der Raptor ein viel furchterregenderes Tier als der Tyrannosaurier. Der Tyrannosaurier war groß und kräftig, aber nicht besonders schlau. Der Velociraptor war nur so groß wie ein Mensch, aber schnell und unleugbar intelligent; Tim fürchtete die suchenden Augen fast so wie die scharfen Zähne. Der Velociraptor schnupperte. Er machte einen Schritt vorwärts - direkt auf Lex zu. Wahrscheinlich roch er sie! Tims Herz raste. Der Velociraptor blieb stehen und beugte sich langsam vor.
Er hatte das Steak gefunden.
Tim wollte sich ducken und unter den Tisch sehen, aber er wagte nicht, sich zu bewegen. Erstarrt kauerte er in seiner halb gebückten Haltung und hörte ein Knirschen. Der Dinosaurier fraß das Steak. Mit Knochen und allem.
Der Raptor hob den schlanken Kopf und sah sich um. Er schnupperte. Entdeckte das zweite Steak. Lief schnell darauf zu. Bückte sich.
Stille.
Er fraß es nicht.
Der Kopf schnellte wieder hoch. Tims Beine schmerzten vom Kauern, aber er bewegte sich nicht.
Warum fraß der Raptor das zweite Steak nicht? Alle möglichen Gründe gingen Tim durch den Kopf - er mochte den Geschmack von Rindfleisch nicht, er mochte die Kälte nicht, es gefiel ihm nicht, daß es kein lebendiges Fleisch war, er roch die Falle, er roch Lex, er roch Tim, er sah Tim...
Der Velociraptor bewegte sich jetzt sehr schnell. Er entdeckte das dritte Steak, senkte den Kopf, sah wieder hoch und lief weiter. Tim hielt den Atem an. Der Dinosaurier war nur noch einen guten Meter von ihm entfernt. Tim sah die kleinen Zuckungen in den Muskeln der Flanken und das verkrustete Blut an den Klauen der Vorderläufe. Er sah die feinen Furchen der gesprenkelten Rückenhaut und die Hautfalten am Hals unter dem Unterkiefer.
Der Velociraptor schnupperte. Er riß den Kopf zur Seite und sah

Tim direkt an. Tim blieb vor Schreck beinahe die Luft weg. Sein Körper war steif, jeder Muskel aufs äußerste angespannt. Er sah zu, wie das Reptilienauge den Raum absuchte. Dann wieder ein Schnuppern.
Jetzt hat er mich, dachte Tim.
Doch dann riß der Raptor den Kopf wieder zurück, entdeckte das fünfte Steak und ging darauf zu. Lex, beweg dich nicht, dachte Tim, bitte, beweg dich nicht, egal was du tust, aber bitte... Der Velociraptor roch das Steak und ging weiter. Er stand jetzt vor der offenen Tür des Kühlraums. Nebel quoll heraus und umspielte die Füße des Tiers. Ein großer Klauenfuß kam hoch und senkte sich dann leise wieder. Der Dinosaurier zögerte. Zu kalt, dachte Tim. Er geht nicht da hinein, es ist zu kalt, er geht nicht hinein, er geht nicht...
Der Dinosaurier ging hinein.
Der Kopf verschwand, der Körper, dann der steife Schwanz. Tim sprang auf, warf sich mit seinem ganzen Gewicht gegen die Stahltür und stieß sie zu. Und klemmte dabei die Schwanzspitze ein! Die Tür ließ sich nicht ganz schließen! Der Velociraptor brüllte, ein erschreckend lautes Geräusch. Tim trat unabsichtlich einen Schritt zurück - und der Schwanz verschwand! Tim warf die Tür zu und hörte sie einschnappen! Zu!
»Lex! Lex!« schrie Tim. Er hörte das Tier gegen die Tür hämmern, spürte die Schläge gegen den Stahl. Er wußte, daß sich an der Innenseite der Tür ein flacher Stahlknopf befand, und wenn der Raptor den traf, ging die Tür auf. Sie mußten die Tür verriegeln.
»Lex!«
Lex war bei ihm. »Was willst du?«
Tim stemmte sein Körpergewicht gegen den horizontalen Türgriff und drückte ihn zu. »Da ist ein Stift! Ein kleiner Stift! Nimm den Stift!«
Der Velociraptor brüllte wie ein Löwe hinter der dicken Stahltür. Er warf sein ganzes Gewicht dagegen.

»Ich seh ihn nicht!« rief Lex.
Der Stift baumelte an einer kleinen Kette unter dem Türgriff.
»Da!«
»Ich seh ihn nicht!« schrie Lex, und plötzlich fiel Tim ein, daß sie ja keine Nachtsichtbrille trug.
»Du mußt danach tasten!«
Er sah, wie Lex' kleine Hand hochkam, seine berührte und nach dem Stift tastete, er spürte ihre Angst und hörte die abgehackten, hektischen Stöße ihres Atems, und der Velociraptor warf sich wieder gegen die Tür, und sie ging auf- mein Gott, sie ist offen!
Aber das hatte das Tier nicht erwartet und sich bereits umgedreht, und Tim stieß sie wieder zu. Lex, die umgefallen war, rappelte sich hoch und tastete wieder nach dem Stift.
»Ich hab ihn!« rief sie, den Stift in der Hand, und schob ihn durch das Loch. Er glitt wieder heraus.
»Von oben, von oben hineinstecken!«
Sie griff wieder nach dem Stift, hob ihn hoch, legte die Kette über den Griff und steckte ihn von oben ins Loch.
Verriegelt.
Der Velociraptor brüllte. Tim und Lex wichen von der Tür zurück, während er sich wieder dagegenwarf. Bei jedem Stoß ächzten die schweren Stahlangeln, aber sie hielten. Tim glaubte nicht, daß er die Tür würde öffnen können.
Der Velociraptor war eingesperrt.
Tim seufzte laut auf. »Gehen wir«, sagte er.
Er nahm seine Schwester bei der Hand, und sie rannten.

»Sie hätten sie sehen sollen«, sagte Gennaro, als Grant ihn aus der Generatorenhalle führte. »Es waren mindestens zwei Dutzend. Compys. Ich mußte in den Lastwagen klettern, um mich vor ihnen zu retten. Und dann klebten sie an der Windschutzscheibe. Hockten einfach da und warteten, wie Bussarde. Aber als Sie gekommen sind, sind sie weggerannt.«
»Aasfresser«, sagte Grant. »Die greifen nichts an, was sich bewegt

oder stark aussieht. Nur Totes oder beinahe Totes. Was sich nicht mehr bewegt, eben.«
Sie stiegen die Treppe hinauf. »Was ist mit dem Raptor passiert, der Sie angegriffen hat?« fragte Grant.
»Keine Ahnung.«
»Hat er das Gebäude verlassen?«
»Ich habe nichts gesehen. Ich glaube, ich bin davongekommen, weil er verletzt war. Wahrscheinlich hat Muldoon ihn angeschossen, er hat nämlich am Bein geblutet. Dann... ich weiß nicht. Vielleicht ist er wieder rausgelaufen. Vielleicht ist er hier verendet. Ich hab's nicht gesehen.«
»Vielleicht ist er auch noch hier«, sagte Grant.

Vom Fenster des Hotelfoyers aus beobachtete Wu die Raptoren vor dem Zaun. Sie wirkten noch immer sehr spielerisch und setzten ihre Scheinangriffe auf Ellie fort. Das ging nun schon sehr lange so, und plötzlich kam Wu der Gedanke, daß es vielleicht schon zu lange war. Es sah fast so aus, als wollten sie ebenso Ellies Aufmerksamkeit auf sich ziehen wie sie die ihre.
Das Verhalten der Dinosaurier war für Wu immer von untergeordneter Bedeutung gewesen. Und das mit gutem Grund: Das Verhalten war eine sekundäre Erscheinung der DNS-Sequenz, wie die Proteinkonformation. Man konnte das Verhalten nicht wirklich voraussagen, und man konnte es nicht wirklich kontrollieren, außer auf sehr primitive Art, etwa indem man das Tier durch Zurückhaltung eines Enzyms von einem gewissen Zusatzstoff in der Nahrung abhängig machte. Aber im allgemeinen blieb das Verhalten dem menschlichen Verständnis verschlossen. Man konnte sich nicht einfach eine DNS-Sequenz ansehen und das Verhalten voraussagen. Es war unmöglich.
Und das hatte Wus Arbeit zu einer rein empirischen gemacht. Es war eine Sache des Herumprobierens, so wie ein moderner Handwerker versucht, eine antike Uhr zu reparieren. Man hatte es mit etwas aus der Vergangenheit zu tun, etwas, das aus alten Materia-

lien bestand und alten Regeln folgte. Man wußte nicht genau, warum es so funktionierte, wie es funktionierte; und es war im Lauf von Jahrmillionen von den Kräften der Evolution vielfach verändert und verbessert worden. So wie der Handwerker eine Justierung vornimmt und dann sieht, ob die Uhr besser läuft, nahm auch Wu eine Veränderung vor und sah dann, ob sich die Tiere besser verhielten. Und er versuchte nur grobes Fehlverhalten zu korrigieren: unkontrolliertes Anrennen gegen die Elektrozäune etwa oder Wundscheuern der Haut an Baumstämmen. Das waren die Formen von Verhalten, die Wu immer wieder ans Reißbrett geschickt hatten.

Diese Grenzen seiner Wissenschaft hatten in ihm, was die Dinosaurier im Park betraf, ein Gefühl des Rätselhaften hinterlassen. Er war sich nie sicher, nie wirklich sicher, ob das Verhalten der Tiere historisch korrekt war oder nicht. Verhielten sie sich wirklich so wie in der Vergangenheit? Es war eine offene Frage, die letztendlich auch nie zu beantworten sein würde.

Und obwohl Wu das nie zugeben würde, war die Entdeckung, daß die Dinosaurier sich fortpflanzten, eine fundamentale Bestätigung seiner Arbeit. Ein sich fortpflanzendes Tier funktionierte in einer sehr grundlegenden Weise korrekt. Es bedeutete, daß er alle Teile richtig zusammengesetzt hatte. Er hatte ein Tier geschaffen, das Millionen Jahre alt war, und er hatte es mit solcher Präzision getan, daß das Tier sich sogar reproduzieren konnte.

Doch als er jetzt die Raptoren vor dem Zaun beobachtete, machte er sich Sorgen wegen ihrer Beharrlichkeit. Raptoren waren intelligente Tiere, und intelligente Tiere langweilten sich schnell. Aber intelligente Tiere planten auch, und -

Harding kam aus Makolms Zimmer ins Foyer. »Wo ist Sattler?«

»Draußen.«

»Holen Sie sie lieber rein. Die Raptoren haben das Oberlicht verlassen.«

»Wann?« fragte Wu und ging zur Tür.

»Gerade eben«, erwiderte Harding.

Wu riß die Tür auf. »Ellie! Rein! Sofort!«
Sie sah verwirrt zu ihm hinüber. »Aber es ist doch alles in Ordnung, ich hab alles im Griff...«
»Sofort!«
Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß, was ich tue«, sagte sie. »Sofort, Ellie, verdammt noch mal!«
Muldoon gefiel es nicht, daß Wu in der offenen Tür stand, und er wollte eben etwas sagen, als er vom Dach einen Schatten heruntersausen sah. Er wußte sofort, was los war. Wu wurde plötzlich ins Freie gerissen, und Muldoon hörte Ellie schreien. Er ging zur Tür und sah Wu am Boden liegen, den Bauch von der großen Klaue aufgeschlitzt, und der Raptor riß ihm die Eingeweide aus dem Leib. Wu lebte noch und versuchte schwach, den großen, zuckenden Kopf mit den Händen wegzustoßen, doch der Raptor fraß ihn bei lebendigem Leib. Dann hörte Ellie auf zu schreien und rannte an der Innenseite des Zauns entlang, und Muldoon warf, benommen vor Entsetzen, die Tür zu. Es war alles so schnell passiert.
»Ist er vom Dach heruntergesprungen?« fragte Harding.
Muldoon nickte. Er ging zum Fenster und sah, daß die Raptoren vor dem Zaun davonliefen. Aber sie verfolgten nicht mehr Ellie. Sie rannten auf das Besucherzentrum zu.

Grant spähte zur Tür hinaus in den Nebel. Er konnte das Knurren der Raptoren hören; sie schienen näherzukommen. Dann sah er sie, wie sie an ihm vorbeirannten. Sie liefen zum Besucherzentrum.
Er drehte sich zu Gennaro um.
Gennaro schüttelte abwehrend den Kopf.
Grant beugte sich zu ihm und flüsterte ihm ins Ohr: »Wir haben keine andere Wahl. Wir müssen den Computer einschalten.«
Er marschierte los.
Einen Augenblick später folgte ihm Gennaro.

Ellie überlegte nicht lange. Als die Raptoren vom Dach sprangen und Wu angriffen, drehte sie sich einfach um und lief, so schnell sie konnte, auf das entfernte Ende des Hotelbaus zu. Etwa fünf Meter Abstand lagen zwischen dem Zaun und dem Gebäude. Sie rannte und hörte nichts von den Tieren, sondern nur ihren eigenen Atem. Als sie um die Ecke kam, sah sie einen Baum dicht an der Seitenwand des Hauses, sprang, bekam einen Ast zu fassen und schwang sich hoch. Ellie hatte keine Angst. Sie spürte sogar eine gewisse Heiterkeit, als sie mit den Füßen ausholte und ihre Beine vor sich in die Luft steigen sah, dann die Beine über einen höheren Ast warf, die Fersen an die Waden zog, die Bauchmuskeln spannte und sich schnell hochschwang.

Sie war bereits vier Meter über dem Boden, und die Raptoren kletterten ihr immer noch nicht hinterher. Fast fühlte sie sich schon in Sicherheit, als sie das erste Tier am Fuß des Baums entdeckte. Sein Maul war blutig, sehnige Fleischfetzen hingen ihm zwischen den Fängen. Sie kletterte schnell höher, behende nach den nächsten Ästen greifend, und hatte das Flachdach schon fast erreicht. Dann sah sie noch einmal nach unten.

Beide Velociraptoren kletterten am Baum hoch.

Sie war bereits auf gleicher Höhe mit dem Flachdach. Der Kiesbelag war nur eineinhalb Meter entfernt, die Glaspyramiden der Oberlichter ragten aus dem Nebel. Es gab eine Tür auf dem Dach, sie konnte also ins Haus. Sie stieß sich geschmeidig ab, segelte durch die Luft und landete auf allen vieren auf dem Kies. Die Landung war etwas unsanft, sie zerkratzte sich das Gesicht, aber Heiterkeit war das einzige, was sie spürte, so als sei sie Teil eines Spiels, eines Spiels, das sie gewinnen wollte. Sie lief auf die Tür zu. Hinter sich hörte sie die Raptoren in den Ästen rascheln. Sie waren also noch auf dem Baum.

Sie erreichte die Tür und drehte am Knauf.

Die Tür war verschlossen.

Es dauerte einen Augenblick, bis Ellie in ihrer Euphorie bewußt wurde, was das bedeutete. Die Tür war verschlossen. Sie war

auf dem Dach und konnte nicht hinunter. *Die Tür war verschlossen.*
Zornig und frustriert hämmerte sie gegen die Tür und lief dann zur Breitseite des Dachs, weil sie hoffte, dort einen Weg hinunter zu finden. Aber sie sah nur die grünen Umrisse des Schwimmbeckens im Nebel. Die Umgebung des Beckens war betoniert. Drei, vier Meter Beton. Zu weit, um darüber hinweg zu springen. Keine anderen Bäume, an denen sie hätte hinunterklettern können.
Keine Treppe. Keine Feuerleiter.
Nichts.
Ellie drehte sich um und sah die Raptoren behende auf das Dach springen. Mit hektischen Blicken suchte sie das Dach nach einer zweiten Tür ab, aber es gab keine.
Die Raptoren kamen langsam auf sie zu. Lautlos pirschten sie sich zwischen den Glaspyramiden hindurch an sie heran. Sie sah nach unten. Der Beckenrand war über drei Meter entfernt.
Zu weit.
Die Raptoren kamen immer näher, sie verteilten sich, und ihr schoß es, völlig fehl am Platze, durch den Kopf: Ist es denn nicht immer so? Irgendein kleiner Fehler, und die ganze Sache geht in die Hose. Sie spürte noch immer die heitere Sorglosigkeit von vorhin, und irgendwie konnte sie nicht glauben, daß diese Tiere sie schnappen würden, konnte nicht glauben, daß ihr Leben auf diese Art enden würde. Es schien unmöglich. Sie war eingehüllt in beschützende Fröhlichkeit. Sie glaubte einfach nicht, daß es passieren würde.
Die Raptoren knurrten. Ellie wich zur Dachmitte zurück. Dort holte sie tief Atem und begann dann, auf den Rand zuzurennen. Im Laufen sah sie das Schwimmbecken, wußte, daß es zu weit war, dachte aber, was soll's, und sprang.
Und fiel.
Und spürte plötzlich beißende Kälte um sich. Sie war unter Wasser. Sie hatte es geschafft! Sie tauchte auf und sah, daß die Raptoren zu ihr herunterstarrten. Und sie wußte, wenn sie es

geschafft hatte, dann schafften die Raptoren es auch. Sie ruderte im Wasser und überlegte sich, ob Raptoren schwimmen konnten. Sie war sich ziemlich sicher. Wahrscheinlich schwammen sie so gut wie Krokodile.
Die Raptoren drehten sich plötzlich um. Dann hörte sie Harding »Sattler!« rufen, und ihr wurde bewußt, daß er die Tür geöffnet hatte. Die Raptoren gingen jetzt auf ihn los. Sie stieg hastig aus dem Wasser und lief auf das Gebäude zu.

Harding war die Treppe zum Dach hinaufgestürmt und hatte, ohne lange zu überlegen, die Tür aufgerissen.
»Sattler!« rief er. Und hielt dann plötzlich inne. Nebel hing zwischen den Pyramiden auf dem Dach. Die Raptoren waren nirgends zu sehen.
»Sattler!«
Er war so auf Ellie konzentriert, daß es einen Moment dauerte, bis er seinen Fehler erkannte. Eigentlich müßte ich die Tiere sehen können, dachte er. Im nächsten Augenblick schnellte ein klauenbewehrter Vorderlauf zur Tür herein und packte ihn an der Brust. Er spürte einen brennenden Schmerz und mußte seine ganze Kraft zusammennehmen, um einen Schritt zurückzuweichen und die Tür auf den Vorderlauf zu schmettern. Von unten hörte er Muldoon rufen: »Sie ist im Haus! Sie ist im Haus!«
Der Raptor auf der anderen Seite der Tür knurrte, Harding knallte noch einmal die Tür auf den Vorderlauf, und die Klaue verschwand. Der Tierarzt warf die Tür mit einem metallischen Klirren endgültig ins Schloß und sank zu Boden.

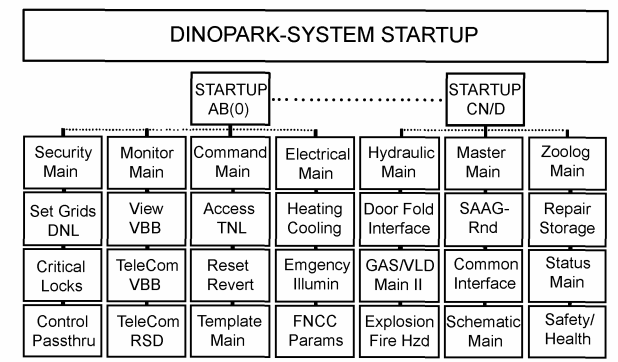
»Wo gehen wir hin?« fragte Lex. Sie waren im ersten Stock des Besucherzentrums. Ein Gang mit einer Glaswand auf der einen Seite lief über die ganze Länge des Gebäudes.
»Zum Kontrollraum«, erwiderte Tim.
»Und wo ist der?«
»Irgendwo da vorne.« Tim las die Beschriftungen der Türen, an

denen sie vorbeigingen. Dahinter schienen Büros zu sein: PARK-AUFSICHT ... BESUCHERSERICE ... GESCHÄFTSLEITUNG ... Dann kamen sie zu einer Glastür mit dem Schild:

SPERRBEREICH!
Ab hier für Unbefugte kein Zutritt

Neben der Tür war ein Schlitz für eine Codekarte, doch Tim stieß die Tür einfach auf.
»Warum geht die so einfach auf?«
»Der Strom ist aus«, erwiderte Tim.
»Warum gehen wir in den Kontrollraum?«
»Um ein Funkgerät zu suchen. Wir müssen jemand anrufen.«
Hinter der Glastür führte der Gang weiter. Tim erinnerte sich an diesen Abschnitt, sie hatten ihn bei der Besichtigungstour schon einmal gesehen. Lex trottete neben ihm her. In der Ferne hörten sie das Knurren der Raptoren. Sie schienen näherzukommen. Dann hörte Tim, wie die Tiere im Erdgeschoß gegen die Glastüren stießen.
»Die sind da unten...«flüsterte Lex.
»Keine Angst.«
»Was machen die hier?«
»Ist jetzt auch egal.«
KONTROLLRAUM. Endlich hatte er ihn gefunden.
»Hier«, sagte Tim und stieß die Tür auf. Der Kontrollraum sah genauso aus, wie er ihn in Erinnerung hatte. In der Mitte stand eine Konsole mit vier Stühlen und vier Computermonitoren. Der Raum war dunkel bis auf die Bildschirme, die alle Reihen farbiger Rechtecke zeigten.
»Wo ist jetzt das Funkgerät?« fragte Lex.
Aber Tim dachte schon nicht mehr an das Funkgerät. Er ging zur Konsole und starrte überrascht die Monitore an. Sie liefen wieder! Das konnte nur bedeuten -
»Anscheinend ist der Strom wieder an!«

»Igitt«, sagte Lex und wich zur Seite.
„Was?«
»Ich bin auf ein Ohr getreten«, sagte sie.
Tim hatte beim Hereinkommen keine Leiche gesehen. Er drehte sich um und sah, daß es wirklich nur ein menschliches Ohr war, das am Boden lag.
»Das ist ja ekelhaft«, sagte Lex.
»Was soll's.« Er wandte sich wieder den Monitoren zu.
»Wo ist der Rest von ihm?«
»Kümmer dich jetzt nicht darum.«
Er studierte einen der Monitore. Ein Auswahlmenü mit mehreren Reihen farbiger Rechtecke war zu sehen:



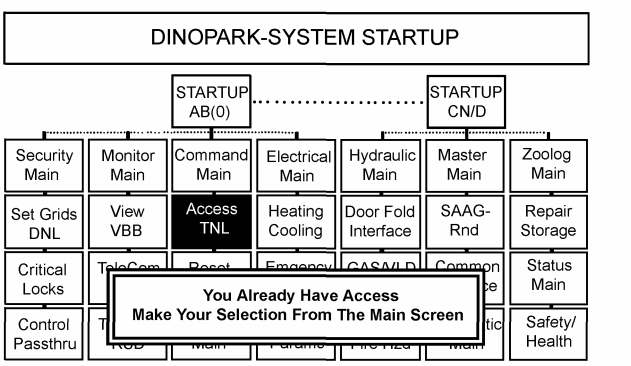
»Spiel lieber nicht daran rum, Timmy«, sagte Lex.
»Keine Angst, das tu ich schon nicht.«
Er hatte schon früher komplizierte Computer gesehen, in den Gebäuden, in denen sein Vater arbeitete, zum Beispiel. Diese Computer kontrollierten alles von den Aufzügen über die Sicherheitsanlagen bis zu Heizung und Kühlung. Im Prinzip sahen sie alle so aus wie der, den er vor sich hatte - eine Menge farbiger Sichtfelder-, waren aber normalerweise leichter zu verstehen. Außerdem gab es fast bei allen Hilfsmenüs, die einem den Zugang

zum Programm erleichterten. Aber hier entdeckte er kein Hilfsmenü. Er sah noch einmal genau hin, um ganz sicher zu sein. Und er entdeckte noch etwas anderes. In der oberen linken Ecke des Bildschirms sah er ein tickendes Zahlenfeld. Es zeigte 10:47:22 an. Die Uhrzeit! merkte Tim plötzlich. Es war 10 Uhr 47.
Hinter sich hörte er statisches Rauschen. Er drehte sich um und sah, daß Lex ein Funkgerät in der Hand hielt. Sie spielte mit den Knöpfen und Reglern. »Wie funktioniert es?« fragte sie. »Bei mir geht's nicht.«
»Gib's mir!«
»Es ist meins. Ich hab's gefunden!«
»Lex, gib es mir!«
»Ich will zuerst hineinreden!«
Plötzlich knackte das Gerät. »Was zum Teufel ist denn da los!« hörten sie Muldoons Stimme.
Lex erschrak und ließ den Apparat fallen.

Grant kauerte zwischen den Palmen. Durch den Nebel sah er, daß die Raptoren knurrend vor dem Besucherzentrum auf und ab hüpften und mit den Köpfen immer wieder gegen das Glas stießen. Dazwischen verstummten sie plötzlich und legten die Köpfe schief, als horchten sie auf ein entferntes Geräusch. Und dann stießen sie leise, wimmernde Schreie aus.
»Was machen die da?« fragte Gennaro.
»Sieht aus, als wollten sie in die Cafeteria«, entgegnete Grant.
»Was ist in der Cafeteria?«
»Ich habe die Kinder da drin zurückgelassen«, sagte Grant.
»Können sie das Glas zertrümmern?«
»Ich glaube nicht, nein.«
Plötzlich war das Knacken eines entfernten Funkgeräts zu hören, und Grant sah, wie die Tiere immer erregter auf und ab hüpften. Sie sprangen immer höher, und Grant mußte zusehen, wie schließlich der erste mit einem mächtigen Satz auf dem Balkon des ersten Stocks landete und von dort in das Gebäude eindrang.

Im Kontrollraum im ersten Stock bückte sich Tim und hob das Funkgerät auf, das Lex fallengelassen hatte. Er drückte auf den Sprechknopf. »Hallo? Hallo?«
»... st du das, Tim?« Es war Muldoons Stimme.
»Ja, ich bin's.«
»Wo bist du?«
»Im Kontrollraum. Der Strom ist wieder da!«
»Das ist großartig, Tim«, entgegnete Muldoon.
»Wenn mir jemand sagt, wie es geht, dann schalte ich den Computer an.«
Er bekam keine Antwort.
»Hallo?« sagte Tim. »Haben Sie mich verstanden?«
»Hm, wir haben da ein Problem«, sagte Muldoon. »Es ist, äh, niemand mehr hier, der weiß, wie das geht. Wie man den Computer anschaltet.«
»Was? Soll das ein Witz sein? Keiner kennt sich aus?« fragte Tim. Es klang unglaublich.
»Nein.« Eine Pause. »Ich glaube, es hat etwas mit dem Hauptstromnetz zu tun. Man muß das Hauptstromnetz anschalten... Kennst du dich ein bißchen mit Computern aus, Tim?«
Tim starrte den Bildschirm an. Lex stieß ihn an. »Sag nein, Timmy«, zischte sie.
»Ja, ein bißchen«, erwiderte Tim.
»Probieren können wir's ja«, sagte Muldoon. »Hier weiß niemand, was zu tun ist. Und ich weiß, daß Grant sich mit Computern auch nicht auskennt.«
»Okay«, sagte Tim. »Ich probier's.« Er schaltete das Funkgerät aus und studierte den Bildschirm.
»Timmy«, sagte Lex. »Du weißt nicht, was du tun mußt.«
»Doch, weiß ich schon.«
»Wenn du's weißt, dann mach's.«
»Gleich.«
»Du weißt es ja doch nicht.«
»Doch.« Um einen Anfang zu machen, zog Tim sich den Stuhl

näher an die Tastatur und drückte die Cursor-Tasten. Das waren die Tasten, die den Cursor über den Bildschirm bewegten. Aber nichts passierte. Dann drückte er andere Tasten. Das Bild veränderte sich nicht.
»Na?« fragte sie.
»Irgendwas stimmt nicht«, erwiderte er stirnrunzelnd.
»Du hast einfach keine Ahnung, Timmy.«
Er sah sich den Computer noch einmal ganz genau an. Die Tastatur hatte eine Reihe von Funktionstasten am oberen Ende - wie bei einer normalen PC-Tastatur -, und der Bildschirm war groß und farbig. Aber das Gehäuse war etwas ungewöhnlich. Tim sah sich die Ränder des Bildschirms an und entdeckte eine Menge stecknadelkopfgroßer roter Lichtpunkte.
Rotes Licht an den Rändern des Bildschirms... was konnte das sein? Er bewegte seinen Zeigefinger auf das Licht zu und sah den rötlichen Widerschein auf seiner Haut.
Er berührte den Bildschirm und hörte ein Piepsen.

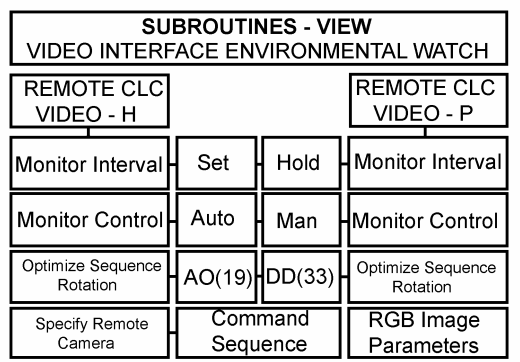


Er hatte es geschafft! Das Fenster auf dem Bildschirm sagte ihm, daß er Zugang zum System habe und nun auswählen konnte, wohin er wollte. Einen Augenblick später war das ursprüngliche Bild ohne das Fenster wieder da.

»Was ist passiert?« fragte Lex. »Was hast du getan? Du hast etwas berührt.«
Natürlich! dachte er. Er hatte den Bildschirm berührt. Es war ein Touch-Screen, ein berührungssensitiver Bildschirm! Die roten Lichtpunkte waren vermutlich Infrarotsensoren. Tim hatte so etwas noch nie gesehen, aber er hatte schon darüber gelesen. Er berührte RESET/REVERT.
Sofort änderte sich der Bildschirm. Er bekam eine neue Mitteilung.

THE COMPUTER IS NOW RESET
Make your Selection from the Main Screen

Der Computer war jetzt neu gestartet, und Tim konnte mit einer Berührung eines bestimmten Sichtfelds auf dem Bildschirm weiter auswählen.
»Toll«, sagte Lex. »Jetzt probier mal VIEW.«
»Nein, Lex.«
»Aber das willst du doch«, sagte sie. »Dir was ansehen.« Und bevor er ihre Hand zu fassen bekam, hatte sie VIEW berührt. Der Bildschirm änderte sich.



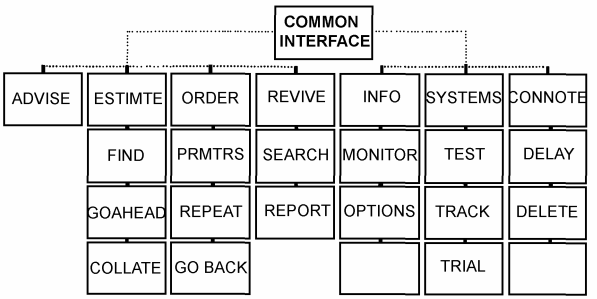
»Oh!« rief Lex.
»Laß das, Lex!«
»Schau!« sagte sie. »Es hat funktioniert. Ha!«
Die im Raum verteilten Videomonitoren zeigten schnell sich verändernde Ansichten von verschiedenen Teilen des Parks. Die meisten Bilder waren dunstiggrau wegen des Nebels, aber eins zeigte das Hotel von außen, man sah zwei Raptoren auf dem Dach, und ein anderes den Bug eines Schiffs im hellen Sonnenlicht -
»Was war das?« fragte Tim und beugte sich vor.
»Was?«
»Das Bild!«
Aber das Bild war bereits wieder verschwunden, jetzt sahen sie das Innere des Hotels, ein Zimmer nach dem anderen, und schließlich auch Malcolm, der in einem Bett lag.
»Halt«, sagte Lex. »Ich sehe sie!«
Tim berührte den Bildschirm an verschiedenen Stellen und erhielt Submenüs. Und weitere Submenüs.
»Warte«, sagte Lex. »Du bringst ja alles durcheinander...«
»Sei doch endlich still. Du hast doch keine Ahnung von Computern.«
Jetzt hatte Tim eine Liste der Videomonitoren auf dem Bildschirm. Ein Sichtfeld trug die Bezeichnung SAFARI LODGE: LV 2-4 und ein anderes REMOTE: SHIPBOARD (VND). Tim berührte den Bildschirm an verschiedenen Stellen.
Auf einem der Monitoren sah man den Bug des Versorgungsschiffs und dahinter den Ozean. In der Entfernung war Land zu erkennen - Gebäude an einem Ufer und ein Hafen. Er wußte, welcher Hafen das war. Sie hatten ihn tags zuvor mit dem Hubschrauber überflogen. Es war Puntarenas. Wie es aussah, würde das Schiff in wenigen Minuten landen.
Aber dann zog ein zweiter Bildschirm Tims Aufmerksamkeit auf sich. Er zeigte das Dach des Safari-Hotels in grauem Nebel. Zwei Raptoren kamen in Sicht. Ihre Körper waren hinter den Pyramiden verborgen, man sah nur ihre wippenden Köpfe.

Auf einem dritten Monitor sah er dann ein Zimmer. Malcolm lag im Bett, Ellie stand neben ihm. Sie sahen beide in die Höhe. Muldoon kam ins Zimmer, trat zu ihnen und sah mit besorgter Miene ebenfalls nach oben.
»Sie sehen uns«, sagte Lex.
»Ich glaube nicht.«
Das Funkgerät knisterte. Auf dem Bildschirm konnte man erkennen, daß Muldoon das Gerät an den Mund hob. »Hallo, Tim?«
»Ja«, sagte Tim.
»Äh, wir haben nicht mehr viel Zeit«, sagte Muldoon dumpf. »Du schaltest besser dieses Stromnetz ein.« Plötzlich hörte Tim die Raptoren knurren, von oben kam ein langer Kopf ins Bild, der mit schnappenden Kiefern durch zersplittertes Glas ragte.
»Schnell, Timmy!« sagte Lex. »Schalt den Strom an.«

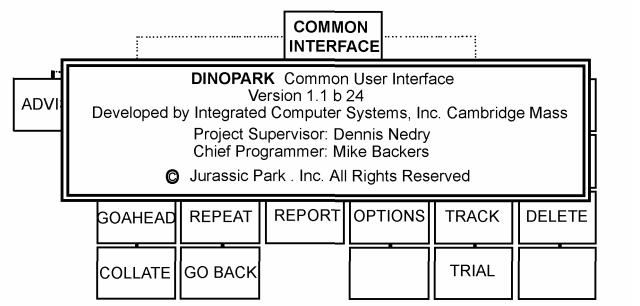
Ans Netz

Tim fand sich plötzlich in einer verwirrenden Vielfalt von Submenüs zur Videokontrolle wieder und versuchte, zum Hauptmenü zurückzukehren. Die meisten Systeme hatten eine einzelne Taste oder einen einzelnen Befehl, mit dem man zum vorhergehenden Menü oder zum Hauptmenü zurückkehren konnte. Aber dieses System hatte so etwas nicht - oder zumindest wußte er nichts davon. Er war sich auch ziemlich sicher, daß es bei diesem System Hilfebefehle gab, aber auch die konnte er nicht finden. Außerdem sprang Lex dauernd auf und ab und schrie ihm ins Ohr, und das machte ihn nervös.
Schließlich hatte Tim das Hauptmenü wieder auf dem Schirm. Er wußte zwar nicht genau, wie er es geschafft hatte, aber es war wieder da. Etwas ratlos hielt er inne.
»Beeil dich, Timmy!«

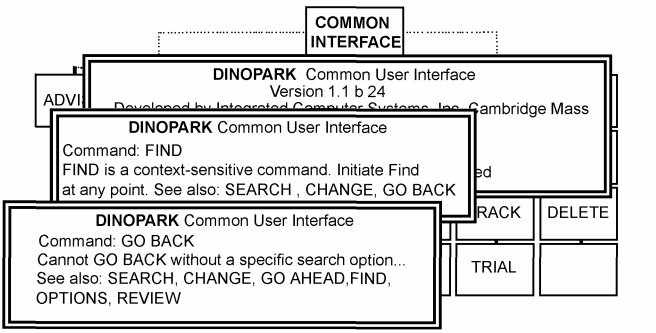
»Bist du jetzt endlich still? Ich muß mich konzentrieren.« Er drückte TEMPLATE-MAIN. Der Bildschirm füllte sich mit einem komplizierten und schier unübersichtlichen Diagramm aus Sichtfeldern und Pfeilen. Falsch. Das brachte nichts.
Er drückte COMMON INTERFACE. Aha. Da war es: Ein neues Menü erschien.



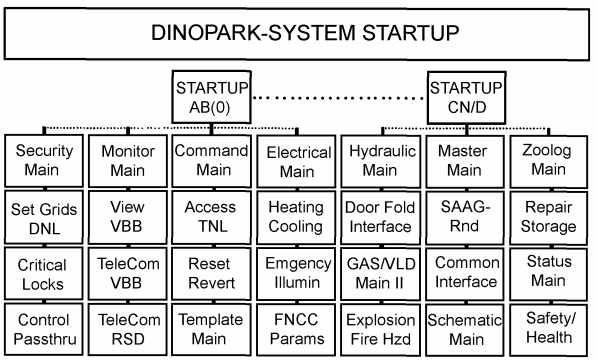
»Was ist das?« fragte Lex. »Warum schaltest du den Strom nicht an, Timmy?«
Er ignorierte sie. Vielleicht hieß das Hilfsmenü bei diesem System Info. Er drückte INFO.



»Timm-yyy«, heulte Lex, aber er hatte bereits FIND gedrückt. Das brachte ihn nirgendwohin. Er drückte GO BACK.

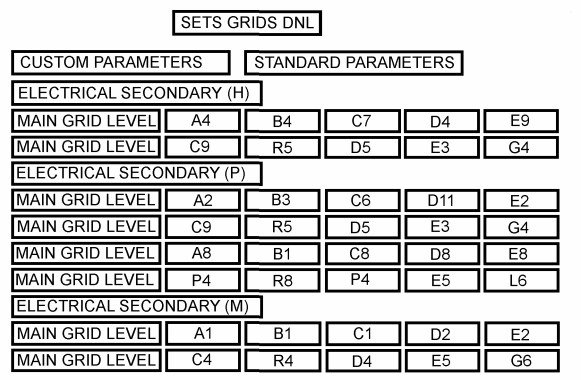


Tim drückte verzweifelt verschiedene Tasten.
Plötzlich und ohne Vorwarnung war das Hauptmenü wieder da.



Tim studierte den Bildschirm. ELECTRICAL MAIN und SETGRIDS DNL sahen beide aus, als hätten sie etwas mit der Stromversorgung und den Grids, den einzelnen Stromnetzen zu tun. Möglicherweise waren auch SAFETY/HEALTH und CRITICAL LOCKS von Bedeutung. Er hörte das Knurren der Raptoren und wußte, daß er eine

Entscheidung treffen mußte. Er drückte SETGRIDS DNL und stöhnte auf, als er sah, was ihm der Computer lieferte.
Er drückte STANDARD PARAMETERS.
Er wußte nicht, was er tun sollte.



STANDARD PARAMETERS

ParkGrids	B4-C6	Outer Grids	C2-D2
Zoological Grids	BB-07	Pen Grids	R4-R4
Lodge Grids	F4-D4	Main Grids	E5-L6
Main Grids	C4-G7	Sensor Grids	D5-G4
Utility Grids	AH-B5	Core Grids	A1-C1

Circuit Integrity Not Tested
Security Grids Remain Automatic

Tim schüttelte frustriert den Kopf. Es dauerte eine Weile, bis er merkte, daß diese Tabelle ihm eine wertvolle Information lieferte. LODGE GRIDS F4-D4 stand da. Er kannte also jetzt die Koordinaten für das Stromnetz der Lodge, des Hotels. Er drückte F4.

POWER GRID F4 SAFARI LODGE
COMMAND CANNOT BE EXECUTED. ERROR-505
(POWER INCOMPATIBLE WITH COMMAND ERROR.
Ref Manual Pages 4.09-4.11)

Der Computer konnte den Befehl also nicht ausführen.
»Es funktioniert nicht«, sagte Lex.
»Ich weiß!« Tim drückte eine andere Taste. Der Monitor blinkte wieder.

POWER GRID F4 (SAFARI LODGE)
COMMAND CANNOT BE EXECUTED. ERROR-505
POWER INCOMPATIBLE WITH COMMAND ERROR.
Ref Manual Pages 4.09-4.11)

Tim versuchte ruhig zu bleiben und konzentriert zu überlegen. Aus irgendeinem Grund bekam er eine Fehlermeldung, sooft er versuchte, ein Stromnetz zu aktivieren. Der Computer sagte ihm, daß die Stromversorgung mit dem Befehl, den er ihm gab, inkompatibel sei. Aber was sollte das heißen? Warum war die Stromversorgung inkompatibel?
»Timmy...«, sagte Lex und zog an seinem Arm.
»Nicht jetzt, Lex.«
»Doch, jetzt«, sagte sie und zerrte ihn vom Bildschirm und der Konsole weg. Und dann hörte er das Knurren der Raptoren.
Es kam aus dem Flur.

Die Raptoren hatten die zweite Metallstange am Oberlicht über Malcolms Bett schon beinahe durchgebissen. Sie konnten bereits die Köpfe ganz durch das zersplitterte Glas stecken und die Leute darunter anknurren. Sie zogen sie aber immer wieder zurück und nagten weiter an dem Metall.
»Es dauert nicht mehr lange«, sagte Malcolm. »Drei, vier Minuten vielleicht.« Er drückte den Sprechknopf am Funkgerät. »Tim,melde dich! Tim?«
Es kam keine Antwort.
Tim schlüpfte mit Lex zur Tür hinaus und sah den einzelnen Raptor am anderen Ende des Flurs beim Balkon stehen. Er starrte ihn verblüfft an. Wie war er nur aus dem Kühlraum herausgekommen?

Während die Kinder noch dastanden und ungläubig schauten, tauchte ein zweiter Raptor auf dem Balkon auf, und Tim begriff. Der Raptor war gar nicht aus dem Kühlraum gekommen. Er war von draußen gekommen! Er war von unten hochgesprungen! Tim hatte gesehen, wie der zweite Raptor leise und perfekt ausbalanciert auf der Brüstung landete. Er konnte es nicht glauben. Das große Tier war drei Meter senkrecht in die Höhe gesprungen. Mehr als drei Meter. Die Velociraptoren mußten unglaublich kräftige Beine haben.
»Du hast doch gesagt, sie können nicht -«, flüsterte Lex.
»Pscht.« Tim versuchte nachzudenken, konnte aber nur mit fassungslosem Staunen zusehen, wie ein dritter Raptor auf den Balkon sprang. Die Tiere liefen einige Augenblicke ziellos im Flur hin und her, stellten sich aber dann in einer Reihe auf. Und so kamen sie auf die beiden Kinder zu.
Leise drückte sich Tim gegen die Tür in seinem Rücken, um wieder im Kontrollraum zu verschwinden. Aber die Tür klemmte. Er drückte fester.
»Wir sind ausgesperrt«, flüsterte Lex. »Schau.« Sie zeigte auf den Schlitz für die Codekarte neben der Tür. Ein rotes Licht leuchtete. Irgendwie waren die Sicherheitssperren der Türen aktiviert worden. »Du Idiot, du hast uns ausgesperrt!« zischte sie.
Tim sah den Gang entlang. Neben allen Türen leuchtete ein rotes Licht. Das hieß, daß alle Türen verschlossen waren. Sie konnten nirgendwo hinein.
Dann entdeckte er am anderen Ende des Korridors eine Gestalt am Boden liegen. Es war ein toter Wachposten. An seinem Gürtel steckte eine weiße Codekarte.
»Komm«, flüsterte Tim. Sie liefen zu dem Posten. Tim nahm die Karte und drehte sich um. Aber die Raptoren hatten sie natürlich gesehen. Knurrend versperrten sie ihnen den Weg zum Kontrollraum. Sie verteilten sich fächerförmig im Korridor, um Lex und Tim einzukreisen. Ihre Köpfe begannen rhythmisch zu wippen.

Die Raptoren standen kurz vor dem Angriff.
Tim tat das einzig Mögliche. Mit der Karte öffnete er die nächste Tür und schob Lex hindurch. Während die Tür sich langsam hinter ihnen schloß, zischten die Raptoren und griffen an.

Hotel

Ian Malcolm keuchte, als sei jeder Atemzug sein letzter. Mit glanzlosen Augen starrte er zu den Raptoren hinauf. Harding maß seinen Blutdruck, runzelte die Stirn und maß noch einmal. Ellie Sattler hatte sich in eine Decke eingewickelt, sie zitterte vor Kälte. Muldoon saß mit dem Rücken gegen die Wand auf dem Boden. Hammond starrte nach oben und sagte kein Wort. Sie alle horchten auf das Funkgerät.
»Was ist mit Tim passiert?« fragte Hammond schließlich. »Ist er durchgekommen?«
»Ich weiß es nicht.«
Malcolm bewegte die Lippen. »Häßlich, nicht? Wirklich häßlich.«
Hammond schüttelte den Kopf. »Wer hätte sich vorgestellt, daß die ganze Sache so ausgeht.«
»Malcolm hat es offensichtlich getan«, sagte Ellie.
»Ich habe es mir nicht vorgestellt«, sagte Malcolm. »Ich habe es berechnet.«
Hammond seufzte. »Nichts mehr davon, bitte. Seit Stunden heißt's nur noch: Ich hab's euch ja gesagt. Aber kein Mensch wollte je, daß so etwas passiert.«
»Es ist keine Frage von Wollen oder Nichtwollen«, sagte Malcolm mit geschlossenen Augen. Wegen des Morphiums sprach er nur langsam. »Es ist keine Frage von guten Absichten. Es ist die Frage, was Sie von dem, was Sie tun, erwarten. Wenn der Jäger in den Regenwald geht, um für seine Familie zu jagen, erwartet er da, die

Natur zu kontrollieren? Nein. Er will nur ein Teil der Natur werden. In seinen Augen ist die Natur größer als er. Sie übersteigt seinen Verstand. Und entzieht sich seiner Kontrolle. Vielleicht betet er die Natur an, die Fruchtbarkeit des Waldes, die ihn ernährt. Er betet sie an, weil er weiß, daß er sie nicht kontrollieren kann. Er ist ihr ausgeliefert.
Sie aber haben beschlossen, der Natur nicht mehr ausgeliefert zu sein. Sie haben beschlossen, die Natur zu kontrollieren, und von diesem Augenblick an waren Sie in Schwierigkeiten, weil Sie es nämlich *nicht* können. Sie haben Systeme geschaffen, die von Ihnen verlangen, daß Sie es tun. Aber Sie können es nicht, Sie haben es nie gekonnt, und Sie werden es nie können. Sie dürfen die Dinge nicht durcheinanderbringen. Sie können ein Schiff bauen, aber Sie können das Meer nicht erschaffen. Sie können ein Flugzeug bauen, aber Sie können die Luft nicht erschaffen. Ihre Macht ist viel kleiner, als Ihr Traum von der Vernunft Sie glauben macht.«
»Ich kann ihm nicht folgen«, sagte Hammond seufzend. »Wo ist denn Tim hingegangen? Er schien ja ein zuverlässiger Junge zu sein.«
»Ich bin mir sicher, daß er versucht, die Lage unter Kontrolle zu bekommen«, entgegnete Malcolm. »So wie jeder.«
»Und auch Grant. Was ist überhaupt mit Grant passiert?«

Grant erreichte die Hintertür des Besucherzentrums, die Tür, durch die er es 20 Minuten zuvor verlassen hatte. Er zog am Griff: Sie war verschlossen. Dann bemerkte er das kleine rote Licht. Die Sicherheitssperren waren wieder aktiviert! Verdammt! Er lief um das Haus herum, betrat es durch die zersplitterte Vordertür und blieb kurz bei dem Tisch im Foyer stehen, wo er zuvor mit den Kindern gestanden hatte. Aus seinem Funkgerät drang trockenes Zischen. Er ging zur Cafeteria, um nach den Kindern zu suchen, doch die Cafeteriatür stand offen, und die Kinder waren verschwunden.

Grant ging nach oben und gelangte bis zu der Glastür mit der Bezeichnung SPERRGEBIET. Die Tür war verschlossen. Er brauchte eine Codekarte, um weiterzukommen.
Er konnte nicht hinein.
Irgendwo im Flur hinter der Glastür hörte er die Raptoren knurren.

Die ledrige Reptilienhaut berührte Tims Gesicht, Klauen rissen an seinem Hemd, und Tim fiel entsetzt aufschreiend auf den Rücken.
»Timmy!« kreischte Lex.
Tim rappelte sich wieder hoch. Das Velociraptorbaby saß auf seinen Schultern und piepste verängstigt. Tim und Lex befanden sich in der runden, weißen Babystation. Auf dem Boden lag Spielzeug verstreut: ein gelber Ball, eine Puppe, eine Plastikrassel.
»Es ist das Raptorbaby«, sagte Lex und zeigte auf das Tier auf Tims Schulter.
Der kleine Raptor schmiegte sich an seinen Hals. Das arme Ding ist wahrscheinlich am Verhungern, dachte Tim.
Lex kam näher, und das Junge hüpfte auf ihre Schulter. Es rieb sich an ihrem Hals. »Warum macht es das?« fragte sie. »Hat es Angst?«
»Ich weiß es nicht«, erwiderte Tim.
Sie gab ihm den Raptor zurück. Das Baby piepste und hüpfte erregt auf Tims Schulter auf und ab. Kein Zweifel, das Kleine war aufgeregt und -
»Tim«, flüsterte Lex.
Die Tür zum Gang hatte sich hinter ihnen nicht ganz geschlossen. Jetzt kamen die großen Velociraptoren in die Babystation. Zuerst einer, dann ein zweiter.
Das Baby hüpfte aufgeregt quiekend auf Tims Schulter auf und ab. Tim wußte, daß sie verschwinden mußten. Vielleicht lenkte das Baby die großen Tiere ab. Immerhin war es ein Raptorbaby. Er nahm das kleine Tier von seiner Schulter und warf es quer durch den Raum. Das Baby huschte zwischen den Beinen der großen

Tiere hin und her. Der erste Raptor senkte die Schnauze und schnupperte behutsam an dem Baby.
Tim nahm Lex bei der Hand und zog sie in den hinteren Teil des Raums. Er mußte eine Tür finden, einen Fluchtweg...
Plötzlich hörten sie einen schrillen Schrei. Tim drehte sich um und sah das Baby zwischen den Fängen des ausgewachsenen Tieres. Ein zweiter Raptor kam dazu, schnappte nach den Gliedern des Babys und versuchte es dem ersten aus dem Maul zu reißen. Die zwei großen Tiere kämpften um das kreischende Junge. Blut spritzte in großen Tropfen auf den Boden.
»Sie fressen es auf«, sagte Lex.
Die Raptoren kämpften um die Überreste des Babys. Dabei bäumten sie sich auf und stießen mit den Köpfen zusammen. Tim entdeckte eine Tür - sie war nicht verschlossen - und zog Lex hindurch.
An der dunkelgrünen Beleuchtung des Raums, in dem sie jetzt standen, erkannte Tim, daß es das DNS-Extraktionslabor war. Es war leer, die Reihen der Stereomikroskope verlassen; auf den hochauflösenden Bildschirmen standen erstarrte, riesenhafte Schwarzweißbilder von Insekten, von Fliegen und Mücken, die vor Millionen von Jahren Dinosaurier gebissen und ihnen das Blut abgesaugt hatten, mit dem man jetzt die Dinosaurier für den Park neu erschuf. Die Kinder liefen durch das Labor, und Tim hörte das immer näherkommende Schnauben und Knurren der sie verfolgenden Raptoren, dann sah er an der Rückwand eine weitere Tür, und als sie hindurchliefen, schienen sie damit einen Alarm auszulösen, denn eine Sirene heulte schrill auf, und das Licht in dem engen Korridor ging an und aus. Sie rannten den Gang entlang, abwechselnd in Dunkelheit, dann Helligkeit, dann wieder Dunkelheit getaucht. Durch den Lärm der Sirene hörte er das Knurren der Raptoren, die sie verfolgten. Lex wimmerte und stöhnte. Tim sah eine weitere Tür, mit einem blauen BIOGEFAHR-Schild, er warf sich dagegen, stürmte weiter und stieß plötzlich mit etwas Großem zusammen. Lex schrie entsetzt auf.

»Immer mit der Ruhe, Kinder«, sagte eine Stimme.
Tim riß ungläubig die Augen auf. Vor ihm stand Dr. Grant. Und daneben Mr. Gennaro.

Es hatte beinahe zwei Minuten gedauert, bis Grant der Gedanke kam, daß der tote Wachposten im Foyer höchstwahrscheinlich eine Codekarte hatte. Er war zurückgelaufen, hatte sie sich geholt, damit die Glastür im ersten Stock geöffnet, und war dann den Gang entlanggeeilt. Er war den Geräuschen der Raptoren nachgegangen und hatte sie kämpfend in der Babystation entdeckt. Da er sich sicher war, daß die Kinder in den angrenzenden Raum geflohen waren, war er sofort zum Extraktionslabor gelaufen.
Und dort hatte er die Kinder gefunden.
Jetzt kamen die Raptoren auf sie zu. Sie schienen einen Augenblick zu zögern, offensichtlich überrascht über das plötzliche Auftauchen von mehr Leuten.
Grant schob die Kinder Gennaro in die Arme und sagte: »Bringen Sie sie irgendwo hin, wo sie sicher sind.«
»Aber -«
»Da durch«, sagte Grant und deutete über die Schulter auf eine Tür am anderen Ende. »Bringen Sie sie in den Kontrollraum, wenn Sie können. Dort müßten alle in Sicherheit sein.«
»Und was haben Sie vor?« fragte Gennaro.
Die Raptoren standen in der Nähe der Tür. Grant bemerkte, daß sie warteten, bis alle Tiere beisammen waren, und dann geschlossen vorwärts rückten. Rudeljäger. Er erschauderte.
»Ich habe einen Plan«, sagte er. »Und jetzt los.«
Gennaro führte die Kinder weg. Die Raptoren bewegten sich langsam auf Grant zu, vorbei an den Supercomputern, vorbei an den Bildschirmen, auf denen noch immer die endlosen Reihen des vom Computer entzifferten Codes blinkten. Schnuppernd und mit dem Kopf wippend rückten die Raptoren beständig näher.
Grant hörte die Tür hinter sich zuschnappen und sah über die

Schulter. Gennaro und die Kinder standen auf der anderen Seite der Glastür und sahen ihm zu. Gennaro schüttelte den Kopf. Grant wußte, was er damit meinte. In dem anderen Raum gab es keine Tür zum Kontrollraum. Die drei waren dort drin gefangen. Jetzt hing alles an Grant.

Grant schlich langsam um die Tische und Geräte im Labor herum und lockte die Raptoren von Gennaro und den Kindern weg. Etwas weiter vorne entdeckte er eine weitere Tür mit der Aufschrift ZUM LABOR. Was immer das hieß. Ihm kam ein Gedanke, und er hoffte, daß er recht behielt. Die Tür trug das blaue BIOGEFAHR-Schild. Die Raptoren kamen immer näher. Einer knurrte, Grant wirbelte herum, stieß die Tür auf und tauchte in eine tiefe, warme Stille ein. Er drehte sich um.
Ja.
Er war genau da, wo er sein wollte: in der Brutstation. Unter Infrarotlampen lagen auf langen Tischen Reihen von Eiern, umweht von einem tiefhängenden Dunst. Die Rüttelmaschinen auf den Tischen summten und klickten in ständiger Bewegung. Der Dunst quoll über die Ränder der Tische und wehte zu Boden, wo er verschwand, sich auflöste.
Grant lief durch die Brutstation zu einem durch eine Glaswand abgetrennten Labor, das in ultraviolettes Licht getaucht war. Grants Kleidung leuchtete blau in dem UV-Licht. Er ließ den Blick über die zerbrechlichen Laborgerätschaften schweifen, die Reagenzgläser, die Becher mit Pipetten, die Glasschüsselchen. Die Raptoren drangen in die Brutstation ein. Sie schnupperten wachsam die feuchte Luft und sahen die Reihen wackelnder Eier auf den langen Tischen an. Das Leittier wischte sich mit dem Vorderlauf über die blutige Schnauze. Lautlos gingen die Raptoren zwischen den langen Tischen hindurch. Sie bewegten sich zielgerichtet und aufeinander abgestimmt und duckten sich immer wieder, um unter die Tische zu spähen.
Sie suchten nach Grant.

Geduckt schlich Grant in den hinteren Teil des Labors, sah hoch und entdeckte den metallenen Abzugsschacht für giftige Chemikalien, der mit einem Totenkopf und zwei gekreuzten Knochen gekennzeichnet war. Darunter stand: ACHTUNG GIFTE BIOLOGISCHER HERKUNFT! A4-MASSNAHMEN ERFORDERLICH. Grant fiel Regis' Bemerkung ein, daß es sich um sehr starke Gifte handle. Schon wenige Moleküle konnten sofort töten...

Der Abzugsschacht schloß bündig mit der Tischplatte ab; Grant konnte die Hand nicht darunter schieben. Er versuchte, den Tisch zu öffnen, fand aber keine Klappe, keinen Handgriff, nichts... Grant stand langsam auf und drehte sich zum Hauptraum um. Die Raptoren bewegten sich noch immer zwischen den Tischen. Schließlich wandte er sich wieder dem Abzugsschacht zu. Neben dem Schacht entdeckte er eine eigenartige, in die Tischplatte eingelassene Metallvorrichtung. Sie sah aus wie eine Außensteckdose mit einem runden Deckel. Er hob den Deckel, sah einen Knopf und drückte ihn.

Mit einem leisen Zischen glitt der Abzugsschacht nach oben. Vor ihm standen auf Glasregalen Reihen von Flaschen mit Totenkopf und Knochenkreuz. Er las die Etiketten ab: CCK-55... Tetra-Alpha Secretin... Thymolevin X-1612. Die Flüssigkeiten leuchteten in dem ultravioletten Licht hellgrün. Daneben entdeckte er eine Glasschüssel mit Injektionsspritzen. Die Spritzen waren klein, und jede enthielt eine winzige Menge leuchtendgrüner Flüssigkeit. Grant griff in der blauen Dunkelheit nach der Schüssel mit den Spritzen. Die Nadeln waren mit Plastikkappen geschützt. Grant zog eine der Kappen mit den Zähnen ab und betrachtete die dünne Nadel.

Grant duckte sich und schlich wieder auf den Hauptraum zu, zu den Raptoren.

Sein ganzes Leben hatte Grant dem Studium der Dinosaurier gewidmet, und jetzt konnte er nachprüfen, wieviel er wirklich wußte. Velociraptoren waren wie die Oviraptoren und die Dromaeosaurier kleine Fleischfresser, von denen man seit lan-

gem annahm, daß sie Eier stahlen. So wie gewisse heute lebende Vögel die Eier anderer Vögel fraßen. Grant vermutete deshalb, daß Velociraptoren Eier fraßen, wenn sie Gelegenheit dazu hatten.

Vorsichtig und tief geduckt kroch Grant zu dem Tisch, der dem Labor am nächsten stand. Dann griff er langsam nach oben in den Dunst und nahm ein großes Ei vom Tisch. Es war fast so groß wie ein Fußball und kremfarben mit hellrosa Sprenkeln. Er hielt das Ei behutsam in der Hand, während er die Nadel hineinstach und den Inhalt der Spritze injizierte. Das Ei nahm einen hellblauen Schimmer an.

Grant, der noch immer kauerte, sah unter den Tischen die Beine der Raptoren und den Dunst, der von den Tischen herunterwehte. Er ließ das leuchtende Ei über den Boden auf die Raptoren zurollen. Bei dem leisen Rumpeln, das das rollende Ei verursachte, rissen die Raptoren die Köpfe hoch und sahen sich um. Dann nahmen sie ihre Pirsch wieder auf.

Das Ei blieb einige Meter vor dem ersten Raptor liegen.

Verdammt.

Grant versuchte es noch einmal. Wieder griff er nach oben auf den Tisch, holte ein Ei herunter, injizierte das Gift und rollte es auf die Raptoren zu. Diesmal blieb das Ei neben dem Fuß des Tiers liegen. Es schaukelte leicht und klickte gegen die Zehenklaue des Dinosauriers.

Der Raptor, der aufrecht stand, sah überrascht auf dieses neue Geschenk hinunter. Er bückte sich und schnupperte an dem leuchtenden Ei. Dann rollte er es mit der Schnauze einige Augenblicke lang über den Boden.

Und beachtete es nicht mehr.

Statt dessen richtete er sich wieder auf und suchte weiter. Es funktionierte nicht.

Grant griff nach einem dritten Ei und stach eine neue Spritze hinein. Er hielt das leuchtende Ei in der Hand und ließ es wieder über den Boden rollen. Da er aber ganz sichergehen wollte, daß das

Ei wirklich die Raptoren erreichte, holte er wie beim Kegeln kräftig aus. Das Ei rumpelte laut über den Boden.
Einer der Raptoren hörte das Geräusch, bückte sich, sah es kommen und jagte instinktiv dem bewegten Gegenstand nach, wobei er schnell zwischen den Tischen hindurchhuschte, um es abzufangen. Das große Maul schnappte danach und zerbiß knirschend die Schale.
Der Raptor richtete sich auf, Eiweiß tropfte ihm vom Maul. Er leckte sich geräuschvoll die Lippen und schnaubte. Wieder biß er zu und leckte das Ei vom Boden auf. Das Gift schien ihm nichts auszumachen. Er bückte sich noch einmal und leckte. Grant ließ ihn nicht aus den Augen...
Da entdeckte ihn der Raptor. Er sah Grant direkt an.
Der Velociraptor knurrte drohend. Mit großen, unglaublich schnellen Schritten kam er auf Grant zu. Grant sah entsetzt, was passierte, und wurde starr vor Angst, als plötzlich das Tier einen keuchenden, gurgelnden Laut ausstieß und nach vorne kippte. Der schwere Schwanz schlug in Krämpfen auf den Boden. Ersticktes Gurgeln wechselte ab mit kurzen, lauten Schreien. Schaum trat ihm vor das Maul. Der Kopf zuckte. Der Schwanz schlug und pochte.
Einer weniger, dachte Grant.
Aber das Tier starb nicht sehr schnell. Es schien eine Ewigkeit zu dauern. Grant griff nach einem anderen Ei und sah, daß die anderen Raptoren im Raum mitten in der Bewegung erstarrt waren. Sie horchten auf die Geräusche des sterbenden Tiers. Der eine legte den Kopf schief, dann der andere. Der erste ging zu seinem gefallenen Artgenossen hinüber.
Der sterbende Raptor zuckte, sein ganzer Körper bebte. Er stöhnte erbärmlich. So viel Schaum quoll ihm aus dem Maul, daß der Kopf kaum noch zu sehen war. Er krümmte sich und stöhnte noch einmal.
Der zweite Raptor beugte sich über den sterbenden und untersuchte ihn. Der Todeskampf schien ihn zu verwirren. Wachsam muster-

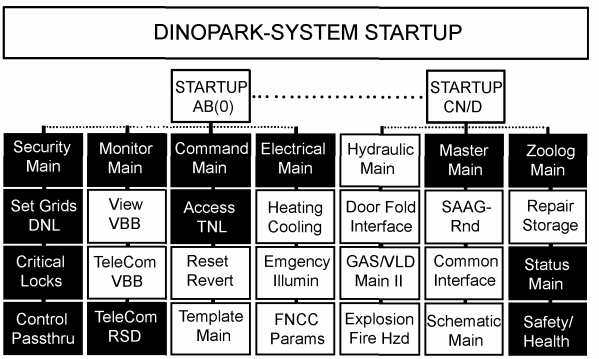
te er das schäumende Maul, bewegte dann den Kopf an dem zuckenden Hals und dem bebenden Brustkorb entlang... Und biß in einen der Hinterläufe.
Das sterbende Tier knurrte, hob plötzlich den Kopf, verdrehte den Körper und schlug seine Zähne in den Hals des Angreifers. Macht zwei, dachte Grant.
Aber das stehende Tier riß sich los, Blut schoß aus seiner Halswunde. Es schlug mit einem Hinterlauf aus und riß dem sterbenden Tier in einer einzigen, schnellen Bewegung den Bauch auf. Die Gedärme quollen auf den Boden wie fette Schlangen. Die Schreie des sterbenden Raptors erfüllten den Raum. Der Angreifer wandte sich ab, als sei ihm der Kampf plötzlich lästig geworden. Statt dessen durchquerte das Tier den Raum, bückte sich und kam mit einem leuchtenden Ei wieder hoch! Grant sah zu, wie er hineinbiß und ihm das Eiweiß vom Maul tropfte.
Jetzt sind's zwei, dachte er.
Bei dem zweiten Raptor setzte die Wirkung fast sofort ein, er hustete und kippte nach vorn. Im Fallen stieß er einen Tisch um. Unzählige Eier rollten über den Boden. Grant sah es mit Bestürzung.
Es gab ja noch einen dritten Raptor.
Grant hatte noch eine Spritze. Aber da jetzt so viel Eier auf dem Boden verstreut lagen, mußte er etwas anderes unternehmen. Er überlegte eben, was er tun sollte, als das letzte Tier gereizt aufschnaubte. Grant sah hoch. Der Raptor hatte ihn entdeckt. Das Tier bewegte sich lange nicht, es schaute nur. Aber dann bewegte es sich langsam und leise vorwärts. Es pirschte sich an ihn heran. Immer wieder bückte es sich und sah unter den Tischen nach. Es verhielt sich überlegt und wachsam und ohne die Schnelligkeit, die es im Rudel gezeigt hatte: Als Einzelgänger war der Raptor nun vorsichtig geworden; er ließ Grant keinen Augenblick aus den Augen. Grant sah sich schnell um. Er konnte sich nirgends verstecken. Und tun konnte er auch nichts.
Grant starrte den Raptor an, der sich langsam seitwärts bewegte.

Auch Grant bewegte sich. Er versuchte, so viele Tische wie möglich zwischen sich und das näherrückende Tier zu bringen. Langsam, sehr langsam wich er nach links aus.
Der Raptor kam immer näher. Eierschalen zerbrachen, als er in der roten Dämmerung der Brutstation auf sie trat. Leise zischend kam sein Atem aus geblähten Nüstern.
Grant spürte Eier unter seinen Füßen zerbrechen, Dotter klebte ihm an den Schuhsohlen. Er duckte sich und bemerkte das Funkgerät in seiner Hosentasche.
Das Funkgerät!
Er zog es aus der Tasche und schaltete es an.
»Hallo? Hier Grant.«
»Alan?« Ellies Stimme. »Alan?«
»Hör zu«, sagte er leise. »Rede einfach.«
»Alan, bist du das?«
»Rede«, sagte er noch einmal und schob das Funkgerät über den Boden auf den Raptor zu.
Und dann kauerte er sich hinter ein Tischbein und wartete.
»Alan, bitte sag etwas.«
Dann ein Knacken und Schweigen. Das Funkgerät blieb still. Der Raptor kam näher. Leiser, zischender Atem.
Das Funkgerät blieb still.
Was war denn nur los mit ihr? Hatte sie nicht verstanden? Der Raptor kam in der Dunkelheit immer näher.
»...Alan?«
Die blecherne Stimme aus dem Funkgerät ließ das große Tier innehalten. Es schnupperte in die Luft, als spüre es noch jemand anderen im Raum.
»Alan, ich bin's. Ich weiß nicht, ob du mich hören kannst.«
Der Raptor drehte sich von Grant weg und ging auf das Walkie-talkie zu.
»Alan... bitte...«
Warum hatte er das Gerät nicht weiter weggeschoben? Der Raptor ging darauf zu, aber es war zu nahe. Der große Fuß senkte sich

direkt neben ihm auf den Boden. Grant sah die knotige Haut, das schwache, grüne Leuchten. Die verkrusteten Blutschlieren auf der gebogenen Klaue. Und er roch den starken Reptiliengestank.
»Alan, hör zu... Alan?«
Der Raptor senkte den Kopf und stieß das Funkgerät zaghaft an. Er hatte Grant den Rücken zugewandt. Der große Schwanz hing direkt über Grants Kopf. Er jagte ihm die Nadel tief in den Schwanz und injizierte das Gift.
Der Velociraptor knurrte und sprang auf. Mit furchterregender Geschwindigkeit und weit aufgerissenem Rachen wirbelte er zu Grant herum. Er schnappte, bekam ein Tischbein zu fassen und riß den Kopf hoch. Der Tisch wurde umgestoßen, Grant fiel auf den Rücken. Er hatte keine Deckung mehr. Drohend stand der Raptor über ihm. Er bäumte sich auf und stieß mit dem Kopf gegen die Infrarotlampen, die wild hin und her zu schwingen begannen.
»Alan?«
Der Raptor hob den klauenbewehrten Hinterlauf, um zuzuschlagen. Grant rollte sich zur Seite, der Fuß krachte neben ihm auf den Boden. Er spürte einen heftigen, stechenden Schmerz an den Schulterblättern und eine plötzliche feuchte Wärme an seinem Hemd. Blut. Er rollte sich über den Boden, zerdrückte dabei Eierschalen und beschmierte sich Hände und Gesicht. Der Raptor schlug wieder aus und traf das Walkie-talkie. Funken stoben auf. Zornig knurrend schlug er ein drittes Mal aus, und Grant stieß im Wegrollen gegen die Wand. Er konnte nicht mehr ausweichen, und das Tier hob das Bein zum letzten Schlag.
Und fiel auf den Rücken.
Das Tier keuchte. Schaum quoll ihm aus dem Maul.
Gennaro und die Kinder kamen in den Raum. Grant bedeutete ihnen zurückzubleiben. Das Mädchen sah die sterbenden Velociraptoren an und sagte leise: »Whow!«
Gennaro half Grant auf die Beine. Dann drehten sie sich alle zur Tür um und liefen zum Kontrollraum.

Kontrollraum

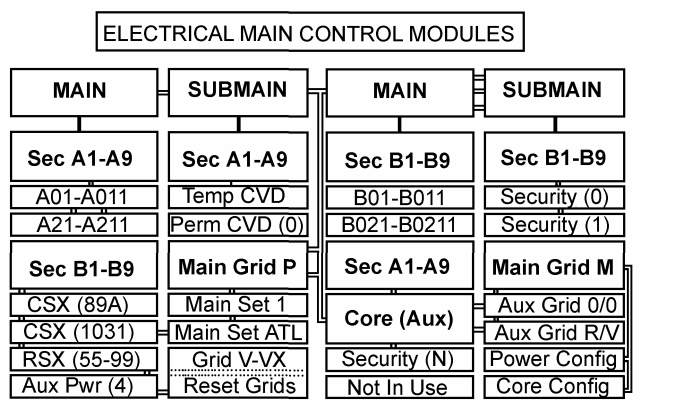
Im Kontrollraum stellte Tim erstaunt fest, daß einige Sichtfelder auf dem Computermonitor inzwischen blinkten. »Was ist passiert?« fragte Lex.



Tim sah, daß Dr. Grant den Bildschirm anstarrte und seine Hand zögernd der Tastatur näherte. »Ich habe keine Ahnung von Computern«, sagte Grant kopfschüttelnd.
Aber Tim hatte sich bereits in dem Sessel niedergelassen. Er berührte schnell hintereinander einzelne Sichtfelder. Auf dem Videomonitor sah er, daß das Schiff Puntarenas immer näher kam. Nur noch etwa 20 Meter lagen zwischen ihm und dem Dock. Auf einem anderen Bildschirm sah er das Zimmer im Hotel und die Raptoren, die ihre Köpfe durch das Oberlicht streckten.
»Tu was, Timmy!« sagte Lex.
Er drückte SETGRIDS DNL, obwohl es blinkte.
Auf dem Bildschirm erschien:

WARNING:
COMMAND EXECUTION ABORTED (AUX POWER LOW)

»Was hat das zu bedeuten?« fragte Tim.
Gennaro schnippte mit den Fingern. »Das ist schon mal passiert. Das heißt, daß dem Hilfsgenerator der Sprit ausgeht. Du mußt die Hauptstromversorgung einschalten.«
«Aha.«
Er drückte ELECTRICAL MAIN.
Tim stöhnte auf.
»Was machst du denn jetzt?« fragte Grant. Jetzt blinkte der ganze Bildschirm.



Tim drückte MAIN.
Nichts passierte. Der Bildschirm blinkte weiter.
Tim drückte MAIN GRID P. Ihm war schlecht vor Angst.

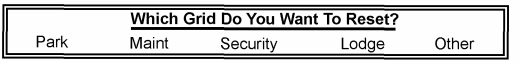
MAIN POWER GRID NOT ACTIVE/AUXILIARY POWER ONLY

Der Bildschirm blinkte noch immer. Er drückte main SET 1.

MAIN POWER ACTIVATED.

Geschafft! Die Hauptstromzufuhr funktionierte wieder! Alle Lich-

ter im Raum gingen an. Die Bildschirme hörten auf zu blinken. »He! Na super!«
Tim drückte RESET GRIDS, um die einzelnen Teilstromnetze zu aktivieren. Einen Augenblick lang passierte gar nichts. Dann:



Der Computer fragte ihn also, welche Teilstromnetze er aktivieren wollte. Grant sagte etwas, das Tim nicht verstand, er hörte nur die Anspannung in dessen Stimme.
Tims Herz schlug bis zum Hals. Er hörte, wie auf dem Dach des Hotels Stahlstangen verbogen wurden, hörte die Raptoren knurren und Malcolm sagen: »Mein Gott...«
Er drückte LODGE, um die Stromversorgung des Hotels einzuschalten.

SPECIFY GRID NUMBER TO RESET

Der Computer verlangte von ihm die Koordinaten des Teilstromnetzes, das er aktivieren wollte. Einen entsetzlichen, endlosen Augenblick lang fiel ihm die Nummer nicht ein. Doch dann erinnerte er sich wieder und tippte F4 ein.

ACTIVATING LODGE GRID F4 NOW

Gott sei Dank! Der Computer aktivierte das Stromnetz des Hotels. Auf dem Videomonitor sah er Funken aufstieben und von der Decke des Hotels herunterregnen. Der Monitor blitzte grellweiß auf. »Was hast du getan!« schrie Lex, doch im nächsten Augenblick kam das Bild zurück und man sah, daß die Raptoren zwischen den Stangen gefangen waren und in einem Funkenregen zuckten und schrien, während Muldoon und die anderen jubelten. Blechern drangen ihre Stimmen aus dem Funkgerät.

»Geschafft!« sagte Grant und klopfte Tim auf die Schulter. »Geschafft! Du hast es geschafft!«
Während alle erleichtert aufsprangen und hin und her hüpften, sagte plötzlich Lex: »Was ist mit dem Schiff?«
»Dem was?«
»Dem Schiff«, wiederholte sie und zeigte auf den Videomonitor.

Die Gebäude, die man hinter dem Bug des Schiffes sah, wirkten viel größer als zuvor und bewegten sich nach rechts, was bedeutete, daß das Schiff nach links schwenkte, um anzudocken. Man sah Matrosen zum Bug laufen, die alles zum Festmachen vorbereiteten.
Tim eilte wieder zu seinem Terminal und holte sich das START-UP-Menü auf den Bildschirm.
Er studierte das Menü. Sowohl TeleCom VBB als auch TeleCom RSD sahen aus, als könnten sie etwas mit Telefonen zu tun haben. Er drückte TeleCom RSD.

YOU HAVE 23 WAITING CALLS AND/OR MESSAGES.
DO YOU WISH TO RECEIVE THEM NOW?

Er drückte NO, die 23 Mitteilungen interessierten ihn im Augenblick nicht.
»Vielleicht ist eine Nachricht vom Schiff mit dabei«, sagte Lex.
»Vielleicht kommst du so an die Telefonnummer!«
Er ignorierte sie.

ENTER THE NUMBER YOU WISH TO DIAL OR PRESS F7 FOR DIRECTORY

Da er die Nummer, die er wählen wollte, nicht kannte, drückte er F7, und plötzlich rollten Namen und Nummern über den Bildschirm, ein riesiges Telefonbuch. Es war nicht alphabetisch geordnet, er mußte die Einträge einzeln durchgehen, und so dauerte es eine Weile, bis er gefunden hatte, was er suchte:

VSL ANNE B. (FREDDY) 708-3902

Jetzt mußte er nur noch herausfinden, wie man wählte. Er berührte eine Reihe von Sensoren am unteren Rand des Bildschirms.

DIAL NOW OR DIAL LATER?

Da er sofort wählen wollte, drückte er DIAL NOW.

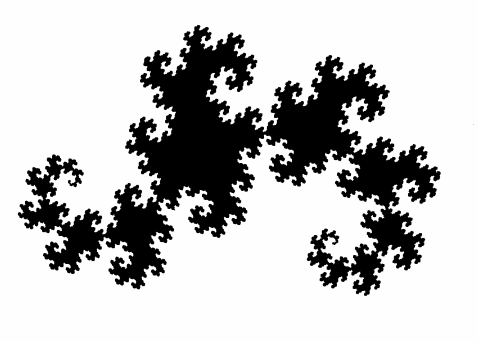
WE'RE SORRY,
YOUR CALL CANNOT BE COMPLETED AS DIALED.
[ERROR-5891]
PLEASE TRY AGAIN.

Was war denn jetzt schon wieder los? Warum konnte der Computer die Nummer denn nicht anwählen? Tim versuchte es noch einmal, wie es der Computer vorschlug.
Er hörte das Freizeichen und dann die schnelle Tonfolge der automatisch angewählten Ziffern.
»Ist es das?« fragte Grant.
»Nicht schlecht, Timmy«, sagte Lex. »Aber die sind schon fast da.«
Auf dem Videomonitor sah man, daß sich der Bug des Schiffes auf den Hafen von Puntarenas zubewegte. Sie hörten ein schrilles Quietschen, dann meldete sich eine Stimme: »Ah, hallo, John, hier Freddy. Empfangen Sie mich? Ende.«
Tim hob einen Telefonhörer auf der Konsole ab, hörte aber nur das Freizeichen.
»Ah, hallo, John, hier Freddy, Ende.«
»So antworte doch«, sagte Lex.
Nun hoben sie alle miteinander die Hörer im Raum ab, hörten aber überall nur Freizeichen. Schließlich entdeckte Tim ein seitlich an der Konsole befestigtes Telefon, an dem ein Licht blinkte.
»Ah, hallo. Kontrollraum. Hier Freddy. Empfangen Sie mich? Ende.«

Tim packte den Hörer. »Hallo, hier Tim Murphy, und ich muß Sie-«
»Wiederholen Sie, John, ich habe nicht verstanden.«
»Sie dürfen nicht anlegen! Haben Sie mich verstanden?«
Es gab eine Pause. Dann sagte eine verwunderte Stimme: »Hast du das gehört? Klang wie ein verdammtes Kind.«
»Nicht landen!« rief Tim. »Kommen Sie zur Insel zurück!«
Die Stimmen klangen weit entfernt und kratzig. »Hat er... Murphy gesagt?« Und dann eine andere Stimme: »Namen nicht... verstanden.«
Tim sah verzweifelt zu den anderen hoch. Gennaro griff nach dem Hörer. »Laß mich mal. Kannst du seinen Namen herausfinden?«
Lautes statisches Rauschen war zu hören. Dann: »... muß ein Witz sein... Trottel in der Vermittlung... onstwas.«
Tim bearbeitete die Tastatur, irgendwie mußte er doch herausfinden können, wer dieser Freddy war...
»Verstehen Sie mich?« sagte Gennaro in den Hörer. »Wenn Sie mich verstehen, antworten Sie! Ende.«
»Mein Sohn«, kam gedehnt die Antwort. »Wir wissen nicht, wer du überhaupt bist, aber wir finden das gar nicht witzig, wir sind nämlich gerade beim Andocken und ziemlich in Hektik. Also, jetzt identifizier dich anständig oder verschwinde aus dem Kanal.«
Tim sah, wie auf dem Bildschirm erschien: FARREL, FREDERICK D. (CAPT).
»Nehmen Sie das als Identifikation, Captain Farrel«, sagte Gennaro. »Wenn Sie nicht sofort wenden und zur Insel zurückkehren, machen Sie sich der Verletzung von Artikel 509 des Uniform Maritime Act schuldig, was mit Entzug der Lizenz, 50.000 Dollar Geldbuße und fünf Jahren Gefängnis bestraft wird. Haben Sie mich verstanden?«
Die Antwort war Schweigen.
»Haben Sie mich verstanden, Captain Farrell?«
Schließlich hörte man schwach eine Stimme: »Verstanden«, und

dann eine andere: »Volle Kraft zurück.« Man sah, daß das Schiff langsam vom Dock abdrehte.
Lex jubelte. Tim ließ sich in den Sessel sinken und wischte sich den Schweiß von der Stirn.
Grant fragte: »Was ist eigentlich der Uniform Maritime Act?«
»Keine Ahnung«, erwiderte Gennaro.
Zufrieden schauten sie alle auf den Videomonitor. Das Schiff entfernte sich deutlich sichtbar wieder vom Ufer.
»Ich glaube, das Schlimmste haben wir jetzt hinter uns«, sagte Gennaro.
Grant schüttelte den Kopf. »Das Schlimmste«, sagte er, »steht uns erst noch bevor.«

Siebte Iteration



»Je weiter die Berechnungen fortschreiten,
desto mehr Mut gehört dazu, sich ihren Impli-
kationen zu stellen.«
Ian Malcolm

Die Zerstörung der Welt

Sie brachten Malcolm in ein anderes Zimmer des Hotels und legten ihn in ein frisches Bett. Hammond schien wieder neuen Mut zu fassen. Er lief geschäftig im Zimmer hin und her und räumte auf. »Na gut«, sagte er. »Wenigstens ist die Katastrophe abgewendet.«
»Welche Katastrophe soll das sein?« fragte Malcolm seufzend.
»Na ja«, entgegnete Hammond. »Sie sind nicht ausgebrochen und haben die Welt überrannt.«
Malcolm stützte sich auf den Ellbogen. »Davor haben Sie Angst gehabt?«
»Aber das war doch die große Gefahr«, sagte Hammond. »Daß diese Tiere, die keine natürlichen Feinde haben, ausbrechen und den Planeten zerstören.«
»Sie egomanischer Idiot!« rief Malcolm wütend. »Wissen Sie überhaupt, wovon Sie reden? Sie glauben, daß Sie den Planeten zerstören können? Mein Gott, was für eine berauschende Macht müssen Sie haben.« Malcolm sank in die Kissen zurück. »Sie können diesen Planeten nicht zerstören. Nicht einmal annähernd.«
»Aber die meisten Leute glauben«, erwiderte Hammond steif, »daß der Planet in Gefahr ist.«
»Ist er aber nicht«, sagte Malcolm.
»Alle Experten sind übereinstimmend der Meinung, daß unser Planet gefährdet ist.«
Malcolm seufzte. »Ich will Ihnen mal etwas über unseren Planeten erzählen«, sagte er. »Unsere Erde ist viereinhalb Milliarden Jahre alt. Und schon beinahe ebenso lange gibt es Leben darauf. Vor 3,8

Milliarden Jahren die ersten Bakterien. Und später die ersten Mehrzeller, die ersten komplexen Lebewesen im Wasser und auf dem Land. Dann die großartigen, stürmischen Zeitalter der Tiere, der Amphibien, der Dinosaurier, der Säugetiere, jedes Millionen von Jahren lang. Große Dynastien von Lebewesen entstanden, breiteten sich aus und verschwanden wieder. Und das alles passierte vor einem Hintergrund beständiger und gewaltiger Umwälzungen, Gebirge wurden aufgeworfen und erodierten wieder, Kometen schlugen auf der Erde ein, Vulkane brachen aus, Ozeane stiegen und fielen. Ein endloser, beständiger und unglaublich gewaltsamer Wandel. Das merkt man auch heute noch. Der Himalaya zum Beispiel ist das Resultat des Zusammenstoßes zweier riesiger Kontinentalplatten, wodurch diese größte Erhebung unserer Erde über Jahrmillionen hinweg in die Höhe getrieben wurde. Der Planet hat das alles überlebt. Und uns wird er mit Sicherheit auch überleben.«

Hammond runzelte die Stirn. »Daß er schon so lange existiert«, sagte er, »heißt doch nicht, daß er ewig existiert. Wenn es zum Beispiel zu einem atomaren Unfall kommt...«

»Nehmen wir es einmal an«, erwiderte Malcolm. »Nehmen wir an, es ist ein wirklich schlimmer Unfall, alle Pflanzen und Tiere sterben, und auf einem Großteil des Planeten ist es 100.000 Jahre lang siedend heiß. Irgendwo wird das Leben überleben, vielleicht im Boden oder im arktischen Eis. Und wenn dann nach all diesen Jahren der Planet nicht länger unbewohnbar ist, wird das Leben wieder wachsen und gedeihen. Es wird sich über den Planeten ausbreiten. Und der Evolutionsprozeß wird von neuem beginnen. Es wird ein paar Milliarden Jahre dauern, bis die augenblickliche Vielfalt wieder erreicht ist. Und natürlich wird alles anders sein als jetzt. Aber die Erde wird unsere Torheit überleben. Das Leben wird unsere Torheit überleben. Nur wir glauben, daß es das nicht tut.«

»Aber wenn die Ozonschicht immer dünner wird -«

»Erreicht mehr ultraviolettes Licht die Erdoberfläche. Na und?«

»Aber das verursacht Hautkrebs.«
Malcolm schüttelte den Kopf. »UV-Strahlung ist gut für das Leben. Sie ist eine mächtige Energie. Sie fördert Mutation, Wandel. Unter der stärkeren Strahlung werden viele Lebensformen gedeihen.«
»Und andere sterben aus«, sagte Hammond.
Malcolm seufzte. »Glauben Sie, daß so etwas dann zum erstenmal passiert? Wissen Sie nicht, wie das mit dem Sauerstoff war?«
»Ich weiß nur, daß er lebensnotwendig ist.«
»Jetzt ist er es«, entgegnete Malcolm. »Aber eigentlich ist er ein Stoffwechselgift. Er ist ein korrodierendes Gas, ähnlich wie Fluor, mit dem man Glas gravieren kann. Und als vor ungefähr drei Milliarden Jahren Sauerstoff als Abfallprodukt von gewissen Pflanzenzellen produziert wurde, kam es für alle anderen Lebensformen auf unserem Planeten zu einer Krise. Diese Pflanzen verschmutzten die Umwelt mit einem tödlichen Gift. Sie atmeten ein letales Gas aus, dessen Konzentration in der Atmosphäre immer höher wurde. Ein Planet wie die Venus hat weniger als ein Prozent Sauerstoff. Auf der Erde wuchs die Sauerstoffkonzentration schnell an - fünf, zehn, schließlich 21 Prozent. Die Atmosphäre der Erde bestand aus reinem Gift! Für das Leben absolut unverträglich!«
Hammond schien irritiert. »Was wollen Sie damit sagen? Daß auch unsere modernen Schadstoffe integriert werden?«
»Nein«, antwortete Malcolm. »Ich will damit sagen, daß das Leben auf der Erde für sich selber sorgen kann. Für menschliche Begriffe sind 100 Jahre eine lange Zeit. Vor 100 Jahren hatten wir noch keine Autos und Flugzeuge und Computer und Impfstoffe. Es war eine ganz andere Welt. Aber für die Erde sind 100 Jahre gar nichts. Eine Million Jahre ist gar nichts. Dieser Planet lebt und atmet in einem größeren Maßstab. Wir können uns seine langsamen und mächtigen Rhythmen nicht vorstellen, und wir haben nicht die Demut, es zu versuchen. Wir wohnen nur einen Lidschlag lang auf dieser Erde. Falls wir morgen verschwunden sind, wird sie uns keine Träne nachweinen.«

»Und es kann durchaus passieren, daß wir verschwinden«, sagte Hammond mürrisch.
»Ja«, entgegnete Malcolm. »Durchaus.«
»Aber was wollen Sie damit sagen? Daß wir uns nicht um die Umwelt kümmern sollen?«
»Nein, das natürlich nicht.«
»Was dann?«
Malcolm hustete und starrte ins Leere. »Über eins müssen wir uns klar sein. Der Planet ist nicht in Gefahr. Wir sind in Gefahr. Wir haben nicht die Macht, den Planeten zu zerstören - oder ihn zu retten. Aber vielleicht haben wir die Macht, uns zu retten.«

Unter Kontrolle

Vier Stunden waren vergangen. Es war später Nachmittag, die Sonne ging unter. Im Kontrollraum lief die Klimaanlage wieder, und der Computer funktionierte ordnungsgemäß. Soweit sie das feststellen konnten, waren von ursprünglich 24 Leuten auf der Insel acht tot, sechs weitere wurden vermißt. Das Besucherzentrum und das Safari-Hotel waren sicher, der Nordrand der Insel schien frei von Dinosauriern zu sein. Sie hatten die Behörden in San José um Hilfe gebeten. Die Nationalgarde von Costa Rica war unterwegs, und auch ein Sanitätshubschrauber, der Malcolm in ein Krankenhaus bringen sollte. Aber am Telefon hatte man von costaricanischer Seite ein deutliches Zögern gespürt; mit Sicherheit würde es zu einigen Anrufen zwischen San José und Washington kommen, bevor man wirklich Hilfe auf die Insel schickte. Und jetzt wurde es spät; wenn die Hubschrauber nicht bald kamen, mußten sie bis zum nächsten Morgen ausharren.
In der Zwischenzeit konnten sie nichts anderes tun als warten. Das Schiff kehrte zurück; die Mannschaft hatte drei Raptoren auf dem

Achterdeck entdeckt und sie getötet. Auf der Isla Nublar schien die unmittelbare Gefahr gebannt; die Leute hielten sich entweder im Besucherzentrum oder im Hotel auf. Tim kannte sich inzwischen recht gut mit dem Computer aus und hatte gerade ein neues Bild auf den Monitor geholt.

[redacted]

TIERE INSGESAMT 292

»Ja, richtig«, erwiderte Grant. »Das will ich.«
»Ich habe mir gedacht«, fuhr Muldoon fort, »daß die Costaricaner die Insel wahrscheinlich als rein militärisches Problem betrachten. Als etwas, das man so schnell wie möglich zerstören muß.«
»Da haben sie auch verdammt recht«, sagte Gennaro.
»Sie werden es aus der Luft bombardieren«, fuhr Muldoon fort. »Vielleicht mit Napalm, vielleicht auch mit Nervengas. Aber aus der Luft.«
»Hoffentlich tun sie das«, sagte Gennaro. »Die Insel ist zu gefährlich. Jedes Tier auf dieser Insel muß getötet werden, je eher desto besser.«
»Das ist keine zufriedenstellende Lösung«, entgegnete Grant und stand auf. »Machen wir uns an die Arbeit.«
»Ich glaube, Sie verstehen nicht, Alan«, sagte er. »Meiner Meinung nach ist diese Insel zu gefährlich. Sie muß zerstört werden. Jedes Tier auf dieser Insel muß getötet werden, und genau das werden die Costaricaner tun. Ich glaube, wir sollten es ihren Spezialisten überlassen. Verstehen Sie, was ich meine?«
»Vollkommen«, erwiderte Grant.
»Wo liegt dann Ihr Problem?« fragte Gennaro. »Es ist eine militärische Operation. Die sollen das erledigen.«
Grants Rücken schmerzte an der Stelle, wo ihm der Raptor eine Wunde gerissen hatte. »Nein«, sagte er. »Wir müssen uns darum kümmern.«
»Überlassen Sie es den Experten«, sagte Gennaro.
Grant fiel wieder ein, wie er Gennaro vor nur sechs Stunden verängstigt und zusammengekauert im Führerhaus eines Lastwagens gefunden hatte. Und plötzlich platzte ihm der Kragen, und er stürzte auf ihn zu und drückte den Anwalt gegen die Betonwand. »Hören Sie zu, Sie kleiner Mistkerl, Sie haben eine Verantwortung, und der werden Sie sich jetzt auch stellen.«
»Das tu ich ja«, entgegnete Gennaro hustend.
»Nein, das tun Sie nicht. Sie haben sich die ganze Zeit vor der Verantwortung gedrückt, von Anfang an.«

»Ach was!«
»Sie haben Investoren ein Projekt verkauft, das Sie selber nicht ganz begriffen haben. Sie waren Anteilseigner eines Unternehmens, das zu überwachen Sie versäumten. Sie haben einem Mann freie Hand gelassen, den Sie aus eigener Erfahrung als Lügner kannten, und Sie haben ihm gestattet, mit der gefährlichsten Technologie in der Geschichte der Menschheit herumzuspielen. Ich würde sagen, Sie haben sich vor der Verantwortung gedrückt.« Gennaro hustete. »Na, aber jetzt stelle ich mich ihr.«
»Nein«, sagte Grant. »Sie drücken sich noch immer. Aber das können Sie jetzt nicht mehr.« Er ließ Gennaro los, der sich zusammenkrümmte und nach Atem rang. Grant wandte sich an Muldoon. »Was für Waffen haben wir denn?«
»Ein paar Netze und Elektroschockstangen«, antwortete Muldoon.
»Wie gut sind diese Elektroschockstangen?« wollte Grant wissen.
»Die sind ähnlich wie die für Haie. Sie haben am oberen Ende einen Kondensator, der bei Berührung einen Stromschlag abgibt. Hohe Spannung, geringe Stromstärke. Tötet nicht, macht aber mit Sicherheit kampfunfähig.«
»Das wird nicht reichen«, sagte Grant.
»Um welches Nest geht es eigentlich?« fragte Gennaro hustend.
»Das Raptorennest«, antwortete Ellie.
»Das Raptorennest?«
»Haben Sie Funkhalsbänder?« fragte Grant.
»Soweit ich weiß, schon«, antwortete Muldoon.
»Holen Sie eins. Sonst noch was, das wir zur Verteidigung benutzen könnten?«
Muldoon schüttelte den Kopf.
»Na, dann bringen Sie, was Sie haben.«
Muldoon verließ das Zimmer, und Grant wandte sich wieder Gennaro zu. »Ihre Insel ist ein Sauhaufen, Mr. Gennaro. Ihr Experiment ist ein Sauhaufen. Man muß ihn aufräumen. Aber dazu muß man erst einmal herausfinden, welches Ausmaß dieser Sauhaufen hat. Und das heißt, man muß die Nester auf der Insel finden. Vor

allem die Raptorennester. Sie sind irgendwo versteckt. Wir müssen sie finden, inspizieren und die Eier zählen. Wir müssen Bescheid wissen über jedes Tier, das auf der Insel geboren wurde; dann können wir alles hier niederbrennen. Aber bis dahin gibt es noch einiges zu erledigen.«

Ellie stand vor der Glaskarte, die die Aufenthaltsorte der Tiere zeigte. Tim arbeitete am Computer. Sie zeigte auf die Karte. »Die Raptoren halten sich im Südteil der Insel auf, in der vulkanischen Gegend mit den Geysiren. Vielleicht mögen sie die Wärme.«
»Gibt es da Stellen, wo sie sich verstecken könnten?« fragte Grant.
»Wie's aussieht, schon«, erwiderte sie. »Da sind riesige Dammanlagen aus Beton, die eine Überflutung des südlichen Tieflands verhindern sollen. Ausgedehnte unterirdische Kavernen. Wasser und Schatten.«
Grant nickte. »Genau da werden sie sein.«
»Ich glaube, es gibt da auch einen Zugang vom Strand her«, sagte Ellie. Sie drehte sich zu den Konsolen um. »Tim, zeig uns die Detaildarstellungen der Dammanlagen.« Tim hörte nicht zu. »Tim?«
Er saß gebückt vor seiner Tastatur. »Einen Augenblick«, sagte er; »Ich habe etwas entdeckt.«
»Was denn?«
»Einen nicht gekennzeichneten Lagerraum. Ich weiß nicht, was da drin ist.«
»Vielleicht Waffen«, sagte Grant.

Grant stand hinter der Generatorenhalle und sah zu, wie Muldoon die stählerne Falltür aufschloß und hochhob. Eine Treppe führte in die Erde hinunter. »Verdammter Arnold«, sagte Muldoon, während er die Stufen hinunterhumpelte. »Der muß doch die ganze Zeit von diesem Bunker gewußt haben.«
»Vielleicht auch nicht«, entgegnete Grant. »Er hat nicht versucht, hierherzukommen.«

»Na, dann hat Hammond davon gewußt. Irgend jemand muß davon gewußt haben.«
»Wo ist Hammond jetzt?«
»Noch im Hotel.«
Sie erreichten den Fuß der Treppe und entdeckten Reihen von Gasmasken, die in Plastikcontainern an der Wand hingen. Als sie mit ihren Taschenlampen tiefer in den Raum hineinleuchteten, sahen sie mehrere schwere, etwa einen halben Meter hohe Glaswürfel mit Stahldeckeln. In den Würfeln befanden sich kleine dunkle Kugeln. Wie riesige Pfeffermühlen, dachte Grant.
Muldoon schraubte den Deckel von einem der Würfel, griff hinein und holte eine Kugel heraus. Stirnrunzelnd hielt er sie ins Licht.
»Na, das gibt's doch nicht.«
»Was ist es?« fragte Grant.
»Moro 12«, entgegnete Muldoon. »Ein Nervengas, das über die Atemwege wirkt. Das sind Granaten. Unmengen von Granaten.«
»Dann mal los«, sagte Grant entschlossen.

»Er mag mich«, sagte Lex lächelnd. Sie standen in der Garage des Besucherzentrums neben dem Käfig mit dem kleinen Raptor, den Grant im Tunnel gefangen hatte. Sie streichelte das Tier durch die Gitterstäbe. Es rieb sich an ihrer Hand.
»Sei vorsichtig«, sagte Muldoon. »Die können gemein beißen.«
»Er mag mich«, erwiderte Lex. »Er heißt Clarence.«
»Clarence?«
»Ja.«
Muldoon hatte ein Lederhalsband in der Hand, an dem ein kleiner Metallkasten befestigt war. Grant trug einen Kopfhörer, aus dem ein hohes Piepsen drang. »Ist es ein Problem, dem Tier das Halsband umzulegen?«
Lex streichelte noch immer den Raptor durch die Gitterstäbe. »Ich wette, mich läßt er«, sagte sie.
»Ich würd's nicht versuchen, die sind unberechenbar.«
»Wetten, daß er mich läßt?« entgegnete sie.

Also gab Muldoon Lex das Halsband, und sie ließ den Raptor daran schnuppern. Dann streifte sie es ihm vorsichtig über den Kopf. Der Raptor wurde dunkler grün, als Lex es festschnallte und den Klettverschluß über der Schnalle festdrückte. Danach beruhigte sich das Tier und wurde wieder heller.
»Na sowas«, sagte Muldoon.
»Er ist ein Chamäleon«, sagte Lex.
»So ungefähr«, erwiderte Grant.
»Die übrigen Tiere konnten das nicht«, bemerkte Muldoon stirnrunzelnd. »Das in freier Wildbahn geborene ist anscheinend anders. Ach, übrigens«, sagte er, an Grant gewandt, »wenn wir nur Weibchen produziert haben, wie können sie sich da vermehren? Sie haben die Sache mit der Frosch-DNS nie erklärt.«
»Es geht nicht um Frosch-DNS«, antwortete Grant, »sondern um amphibische DNS. Das Phänomen ist nur zufällig bei Fröschen besonders gut dokumentiert. Vor allem bei westafrikanischen Fröschen, wenn ich mich recht erinnere.«
»Welches Phänomen?«
»Funktionaler Geschlechtswechsel«, sagte Grant. »Im Prinzip geht's darum, daß aus Weibchen Männchen werden.« Grant erklärte, daß man bei einer ganzen Reihe von Pflanzen und Tieren die Fähigkeit zur Geschlechtsveränderung festgestellt habe - bei Orchideen, einigen Fischen und Krabben und jetzt auch bei Fröschen. Frösche, die man beim Eierlegen beobachtet hatte, hatten sich im Verlauf einiger Monate in vollkommene Männchen verwandelt. Zunächst nahmen sie die Kampfhaltung von Männchen an, dann entwickelten sie den männlichen Paarungslaut, der Hormonhaushalt veränderte sich, männliche Keimdrüsen wuchsen, und schließlich paarten sie sich erfolgreich mit Weibchen.
»Im Ernst?« sagte Gennaro. »Und wie kommt's dazu?«
»Anscheinend wird der Wechsel in Populationen ausgelöst, in denen alle Tiere vom gleichen Geschlecht sind. In einer solchen Situation verwandeln sich einige der Amphibien spontan von Weibchen zu Männchen.«

»Und Sie glauben, daß das bei den Dinosauriern passiert ist?«
»Solange wir keine bessere Erklärung haben, ja«, sagte Grant. »Ich glaube jedenfalls, daß genau das passiert ist. Sollen wir jetzt das Nest suchen gehen?«

Sie stiegen in den Jeep, und Lex hob den Raptor aus dem Käfig. Das Tier wirkte in ihren Händen ruhig, fast zahm. Sie strich ihm ein letztes Mal über den Kopf und ließ es dann frei.
Das Tier blieb, wo es war.
»Lauf schon, husch!« rief Lex. »Lauf nach Hause!«
Der Raptor drehte sich um und lief in den Dschungel davon.

Grant hatte den Empfänger in der Hand und den Kopfhörer über den Ohren. Muldoon fuhr. Das Auto holperte in südlicher Richtung über die Hauptstraße. Gennaro fragte Grant: »Wie sieht es eigentlich aus, dieses Nest?«
»Das weiß kein Mensch«, antwortete Grant.
»Ich dachte, Sie haben welche ausgegraben.«
»Ich habe fossile Dinosauriernester ausgegraben«, sagte Grant. »Aber alle Fossilien sind entstellt vom Gewicht der Jahrtausende. Wir hatten ein paar Vermutungen, haben ein paar Hypothesen aufgestellt, aber niemand weiß wirklich, wie die Nester ausgesehen haben.«
Grant horchte auf die Pieptöne und bedeutete Muldoon, er solle sich mehr nach Westen halten. Es sah immer mehr so aus, als würde Ellie Recht behalten: Das Nest war bei den Vulkanfeldern im Süden.
Grant schüttelte den Kopf. »Man muß sich vor Augen führen, daß wir nicht bis in alle Einzelheiten über das Brutverhalten lebender Reptilien wie Krokodile oder Alligatoren Bescheid wissen. Es ist schwer, sie auf freier Wildbahn zu beobachten.« Aber es war bekannt, daß im Fall der amerikanischen Alligatoren nur das Weibchen das Nest bewachte und auf den Zeitpunkt des Schlüpfens wartete. Der männliche Alligator verbrachte im Frühjahr einige

Tage damit, neben dem Weibchen zu liegen und ihr Wasserbläschen auf die Wange zu blasen, um sie für den Geschlechtsakt bereit zu machen und sie schließlich so weit zu bringen, daß sie den Schwanz hob und ihm gestattete, seinen Penis einzuführen. Wenn dann das Weibchen zwei Monate später sein Nest baute, war das Männchen längst verschwunden. Das Weibchen verteidigte sein kegelförmiges, knapp einen Meter hohes Schlammnest heftig, und wenn die Jungen die Schale durchbrachen und zu quieken begannen, half sie ihnen oft beim Schlüpfen, schubste sie zum Wasser und trug sie zur Not sogar ein Stück im Maul.

»Also beschützen ausgewachsene Alligatoren ihre Jungen?«

»Ja«, erwiderte Grant. »Und es gibt auch eine Art Gruppenschutz. Junge Alligatoren stoßen, wenn sie in Not sind, einen markanten Schrei aus, auf den jedes ausgewachsene Tier - ob nun ein Elternteil oder nicht - reagiert und mit einem wütenden Angriff auf die Quelle der Bedrohung zu Hilfe eilt. Nicht nur mit Drohgebärden. Mit einem ernstgemeinten Angriff.«

»Oh.« Gennaro verstummte.

»Aber das ist ein in jeder Hinsicht typisches Reptilienverhalten«, fuhr Grant fort. »Das größte Problem der Alligatoren ist es zum Beispiel, die Eier kühl zu halten. Deshalb liegen die Nester im Schatten. Eine Temperatur über 37 Grad ist tödlich für die Eier, und deshalb bewacht die Mutter die Eier vorwiegend, um sie kühl zuhalten.«

»Und Dinosaurier sind keine Reptilien«, bemerkte Muldoon lakonisch.

»Genau. Das Brutverhalten von Dinosauriern ist möglicherweise dem von Vögeln viel ähnlicher.«

»Im Prinzip sagen Sie damit doch nur, daß Sie es nicht wissen«, sagte Gennaro gereizt. »Sie wissen nicht, wie die Nester aussehen, oder?«

»Nein«, antwortete Grant. »Ich weiß es nicht.«

»Na schön«, sagte Gennaro. »So viel zu den verdammten Experten.«

Grant beachtete ihn nicht weiter. Er konnte bereits den Schwefel riechen. Vor sich sah er die aufsteigenden Dampfschwaden der Vulkanfelder.

Der Boden ist heiß, dachte Gennaro im Gehen. Und er war wirklich heiß. Hier und dort blubberte Schlamm und spritzte vom Boden hoch. Und der nach Schwefel stinkende Dampf zischte in schulterhohen Fontänen aus der Erde. Gennaro fühlte sich, als würde er durch die Hölle laufen.
Er sah zu Grant hinüber, der den Kopfhörer wieder aufgesetzt hatte und dem Piepton folgte. Grant wirkte in seinen Cowboystiefeln, den Jeans und dem Hawaiihemd sehr gelassen, während Gennaro sich ganz und gar nicht so fühlte. Er hatte Angst in dieser stinkenden Hölle, wo überall Velociraptoren lauern konnten. Er verstand nicht, wie Grant so ruhig bleiben konnte.
Oder die Frau. Diese Sattler. Sie ging ebenso gelassen neben ihm und sah sich um.
»Macht Ihnen denn das nichts aus?« fragte er. »Ich meine, haben Sie keine Angst?«
»Wir müssen es tun«, antwortete Grant. Sonst sagte er nichts. Sie gingen zwischen den zischenden Geysiren hindurch vorwärts. Gennaro tastete nach den Gasgranaten, die an seinem Gürtel hingen. Er wandte sich an Ellie. »Warum hat er denn keine Angst?«
»Vielleicht hat er Angst«, antwortete sie. »Aber andererseits hat er sich sein Leben lang so etwas gewünscht.«
Gennaro nickte und fragte sich, was ihn wohl in den nächsten Minuten erwartete. Ob er auch da etwas fand, was er sich sein Leben lang gewünscht hatte. Nein, entschied er schließlich.

Grant kniff die Augen gegen das Sonnenlicht zusammen. In den Dampfschwaden hockte ein Tier und sah sie an. Dann hüpfte es weiter.
»War das unser Raptor?« fragte Ellie.

»Ich glaube schon. Oder ein anderer. Auf jeden Fall ein Halbwüchsiger.«
»Will er uns den Weg zeigen?«
»Vielleicht.« Ellie hatte ihm erzählt, wie die Raptoren am Zaun gespielt hatten, um ihre Aufmerksamkeit von denen abzulenken, die sich auf dem Dach zu schaffen machten. Wenn das stimmte, war es ein Verhalten, das mehr Intelligenz verlangte, als es die meisten Lebensformen auf der Erde besaßen. Die Fähigkeit, Pläne zu entwerfen und auszuführen, war nach der Schulmeinung auf drei Säugetiergattungen beschränkt: auf Schimpansen, Gorillas und den Menschen. Jetzt schien es aber möglich, daß auch ein Dinosaurier dazu in der Lage war.
Der Raptor sprang wieder ins Licht hoch und hüpfte dann quiekend weg. Er schien ihnen wirklich den Weg zu zeigen.
Gennaro runzelte die Stirn. »Wie intelligent sind die eigentlich?«
»Wenn Sie sie als Vögel betrachten«, antwortete Grant, »dann müssen Sie auf eine Überraschung gefaßt sein. Neueste Untersuchungen des grauen Papageis haben ergeben, daß diese Tiere ebensoviel symbolische Intelligenz besitzen wie ein Schimpanse. Und Schimpansen können eindeutig Sprache benutzen. Man hat zwar herausgefunden, daß die emotionale Entwicklung eines Papageis einem dreijährigen Kind entspricht, aber die Intelligenz dieser Tiere steht außer Frage. Es scheint erwiesen, daß Papageien über Symbole kommunizieren können.«
»Aber ich habe noch nie gehört, daß jemand von einem Papagei getötet wurde«, brummte Gennaro.

In der Entfernung hörten sie das Rauschen der Brandung am Ufer. Die vulkanischen Felder lagen hinter ihnen, vor ihnen erstreckte sich eine steinige Fläche mit großen Felsbrocken. Der kleine Raptor kletterte auf einen Felsen und verschwand dann plötzlich.
»Wo ist er hin?« fragte Ellie.
Grant konzentrierte sich auf den Kopfhörer. Das Piepsen verstummte. »Er ist weg.«

Sie liefen zu dem Felsen und entdeckten dahinter ein kleines Loch, etwa einen halben Meter im Durchmesser. Während sie noch hineinsahen, tauchte plötzlich der kleine Raptor wieder auf, seine Haut schimmerte in der Sonne. Dann huschte er davon.
»Ohne mich«, sagte Gennaro. »Mich bringen Sie nicht da runter.« Grant schwieg. Er und Ellie begannen, ihre Ausrüstung zusammenzubauen. Eine kleine Videokamera wurde an einen tragbaren Monitor angeschlossen. Die Kamera band er an ein Seil und ließ sie in das Loch hinab.
»So können Sie doch nichts sehen«, sagte Gennero.
»Warten Sie, bis die Kamera sich eingestellt hat«, erwiderte Grant. Im oberen Teil des Tunnels war genug Licht, um glatte Erdwände erkennen zu können, und plötzlich weitete sich der Tunnel. Über das Mikrofon hörten sie Quieken und dann ein tieferes Trompeten. Noch mehr Geräusche. Sie schienen von vielen Tieren zu kommen.
»Klingt wirklich, als wär da unten das Nest«, sagte Ellie.
»Aber Sie können doch nichts sehen«, sagte Gennaro. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn.
»Nein«, entgegnete Grant. »Aber hören.« Er lauschte noch eine Weile, zog dann die Kamera wieder hoch und stellte sie auf den Boden. »Also dann los.« Während Ellie eine Taschenlampe und eine Elektroschockstange holte, stülpte Grant sich die Gasmaske über das Gesicht, ging in die Hocke und streckte dann die Beine nach hinten, auf das Loch zu.
»Sie wollen doch nicht ernsthaft da runter«, sagte Gennaro.
Grant nickte. »Doch. Obwohl ich nicht gerade scharf drauf bin. Ich geh zuerst, dann Ellie und dann kommen Sie.«
»Einen Augenblick mal«, rief Gennaro erschrocken. »Warum werfen wir nicht erst die Nervengasgranaten ins Loch und klettern dann hinunter? Das ist doch sinnvoller, oder?«
»Ellie, hast du die Taschenlampe?«
Sie gab sie ihm.
»Was ist damit?« fragte Gennaro. »Was halten Sie davon?«

»Nichts lieber als das«, entgegnete Grant und streckte die Füße ins Loch. »Aber haben Sie schon einmal ein Lebewesen an Giftgas sterben sehen?«
»Nein...«
»Es verursacht Krämpfe. Schlimme Krämpfe.«
»Na ja, tut mir ja leid, wenn's unangenehm ist, aber-«
»Hören Sie«, sagte Grant. »Wir gehen nur da runter, weil wir herausfinden müssen, wie viele Tiere ausgeschlüpft sind. Wenn Sie die Tiere zuerst töten, und einige von ihnen in ihren Krämpfen auf die Nester fallen, können wir nicht mehr feststellen, was in den Nestern war. Deshalb können wir das nicht tun.«
»Aber -«
»Sie haben diese Tiere erschaffen, Mr. Gennaro.«
»Ich nicht.«
»Aber Ihr Geld. Ihr Engagement. Sie haben geholfen, sie zu erschaffen. Jetzt sind sie Ihre Geschöpfe. Und Sie können sie nicht einfach töten, nur weil Sie ein bißchen nervös sind.«
»Ich bin nicht nur ein bißchen nervös«, sagte Gennaro. »Ich mache mir vor Angst in die Hos-«
»Folgen Sie mir«, sagte Grant. Ellie gab ihm die Elektroschockstange. Er schob sich rückwärts in das Loch und grunzte. »Ganz schön eng.«
Grant atmete aus und streckte die Arme in die Luft; ein dumpfes Zischen war zu hören, und er war verschwunden.
Schwarz und leer klaffte das Loch.

»Was ist mit ihm passiert?« fragte Gennaro erschrocken.
Ellie bückte sich zu dem Loch und hielt ihr Ohr an die Öffnung. Sie schaltete das Funkgerät an und sagte leise: »Alan?«
Eine lange Stille. Und dann, sehr schwach: »Ich bin hier.«
»Ist alles in Ordnung, Alan?«
Wieder eine lange Stille. Als Grant schließlich antwortete, klang seine Stimme sehr eigenartig, fast ehrfürchtig.
»Alles in Ordnung«, sagte er.

Fast ein Paradigma

Ruhelos ging John Hammond in Malcolms Zimmer auf und ab. Ihm war unbehaglich zumute. Seit seinem letzten kräftezehrenden Ausbruch lag Malcolm im Koma, und jetzt sah es für Hammond so aus, als würde der Mathematiker wirklich sterben. Natürlich hatte man einen Hubschrauber gerufen, aber wer wußte schon, wann der eintreffen würde. Der Gedanke, daß Malcolm in der Zwischenzeit sterben konnte, erfüllte Hammond mit Besorgnis und Angst.

Paradoxerweise machte die Tatsache, daß Hammond eine so starke Abneigung gegen den Mathematiker hatte, alles nur noch schlimmer. Es war schlimmer, als wenn der Mann sein Freund gewesen wäre. Hammond hatte das Gefühl, daß Malcolms Tod, sollte es dazu kommen, ein letzter Tadel wäre, und das war mehr, als er ertragen konnte.

Auf jeden Fall war der Geruch im Zimmer abscheulich. Wirklich abscheulich. Es roch nach verfaultem menschlichem Fleisch.

»Alles... Parad...«, murmelte Malcolm und warf den Kopf auf den Kissen hin und her.

»Wacht er auf?« fragte Hammond.

Harding schüttelte den Kopf.

»Was hat er gesagt? Etwas über das Paradies?«

»Ich hab es nicht verstanden«, erwiderte Harding.

Hammond ging weiter auf und ab. Er riß das Fenster weit auf und versuchte, etwas frische Luft zu bekommen. Als er es schließlich nicht mehr aushielt, fragte er: »Ist es eigentlich gefährlich hinauszugehen?«

»Ich glaube nicht«, sagte Hammond. »Ich glaube, die Gegend hier ist sicher.«

»Also, wissen Sie, dann geh ich ein bißchen nach draußen.«

»In Ordnung«, sagte Harding und regulierte die Antibiotika-Infusion.

»Ich bin bald zurück.«
»In Ordnung.«
Als Hammond ins Tageslicht hinaustrat, fragte er sich, warum er sich eigentlich vor Harding gerechtfertigt hatte. Schließlich war der Mann sein Angestellter; Hammond hatte es nicht nötig, seine Handlungen zu erklären.
Er verließ den umzäunten Bereich und sah sich im Park um. Es war später Nachmittag, die Zeit, wenn der Nebel sich lichtete und manchmal die Sonne durchbrach. Sie schien auch jetzt, und Hammond nahm es als gutes Omen. Man konnte sagen, was man wollte, dieser Park hatte etwas Vielversprechendes. Und auch wenn dieser voreilige Trottel Gennaro beschloß, ihn niederzubrennen, änderte das nichts an dieser Tatsache.
Hammond wußte, daß in zwei getrennten Safes in der InGen-Zentrale in Palo Alto Dutzende gefrorener Dinosaurierembryos lagerten. Es wäre kein Problem, sie wieder heranzuzüchten, auf einer anderen Insel, in einem anderen Teil der Welt. Und wenn es hier Probleme gegeben hatte, würden sie die beim nächstenmal lösen. Das war der Lauf der Welt. So entstand Fortschritt. Indem man Probleme löste.
Während er darüber nachdachte, kam ihm die Einsicht, daß Wu nicht der richtige Mann für diese Aufgabe war. Wu war offensichtlich zu schlampig, zu nachlässig an diese große Aufgabe herangegangen. Und er war zu sehr mit dem Gedanken an Verbesserungen beschäftigt. Anstatt Dinosaurier zu schaffen, wollte er sie verbessern. Hammond hatte dunkel den Verdacht, daß das der Grund für den Untergang des Parks war.
Wu war der Grund.
Außerdem mußte er zugeben, daß John Arnold für den Posten des Cheftechnikers nicht geeignet war. Arnold hatte eindrucksvolle Referenzen, aber an diesem Punkt seiner Karriere war er bereits müde und ein ängstlicher Nörgler. Er war nicht mehr konzentriert, hatte immer wieder Dinge vergessen. Wichtige Dinge. In Wirklichkeit besaßen weder Wu noch Arnold die wichtigste

Eigenschaft, überlegte sich Hammond. Die Fähigkeit zur Vision. Diese großartige Leistung der Phantasie, sich einen wunderbaren Park vorzustellen und Kinder, die ihre Gesichter an die Zäune drückten und verzaubert die wunderbaren Wesen anstarrten, die aus ihren Bilderbüchern entsprungen und hier zum Leben erwacht waren. Eine wirkliche Vision. Die Fähigkeit, in die Zukunft zu sehen. Und die Fähigkeit, Mittel aufzutreiben, um diese Vision Wirklichkeit werden zu lassen.

Nein, weder Wu noch Arnold waren für die Aufgabe geeignet. Und was das anging, war auch Ed Regis eine schlechte Wahl gewesen; Harding höchstens durchschnittlich. Und Muldoon war ein Säufer...

Hammond schüttelte den Kopf. Beim nächstenmal würde er es besser machen.

Gedankenverloren spazierte er auf dem Weg, der vom Besucherzentrum nach Norden führte, auf seinen Bungalow zu. Er kam an einem Arbeiter vorbei, der ihn mit einem kurzen Nicken grüßte. Hammond erwiderte den Gruß nicht. In seinen Augen waren die costaricanischen Arbeiter alle gleich unverschämt. Um ehrlich zu sein, war auch die Entscheidung, den Park in Costa Rica zu errichten, unklug gewesen. Aber so offensichtliche Fehler würde er nicht wieder begehen -

Als er es hörte, klang das Brüllen des Dinosauriers erschreckend nah. Hammond wirbelte so schnell herum, daß er zu Boden stürzte, und als er den Kopf hob, sah er den Schatten des halbwüchsigen T-Rex im Laubwerk neben dem Steinplattenweg. Der Schatten kam auf ihn zu.

Was hatte der T-Rex hier zu suchen? Warum war er außerhalb seiner Einzäunung?

Hammond spürte Wut in sich aufsteigen, doch dann sah er den Arbeiter um sein Leben laufen, und er nutzte den Augenblick, um aufzustehen und blindlings in den Dschungel auf der anderen Seite des Wegs zu rennen. Unvermittelt war alles dunkel, er stolperte und fiel, sein Gesicht klatschte in nasses Laub und feuchte Erde.

Er rappelte sich hoch, lief weiter, fiel noch einmal und rannte schon wieder. Er rannte einen steilen Abhang hinunter und konnte das Gleichgewicht nicht halten. Hilflos taumelnd purzelte und rollte er über weiche Erde, bis er schließlich am Fuß des Abhangs zu liegen kam. Sein Gesicht tauchte in flaches, lauwarmes Wasser, das um ihn herum blubberte und ihm in die Nase lief.
Er lag mit dem Gesicht nach unten in einem kleinen Bach. Er war in Panik geraten! Was für ein Trottel war er doch! Er hätte einfach zu seinem Bungalow gehen sollen! Hammond verfluchte sich selbst. Beim Aufstehen spürte er plötzlich in seinem rechten Knöchel einen stechenden Schmerz, der ihm Tränen in die Augen trieb. Er betastete ihn vorsichtig: Vielleicht war er gebrochen. Er zwang sich, ihn mit seinem ganzen Gewicht zu belasten, und biß die Zähne zusammen. Ja. Der Knöchel war mit ziemlicher Sicherheit gebrochen.

Im Kontrollraum sagte Lex zu Tim: »Wenn sie uns bloß zu dem Nest mitgenommen hätten.«
»Das ist zu gefährlich für uns, Lex«, erwiderte Tim. »Wir müssen hier bleiben. Hier, hör dir mal das an.« Er drückte auf einen Knopf, und ein Tyrannosaurierbrüllen dröhnte aus den Lautsprechern über den Park.
»Toll«, sagte Lex. »Das ist noch besser als das andere.«
»Du kannst das auch«, sagte Tim. »Und wenn du da draufdrückst, kriegst du auch noch Hall dazu.«
»Laß es mich mal probieren«, sagte Lex. Sie drückte auf den Knopf. Der Tyrannosaurier brüllte noch einmal. »Können wir es auch länger dauern lassen?« fragte sie.
»Klar«, antwortete Tim. »Wir brauchen bloß da dran zu drehen…«

Hammond lag am Fuß des Abhangs und hörte das Tyrannosaurierbrüllen durch den Dschungel dröhnen.
Mein Gott.
Er zitterte bei diesem Geräusch. Es war entsetzlich, ein Schrei aus

einer anderen Welt. Er wartete ab, was passieren würde. Was würde der Tyrannosaurus tun? Hatte er den Arbeiter schon gefressen? Hammond lag da und hörte nur das Zirpen der Zikaden im Dschungel, bis er merkte, daß er den Atem anhielt, und ihn mit einem langen Seufzen ausstieß.
Mit seinem verletzten Knöchel konnte er den Abhang nicht wieder hinaufsteigen. Er mußte hier am Fuß des Hügels abwarten. Sobald der Tyrannosaurier wieder verschwunden war, wollte er nach Hilfe schreien. In der Zwischenzeit war er hier nicht in Gefahr.
Plötzlich hörte er eine durch den Lautsprecher verstärkte Stimme sagen: »Komm, Timmy, laß es mich auch probieren. Komm schon. Ich will auch das Geräusch machen.«
Die Kinder!
Der Tyrannosaurier brüllte wieder, aber diesmal hatte das Geräusch einen deutlich musikalischen Beigeschmack und eine Art Echo, das lange nachhallte.
Diese verdammten Kinder.
Er hätte sie nie mitbringen dürfen. Von Anfang an hatten sie nur Schwierigkeiten gemacht. Niemand hatte sie hier haben wollen. Hammond hatte sie nur mitgebracht, weil er glaubte, es würde Gennaro davon abhalten, den Park zu zerstören, aber der wollte es trotzdem tun. Offensichtlich waren die Kinder jetzt im Kontrollraum und machten dort Unsinn - wer hatte das nur zugelassen?
Er spürte, wie sein Herz zu rasen begann, und eine unangenehme Kurzatmigkeit quälte ihn. Dann zwang er sich, ruhig zu werden. Alles in Ordnung. Obwohl er den Abhang nicht hinaufklettern konnte, war er höchstwahrscheinlich kaum mehr als 100 Meter von seinem Bungalow oder vom Besucherzentrum entfernt. Hammond saß auf der feuchten Erde und lauschte den Geräuschen des Dschungels. Und nach einer Weile begann er, um Hilfe zu rufen.

Malcolms Stimme war nur noch ein Flüstern. »Alles... sieht anders aus... auf der anderen Seite.«

Harding beugte sich über ihn. »Auf der anderen Seite?« Er glaubte, Malcolm würde über das Sterben sprechen.
»Wenn... Wechsel«, sagte Malcolm.
»Wechsel?«
Malcolm antwortete nicht sofort. Seine trockenen Lippen bewegten sich. »Paradigma«, brachte er schließlich heraus.
»Paradigmenwechsel?« fragte Harding. Er wußte, was ein Paradigmenwechsel war. In den vergangenen zwei Jahrzehnten war das der Modebegriff für den wissenschaftlichen Wandel gewesen. Ein Paradigma war nur ein anderes Wort für ein Modell, aber im wissenschaftlichen Sprachgebrauch bedeutete es noch mehr, eine Weltsicht. Eine umfassende Weltsicht. Zu Paradigmenwechseln kam es, wenn die Wissenschaft eine bedeutende Veränderung ihrer Weltsicht durchmachte. Solche Veränderungen kamen relativ selten vor, vielleicht einmal in einem Jahrhundert. Darwins Evolutionstheorie hatte einen solchen Paradigmenwechsel erzwungen. Und die Quantenmechanik einen etwas kleineren.
»Nein«, sagte Malcolm. »Nicht... Paradigma... hinter...«
»Hinter dem Paradigma?« wiederholte Harding.
»Mir...egal... was...«
Harding seufzte. Trotz all seiner Bemühungen glitt Malcolm immer tiefer in ein terminales Delirium. Das Fieber stieg immer weiter, und Harding hatte schon beinahe keine Antibiotika mehr.
»Was ist Ihnen egal?«
»Alles«, flüsterte Malcolm. »Weil... alles anders ist... auf der anderen Seite.«
Und er lächelte.

Abstieg

»Sie sind verrückt«, sagte Gennaro zu Ellie Sattler, während er zusah, wie sie sich rückwärts in das Loch zwängte und dann die Hände ausstreckte. »Sie sind verrückt, sowas zu tun.«
Sie lächelte. »Wahrscheinlich«, sagte sie. Sie machte die Arme noch länger, ruckte ein wenig mit den Beinen im Loch und war verschwunden.
Das Loch klaffte schwarz.
Gennaro fing an zu schwitzen. Er drehte sich zu Muldoon um, der neben dem Jeep stand. »Ich mach das nicht«, sagte er.
»Doch.«
»Ich kann es nicht. Ich kann es einfach nicht.«
»Die warten auf Sie«, sagte Muldoon. »Sie müssen.«
»Wer weiß, was dort unten ist«, entgegnete Gennaro. »Ich sag Ihnen, ich kann es nicht.«
»Sie müssen.«
Gennaro drehte sich um, sah das Loch an und dann wieder Muldoon. »Ich kann nicht. Und Sie können mich nicht zwingen.«
»Vermutlich nicht.« Muldoon hielt die Stahlstange in die Höhe. »Schon mal 'ne Elektroschockstange gespürt?«
»Nein.«
»Tut nicht viel«, sagte Muldoon. »Tötet fast nie. Legt einen nur flach. Kann passieren, daß man in die Hosen macht. Hinterläßt aber für gewöhnlich keine bleibenden Schäden. Zumindest nicht bei Dinos. Aber Menschen sind ja um einiges kleiner.«
Gennaro sah die Stange an. »Sie würden es nicht wagen.«
»Ich glaube, Sie gehen besser da runter und zählen diese Tiere«, erwiderte Muldoon. »Und zwar schnell.«
Gennaro starrte wieder das Loch an, eine schwarze Öffnung, ein Maul in der Erde. Dann drehte er sich noch einmal zu Muldoon um, der groß und mit ausdrucksloser Miene dastand.
Gennaro schwitzte, ihm war schwindlig. Er ging auf das Loch zu.

Aus einem gewissen Abstand sah es nur klein aus, aber je näher er kam, desto größer wurde es.
»So ist's gut«, sagte Muldoon.
Gennaro kroch rückwärts in das Loch, aber plötzlich bekam er Angst davor, mit den Füßen voran ins Unbekannte zu fallen; er drehte sich um und kroch mit dem Kopf zuerst hinein. So sah er wenigstens, wohin er fiel. Er zog sich die Gasmaske über das Gesicht, streckte die Arme und schlug mit den Füßen aus. Und plötzlich stürzte er in die Tiefe, immer tiefer in die Schwärze hinein, und sah die Erdwände in der Dunkelheit vor sich verschwinden; dann wurde das Loch immer enger - viel enger, entsetzlich eng -, ein Druck lastete auf seiner Brust, der ihm fast die Besinnung raubte, der die Luft aus seinen Lungen preßte und immer und immer schlimmer wurde, und er merkte kaum, daß der Tunnel sich leicht nach oben neigte, die Lage seines Körpers veränderte, er keuchte nur und sah Sterne vor den Augen, und der Schmerz war unerträglich.
Dann senkte der Tunnel sich wieder nach unten, wurde weiter, und Gennaro spürte rauhe Oberflächen, Beton und kalte Luft. Sein Körper war plötzlich wieder frei, er rutschte, rumpelte über Beton. Und fiel.
Stimmen in der Dunkelheit. Finger berührten ihn; sie kamen aus der Richtung, aus der auch das Flüstern kam. Die Luft war kalt, wie in einer Höhle.
»...okay?«
»Sieht so aus, ja.«
»Er atmet...«
»Gut.«
Eine weibliche Hand strich ihm über das Gesicht. Es war Ellie.
»Können Sie mich hören?« flüsterte sie.
»Warum flüstern Sie denn alle?« fragte er.
»Deshalb.« Sie zeigte hinter ihn.
Gennaro drehte sich um und stand langsam auf. Allmählich gewöhnten sich seine Augen an die Dunkelheit. Und das erste, was er

sah, funkelnd in der Dunkelheit, waren Augen. Funkelnde, grüne Augen.
Dutzende von Augen. Überall um ihn herum.

Er lag auf einem Betonsims, einer Art Damm, gute zwei Meter über dem Boden. Große stählerne Verteilerkästen boten einen provisorischen Schutz vor den beiden ausgewachsenen Velociraptoren, die kaum eineinhalb Meter von ihnen entfernt standen. Die Tiere waren dunkelgrün mit bräunlichen Tigerstreifen. Sie standen aufrecht und stützten sich mit steifen, ausgestreckten Schwänzen ab. Sie gaben keinen Laut von sich und sahen sich mit großen, dunklen Augen wachsam um. Zu den Füßen der Großen hopsten quiekende Babys herum, weiter hinten in der Dunkelheit tollten Halbwüchsige, die im Spiel knurrten und fauchten.
Gennaro wagte nicht zu atmen.
Zwei Raptoren!
Der Sims, auf dem er kauerte, befand sich nur einen knappen halben Meter über ihren Köpfen. Die Raptoren waren unruhig, ihre Köpfe wippten nervös auf und ab. Von Zeit zu Zeit schnaubten sie ungeduldig. Dann drehten sie sich um und gingen zur Hauptgruppe.
Inzwischen sah Gennaro, daß sie sich in einer riesigen unterirdischen Kaverne befanden, aber keiner natürlichen: Man sah die Stoßkanten von Gußbeton und die Enden vorstehender Stahlträger. Und in diesem riesigen, hallenden Raum hielten sich viele Tiere auf. Gennaro schätzte etwa 30 Raptoren. Vielleicht sogar noch mehr.
»Es ist eine Kolonie«, flüsterte Grant. »Vier oder sechs ausgewachsene Tiere. Der Rest Halbwüchsige und Babys. Mindestens zwei Gelege. Eins vom letzten Jahr und eins von diesem. Die Babys sind ungefähr vier Monate alt. Wahrscheinlich im April geschlüpft.«
Eins der Babys krabbelte neugierig auf den Sims und kam quiekend auf sie zu. Es war nur noch drei Meter entfernt.
»Mein Gott«, sagte Gennaro. Doch sofort kam eines der großen

Tiere, hob den Kopf und stieß es sanft an, damit es zurückkehrte. Das Baby quiekte protestierend und sprang dann dem Großen auf die Schnauze. Der bewegte sich langsam vorwärts und ließ das Baby über den Kopf, am Hals entlang und auf den Rücken klettern. Von dieser geschützten Position aus quiekte das Baby die Eindringlinge geräuschvoll an.
Die ausgewachsenen Tiere schienen die Eindringlinge überhaupt nicht zu bemerken.
»Ich versteh das nicht«, flüsterte Gennaro. »Warum greifen sie uns nicht an?«
Grant schüttelte den Kopf. »Wahrscheinlich sehen sie uns nicht. Außerdem haben sie im Augenblick keine Eier... Da sind sie entspannter.«
»Entspannter?« wiederholte Gennaro. »Wie lange müssen wir eigentlich hierbleiben?«
»Bis wir sie gezählt haben«, erwiderte Grant.

Soweit Grant das feststellen konnte, gab es drei Nester, die von drei verschiedenen Elterngruppen bewacht wurden. Der Umkreis der einzelnen Nester schien ein von den anderen abgetrenntes Territorium der entsprechenden Gruppe zu sein, doch der Nachwuchs nahm es mit der Abgrenzung offensichtlich nicht so genau, denn die Jungen liefen zwischen den Territorien hin und her. Die Erwachsenen waren nachsichtig mit den Babys, aber strenger mit den Halbwüchsigen. Sie schnappten gelegentlich nach ihnen, wenn ihr Spiel zu ungestüm wurde.
In diesem Augenblick kam ein junger Raptor zu Ellie und rieb seinen Kopf an ihrem Bein. Sie sah nach unten und bemerkte das Lederhalsband mit dem schwarzen Kästchen. Das Halsband war an einer Stelle feucht; es hatte die Haut am Hals des jungen Tiers durchgescheuert.
Das Junge wimmerte.
Die erwachsenen Tiere in der Kaverne unter ihnen reckten neugierig die Hälse, als sie das Geräusch hörten.

»Glaubst du, daß ich es abnehmen kann?« fragte sie.
»Ja, aber mach schnell.«
»Oo-kay«, sagte sie und kauerte sich neben das Tier. Es wimmerte wieder.
Die ausgewachsenen Tiere schnaubten und wippten mit den Köpfen.
Ellie streichelte das kleine Tier, sie versuchte es zu trösten, damit es nicht mehr wimmerte. Sie ließ die Hand zu dem Lederband gleiten und löste die Klettlasche mit einem reißenden Geräusch. Die Großen warfen die Köpfe herum.
Einer kam auf sie zu.
»O Scheiße«, murmelte Gennaro.
»Bewegen Sie sich nicht«, sagte Grant. »Und bleiben Sie ruhig.«
Der Saurier ging an ihnen vorbei, seine langen, gebogenen Zehenkrallen klapperten über den Beton. Er blieb vor Ellie stehen, die hinter einem Stahlkasten direkt neben dem Jungen kauerte. Das Junge war zu sehen, und Ellie hatte die Hand noch am Halsband. Der ausgewachsene Saurier hob den Kopf und schnupperte in die Luft. Sein großer Kopf war sehr nahe an ihrer Hand, wegen des Verteilerkastens konnte er sie aber nicht sehen. Tastend schnellte die Zunge vor.
Grant nahm eine Gasgranate vom Gürtel und hielt den Daumen an den Zündstift. Gennaro legte ihm die Hand auf den Arm, schüttelte den Kopf und nickte zu Ellie hinüber.
Sie hatte ihre Gasmaske nicht auf.
Grant legte die Granate ab und griff nach der Elektroschockstange. Das große Tier war noch immer sehr nah bei Ellie, wich aber dann unvermittelt ein Stück zurück.
Ellie löste das Lederband. Die Metallschnalle klirrte auf dem Beton. Der Saurier ruckte kaum merklich mit dem Kopf und neigte ihn dann zur Seite. Neugierig und suchend näherte er sich wieder Ellie, doch plötzlich quiekte das Junge fröhlich auf und hüpfte davon. Das ausgewachsene Tier blieb zunächst bei Ellie, drehte sich aber schließlich um und ging zu seinem Nest zurück.

Gennaro atmete erleichtert auf. »O Gott. Können wir jetzt verschwinden?«
»Nein«, erwiderte Grant. »Aber ich glaube, wir können uns jetzt an die Arbeit machen.«
Grant hatte die Nachtsichtbrille aufgesetzt und spähte hinunter zum ersten Nest. Im fluoreszierend grünen Schein der Brille sah er, daß das Nest aus Schlamm und Stroh bestand und die Form eines flachen Korbs hatte. Er zählte 14 Eier. Natürlich konnte er aus dieser Entfernung nicht die eigentlichen Schalen zählen, die ja außerdem längst zerbrochen und über den Boden verstreut waren, aber er konnte die Eindrücke im Schlamm zählen. Offensichtlich hatten die Raptoren die Nester erst kurz vor dem Eierlegen gebaut; die Eier hinterließen deshalb einen dauerhaften Eindruck im Schlamm. Er entdeckte auch Hinweise darauf, daß mindestens ein Ei zerbrochen war; Ameisen krabbelten über eine Masse, die aussah wie vertrockneter Dotter. Er ging deshalb von 13 Tieren aus.
Das zweite Nest war in der Mitte durchgebrochen. Aber Grant schätzte, daß es neun Eier enthalten haben mußte. Im dritten waren es 15 gewesen, doch offensichtlich waren drei schon früh zerbrochen.
»Wie viele sind es insgesamt?« fragte Gennaro.
»34 sind geschlüpft.«
»Und wie viele sehen Sie?«
Grant schüttelte den Kopf. Die Tiere liefen in der riesigen Kaverne hin und her, tauchten an einer Stelle ins Licht und verschwanden an einer anderen wieder im Schatten.
»Ich habe sie beobachtet«, sagte Ellie und richtete die Taschenlampe auf ihren Notizblock. »Eigentlich müßte man sie ja fotografieren, um ganz sicherzugehen, aber ich habe gesehen, daß die Schnauzen der Babys alle unterschiedlich sind. Ich komme auf 33.«
»Und wie viele Halbwüchsige?«
»22. Aber Alan - hast du nichts Komisches an ihnen bemerkt?«

»Was denn?« flüsterte Grant.
»Wie sie sich im Raum verteilen. Sie stellen sich in einer bestimmten Ordnung oder nach einem bestimmten Muster auf.«
Grant runzelte die Stirn. »Es ist ziemlich dunkel...«
»Nein, schau. Schau es dir selber an. Sieh den Kleinen zu, wenn sie nicht spielen. Wenn sie spielen, laufen und stolpern sie in alle Richtungen durcheinander. Aber dazwischen, wenn sie nur herumstehen, orientieren sie sich in eine ganz bestimmte Richtung. Siehst du es denn nicht? Sie stehen mit der Schnauze entweder zu der einen oder zu der gegenüberliegenden Wand. So, als würden sie sich in einer bestimmten Ordnung aufstellen.«
»Ich weiß nicht, Ellie. Glaubst du, es gibt eine Metastruktur innerhalb der Kolonie? Wie bei den Bienen?«
»Nein, eigentlich nicht«, sagte sie. »Es ist subtiler. Nur eine Tendenz.«
»Und nur die Babys tun es?«
»Nein, alle. Auch die Großen. Sieh ihnen zu. Ich sag's dir, die stellen sich auf.«
Grant runzelte die Stirn. Es sah aus, als hätte sie recht. Die Tiere zeigten die meiste Zeit ein sehr unterschiedliches Verhalten, aber in Pausen, in Augenblicken, da sie nur beobachteten oder sich ausruhten, schienen sie sich in eine bestimmte Richtung zu orientieren, beinahe so, als gäbe es auf dem Boden unsichtbare Linien.
»Das verstehe ich nicht«, sagte Grant. »Vielleicht gibt es einen Luftzug...«
»Ich spüre keinen, Alan.«
»Was machen die denn? Wird da ein soziales Gefüge als räumliche Struktur dargestellt?«
»Das ergibt keinen Sinn«, erwiderte Ellie. »Weil alle das gleiche tun.«
Gennaro klappte seine Armbanduhr hoch. »Ich wußte doch, daß ich das Ding noch einmal würde brauchen können.« Unter der Uhr kam ein Kompaß zum Vorschein.
»Haben Sie im Gerichtssaal viel Verwendung für so was?«

»Nein.« Gennaro schüttelte den Kopf. »Meine Frau hat mir das geschenkt«, erklärte er, »zum Geburtstag.« Er sah auf den Kompaß. »Also«, sagte er, »nach einer bestimmten Himmelsrichtung scheinen sie sich nicht auszurichten... es ist irgendwie Nordost-Südwest, so ungefähr.«
»Vielleicht horchen sie auf etwas«, sagte Ellie, »und stellen sich dabei so, daß sie am besten hören können...«
Grant runzelte die Stirn.
»Vielleicht ist es auch nur ein rituelles Verhalten. Artenspezifisches Verhalten, das zur Identifikation untereinander dient. Vielleicht hat es überhaupt keinen tieferen Sinn.« Ellie seufzte. »Vielleicht sind sie einfach komisch. Vielleicht sind Dinosaurier komisch. Oder es ist vielleicht eine Art Kommunikation.«
Grant dachte das gleiche. Bienen konnten räumlich kommunizieren mittels einer Art Tanz. Vielleicht konnten das auch die Dinosaurier.
Gennaro beobachtete die Tiere und fragte dann: »Warum gehen sie eigentlich nicht nach draußen?«
»Es sind Nachttiere.«
»Schon, aber es sieht ja fast so aus, als würden sie sich verstecken.«
Grant zuckte die Achseln. Im nächsten Augenblick begannen die Babys zu quieken und aufgeregt auf und ab zu hüpfen. Die ausgewachsenen Tiere sahen ihnen einige Sekunden lang zu. Und dann liefen alle Dinosaurier so laut lärmend und schreiend, daß es in der riesigen Kaverne widerhallte, an ihnen vorbei in die Dunkelheit des Betontunnels.

Hammond

John Hammond setzte sich schwerfällig auf die feuchte Erde der Hügelflanke und versuchte, wieder zu Atem zu kommen. Mein Gott, ist das heiß, dachte er. Heiß und feucht. Er fühlte sich, als würde er durch einen Schwamm atmen.
Er sah hinunter zu dem Bach, der inzwischen beinahe 15 Meter unter ihm lag. Es schienen Stunden vergangen zu sein, seit er das plätschernde Wasser verlassen und den Aufstieg auf den Hügel begonnen hatte. Sein Knöchel war inzwischen geschwollen und violett angelaufen. Er konnte ihn nicht mehr belasten und war gezwungen, auf dem gesunden Bein, das bereits vor Anstrengung schmerzte, den Hügel hinaufzuhüpfen.
Außerdem war er durstig. Bevor er den Bach hinter sich ließ, hatte er daraus getrunken, obwohl er wußte, daß es unvernünftig war. Jetzt war ihm schwindlig, manchmal drehte sich alles. Er hatte Gleichgewichtsstörungen. Aber er wußte, daß er den Hügel hinaufklettern und zu dem Pfad zurückkehren mußte. Er glaubte, in der vergangenen Stunde mehrmals Schritte auf dem Pfad gehört zu haben, und hatte jedesmal um Hilfe gerufen. Aber seine Stimme trug offensichtlich nicht weit genug; man hatte ihn nicht gerettet. Und während der Nachmittag fortschritt, wurde ihm allmählich klar, daß er den Hügel hinaufklettern mußte, ob nun der Knöchel gebrochen war oder nicht. Genau das tat er jetzt.
Diese verdammten Kinder.
Hammond schüttelte heftig den Kopf, um den Schwindel zu vertreiben. Seit über einer Stunde kletterte er jetzt schon und hatte erst das erste Drittel hinter sich. Er war müde und keuchte wie ein alter Hund. Sein Bein schmerzte. Er war benommen. Natürlich wußte er sehr gut, daß er nicht in Gefahr war - er war fast in Sichtweite seines Bungalows, Gott sei Dank-, aber er mußte zugeben, daß er müde war. Während er so auf der Erde saß, merkte er, daß er eigentlich nicht mehr weiter wollte.

Und warum soll ich nicht müde sein, dachte er. Er war 75 Jahre alt, kein Alter, in dem man noch auf Hügeln herumkletterte. Obwohl er für einen Mann seines Alters in erstklassiger Verfassung war. Er persönlich erwartete, 100 Jahre alt zu werden. Es war alles eine Frage der richtigen Lebensführung, daß man die Dinge eins nach dem anderen anging. Grund zu leben hatte er jedenfalls genug. Um andere Parks zu bauen. Andere Wunder zu schaffen -
Er hörte ein Quieken, und dann ein zwitscherndes Geräusch.
Irgendwelche kleinen Vögel, die im Unterholz herumhüpften. Den ganzen Nachmittag hatte er schon kleine Tiere gehört. Es gab alle möglichen hier draußen: Ratten, Opossums, Schlangen.
Das Quieken wurde lauter, kleine Erdstückchen rollten an ihm vorbei den Abhang hinunter. Etwas kam näher. Er sah ein dunkelgrünes Tier den Hügel herunter auf ihn zuhüpfen - dann ein zweites - und ein drittes.
Compys, dachte er und es lief ihm kalt über den Rücken.
Aasfresser.
Die Compys sahen nicht gefährlich aus. Sie waren etwa so groß wie Hühner und bewegten sich mit den kleinen, ruckartigen Bewegungen von Hühnern. Aber er wußte, daß sie giftig waren. Mit ihren Bissen übertrugen sie ein langsam wirkendes Gift, das verletzte Tiere kampfunfähig machte.
Verletzte Tiere, dachte er stirnrunzelnd.
Der erste der Compys hockte sich auf die Hügelflanke und starrte ihn an. Es blieb gut eineinhalb Meter von ihm entfernt, außerhalb seiner Reichweite, und beobachtete ihn nur. Andere kamen dazu und stellten sich in einer Reihe auf. Beobachtend. Sie hüpften auf und ab und quiekten und wedelten mit ihren klauenbewehrten Händen.
»Husch! Verschwindet!« rief er und warf einen Stein.
Die Compys wichen zurück, aber höchstens einen halben Meter. Sie hatten keine Angst. Sie schienen zu wissen, daß er ihnen nichts tun konnte.
Wütend riß Hammond einen Ast von einem Baum ab und schlug

damit nach ihnen. Die Compys wichen aus, nagten an den Blättern und quiekten fröhlich. Sie schienen es als Spiel zu betrachten. Wieder dachte Hammond an ihr Gift. Er erinnerte sich, daß einer der Tierpfleger von einem Compy in einem Käfig gebissen worden war. Der Pfleger hatte gesagt, das Gift wirke wie eine Droge: Man werde friedlich und schläfrig. Kein Schmerz.

Du wolltest doch eben noch schlafen, sagte eine innere Stimme. Zum Teufel damit, dachte er. Hammond hob einen Stein auf, zielte sorgfältig und traf einen der Compys an der Brust. Das kleine Tier kreischte verängstigt auf, während es rückwärts zu Boden geworfen wurde. Die anderen wichen sofort zurück.

Besser so.

Hammond kümmerte sich nicht weiter um die Compys, sondern fing wieder an, den Hügel hinaufzuklettern. Er hielt sich mit beiden Händen an Ästen fest und hoppelte auf seinem linken Bein vorwärts. Den Schmerz spürte er bis in den Oberschenkel. Er war noch nicht weiter als zehn Meter gekommen, als ihm einer der Compys auf den Rücken sprang. Mit wild wedelnden Armen schüttelte er das Tier ab, verlor aber dabei das Gleichgewicht und rutschte wieder ein Stück den Abhang hinunter. Als er dann etwas weiter unten liegenblieb, sprang ihn ein zweiter Compy an und biß ihn in die Hand. Entsetzt sah Hammond, wie ihm das Blut über die Finger lief.

Ein dritter Compy sprang ihm auf die Schulter, und er spürte einen kurzen Schmerz, als das Tier ihm in den Nacken biß. Er schrie auf und stieß ihn weg. Dann drehte er sich schwer atmend auf den Rücken und sah die Tiere in einem Kreis um sich herum stehen. Sie hüpften auf und ab, und legten die Köpfe schief und sahen ihn an. Von der Bißwunde im Hals spürte er etwas Warmes zwischen den Schulterblättern hindurch und das Rückgrat hinunterfließen. Allmählich wurde er eigentümlich gelassen und wie von sich selbst losgelöst. Und er erkannte, daß alles in Ordnung war. Keiner hatte Fehler gemacht. Nur Malcolms Analyse war nicht korrekt gewesen. Hammond lag sehr still da, so still wie ein Kind in seinem

Bettchen, und er fühlte sich wunderbar friedlich. Als ein Compy ihn in den Knöchel biß, versuchte er nur halbherzig, ihn zu verscheuchen. Die kleinen Tiere kamen immer näher. Bald umquiekten und umzwitscherten sie ihn wie aufgeregte Vögel. Er hob den Kopf, als ihm ein Compy auf die Brust hüpfte. Das Tier war eigenartig fein und zart. Hammond spürte nur einen leichten Schmerz, einen sehr leichten, als der Compy den Kopf senkte und seinen Hals anknabberte.

Der Strand

Bei der Verfolgung der Dinosaurier durch die Windungen des Betontunnels öffnete sich plötzlich eine geräumige Öffnung, und Grant sah vor sich den Strand und den Pazifik. Die jungen Velociraptoren tummelten sich im Sand. Aber bald wichen die Tiere eins nach dem anderen in den Schatten der Palmen am Rand des Mangrovensumpfs zurück, und stellten sich dort in ihrer eigentümlichen Art auf. Sie starrten gebannt nach Süden.
»Ich versteh das nicht«, sagte Gennaro.
»Ich auch nicht«, sagte Grant. »Außer daß sie offensichtlich die Sonne nicht mögen.« Es war gar nicht sehr sonnig auf dem Strand; ein leichter Nebel lag in der Luft, das Meer war dunstig. Aber warum hatten sie plötzlich das Nest verlassen? Was hatte die ganze Kolonie an den Strand getrieben?
Gennaro klappte wieder seine Uhr hoch und kontrollierte die Richtung, in der die Tiere standen. »Nordost-Südwest. Genau wie zuvor.«
Hinter sich, tiefer im Dschungel, hörten sie das Summen des Elektrozauns. »Wenigstens wissen wir jetzt, wie sie aus der Umzäunung herauskommen«, sagte Ellie.
Dann hörten sie das Stampfen von Schiffsdieseln und sahen im

Süden ein Schiff aus dem Nebel auftauchen. Ein großer Frachter, der sich langsam nach Norden bewegte.
»Sind sie deshalb hierher gekommen?« fragte Gennaro.
Grant nickte. »Offensichtlich haben sie es kommen gehört.«
Still bis auf ein gelegentliches Quieken und Piepsen beobachteten die Tiere den vorbeiziehenden Frachter. Grant war verblüfft von der Koordiniertheit ihres Verhaltens, von der Art, wie sie sich als Gruppe bewegten. Aber vielleicht war das Phänomen gar nicht so geheimnisvoll. Grant rief sich die Ereignisse, die in der Höhle begonnen hatten, noch einmal ins Bewußtsein.
Zuerst waren die Babys aufgeregt gewesen. Dann waren die ausgewachsenen Tiere darauf aufmerksam geworden. Das schien darauf hinzudeuten, daß die Jungtiere mit ihrem besseren Gehör das Schiff zuerst bemerkt hatten. Dann hatten die Großen die Gruppe zum Strand gebracht. Und jetzt sah man deutlich, daß sie auch die Führung übernommen hatten. Hier auf dem Strand war eine klare räumliche Organisation zu erkennen, die Tiere ließen sich nicht mehr einfach an beliebigen Stellen nieder, wie sie es in der Höhle getan hatten. Es war eine fast regelmäßige Aufstellung. Die großen Tiere standen etwa zehn Meter voneinander entfernt, jeder umgeben von einer Gruppe Babys. Die Halbwüchsigen standen zwischen und knapp vor den ausgewachsenen Sauriern.
Aber Grant sah, daß auch letztere nicht alle gleichberechtigt waren. Ein Weibchen mit einem markanten Streifen am Kopf stand genau in der Mitte der Gruppe. Dieses Weibchen hatte sich auch schon in der Höhle immer in der Mitte des Lagers aufgehalten. Er nahm an, daß bei den Raptoren, ähnlich wie bei gewissen Affen, eine matriarchalische Hackordnung herrschte, und daß dieses Weibchen das ranghöchste Tier der Kolonie war. Die Männchen standen schützend am Rand der Gruppe.
Aber im Gegensatz zu den Affen, die nur locker und flexibel organisiert waren, herrschte unter den Dinosauriern eine strikte Ordnung - fast eine militärische Formation, wie es aussah. Dazu kam die eigenartige nordöstlich-südwestliche Ausrichtung. Das

konnte sich Grant zwar nicht erklären, es überraschte ihn aber eigentlich gar nicht. Paläontologen gruben schon so lange immer nur Knochen aus, daß ihnen gar nicht mehr bewußt war, wie wenig man von einem Skelett eigentlich ablesen konnte. Knochen sagten einem vielleicht etwas über das ungefähre Aussehen des Tiers, über dessen Größe und Gewicht. Sie sagten einem vielleicht etwas darüber, wie die Muskeln an diesem Knochengerüst befestigt waren, und damit konnte man sich ein ungefähres, sehr pauschales Bild vom Verhalten des Tiers machen. Doch ein Skelett nützte wenig, wenn man präzise, detaillierte Angaben über das Verhalten eines Organismus machen wollte.

Da den Paläontologen nichts anderes als Knochen zur Verfügung standen, beschäftigten sie sich auch nur mit Knochen. Wie andere Paläontologen auch, war Grant ein Experte bei der Arbeit mit Knochen geworden. Und irgendwann im Lauf dieser Arbeit hatte er einfach vergessen, wie viele unbeweisbare Möglichkeiten es gab - daß die Dinosaurier vielleicht ganz besondere Tiere waren, daß sie möglicherweise Verhaltensweisen und soziale Organisationsformen besessen hatten, die mit denen ihrer späteren, säugenden Nachfahren absolut nichts zu tun hatten. Daß die Dinosaurier, weil sie im wesentlichen Vögel waren -

»Mein Gott«, sagte Grant.

Er starrte die Raptoren an, die in ihrer straff geordneten Formation am Strand standen und dem Schiff nachsahen. Und plötzlich begriff er, was er da sah.

»Diese Tiere«, sagte Gennaro kopfschüttelnd, »wollen aber wirklich *unbedingt* von hier fliehen.«

»Nein«, erwiderte Grant. »Sie wollen überhaupt nicht fliehen.«

»Nicht?«

»Nein«, sagte Grant. »Sie wollen wandern - wie Zugvögel.«

Vor Anbruch der Nacht

»Wandern!« rief Ellie. »Das ist ja phantastisch.«
»Ja«, erwiderte Grant. Er grinste.
»Was denkst du, wohin sie ziehen wollen?« fragte sie.
»Ich weiß es nicht«, antwortete Grant; und dann brachen die großen Hubschrauber durch den Nebel und donnerten landeinwärts davon, ihre Unterseiten strotzend von Waffen. Die Raptoren stoben erschrocken auseinander, als eine der Maschinen abdrehte, am Ufer entlangflog und dann auf dem Strand zur Landung ansetzte. Eine Tür wurde aufgestoßen, und Soldaten in olivgrünen Uniformen liefen auf sie zu. Grant hörte hastig gerufene Befehle auf spanisch und sah, daß Muldoon und die Kinder bereits an Bord waren. Einer der Soldaten sagte auf englisch: »Bitte kommen Sie mit uns. Wir haben keine Zeit zu verlieren.«
Grant sah noch einmal zum Strand, wo die Raptoren gestanden hatten, aber sie waren nicht mehr da. Alle Tiere waren verschwunden. So, als hätten sie nie existiert. Die Soldaten zerrten ihn vorwärts, er ließ sich unter den donnernden Rotoren hindurchführen und kletterte dann durch die große Tür in den Hubschrauber.
Muldoon beugte sich zu ihm und schrie ihm ins Ohr: »Sie wollen uns sofort von hier weghaben. Die werden die Sache sofort erledigen!«
Die Soldaten schoben Grant, Ellie und Gennaro in Sitze und halfen ihnen beim Anlegen der Gurte. Tim und Lex winkten ihm zu, und plötzlich sah er, wie jung sie eigentlich waren und wie erschöpft. Lex gähnte und legte den Kopf auf die Schulter ihres Bruders.
Ein Offizier kam auf Grant zu und rief: »Señor, sind Sie hier der Verantwortliche?«
»Nein«, sagte Grant, »ich bin nicht der Verantwortliche.«
»Wer dann, bitte?«

»Ich weiß es nicht.«
Der Offizier ging zu Gennaro und stellte ihm die gleiche Frage: »Sind Sie hier der Verantwortliche?«
»Nein«, erwiderte Gennaro.
Der Offizier sah Ellie an, sagte aber nichts zu ihr. Die Tür stand noch offen, als der Hubschrauber vom Strand abhob, und Grant lehnte sich hinaus, um zu sehen, ob er noch einen letzten Blick auf die Raptoren erhaschen konnte, aber dann war der Helikopter schon über den Wipfeln der Palmen und flog nordwärts über die Insel.
Grant beugte sich zu Muldoon und rief: »Was ist mit den anderen?«
Muldoon schrie zurück: »Harding und ein paar Arbeiter haben sie bereits mitgenommen. Hammond hatte einen Unfall. Haben ihn an dem Hügel in der Nähe seines Bungalows gefunden. Ist wahrscheinlich hingefallen.«
»Ist er in Ordnung?« fragte Grant.
»Nein. Die Compys haben ihn sich geschnappt.«
»Was ist mit Malcolm?«
Muldoon schüttelte den Kopf.
Grant war zu müde, um viel zu empfinden. Er wandte sich ab und sah wieder zur Tür hinaus. Es wurde allmählich dunkel, und in dem schwächer werdenden Licht konnte er gerade noch den jungen Rex erkennen, der am Ufer der Lagune mit blutigem Maul über einem Hadrosaurier stand, zu dem vorüberfliegenden Hubschrauber hochsah und ihn anbrüllte.
Irgendwo hinter sich hörten sie Explosionen, und dann sahen sie vor sich einen zweiten Hubschrauber aus dem Nebel auftauchen; er kreiste über dem Besucherzentrum, das einen Augenblick später in einem leuchtend orangefarbenen Feuerball explodierte. Lex begann zu weinen, doch Ellie legte den Arm um sie und versuchte das Mädchen dazu zu bringen, nicht hinzusehen.
Grant schaute auf die Insel hinunter und erhaschte einen letzten Blick auf die Hypsilophodons, die anmutig wie Gazellen über eine Wiese hüpften, bevor ein weiterer Feuerball grell mitten unter

ihnen aufloderte. Der Hubschrauber gewann an Höhe und drehte nach Osten ab, auf das Meer zu.
Grant lehnte sich zurück. Er dachte daran, wie sich die Dinosaurier am Strand aufgestellt hatten, und fragte sich, wohin sie wohl ziehen würden, wenn sie könnten. Dann wurde ihm bewußt, daß er es nie erfahren würde, und er war gleichzeitig traurig und erleichtert.
Der Offizier kam noch einmal zu ihm und bückte sich zu ihm herunter. »Sind Sie der Verantwortliche?«
»Nein«, antwortete Grant.
»Bitte, Señor, wer ist der Verantwortliche?«
»Niemand«, sagte Grant.
Der Hubschrauber beschleunigte und nahm Kurs auf das Festland. Es war kalt geworden, die Soldaten wuchteten die Tür zu. Kurz bevor sie zuschnappte, sah Grant noch einmal hinunter auf die Insel, die sich nebelverhangen vom satten Violett des Himmels und des Meers abhob. Der Nebel war so dicht, daß darin die weiß glühenden Bälle der Explosionen verschwammen, die in schneller Folge aufblitzten, bis die ganze Insel zu glühen schien, ein immer kleiner werdender Lichtpunkt in der hereinbrechenden Nacht.

Epilog

San José

Tage vergingen. Die Regierung behandelte die Amerikaner mit großer Höflichkeit und brachte sie in einem hübschen Hotel unter. Sie konnten kommen und gehen, wann sie wollten, und anrufen, wen sie wollten. Aber sie durften das Land nicht verlassen. Jeden Tag besuchte sie ein junger Mann von der amerikanischen Botschaft, um sie zu fragen, ob sie etwas brauchten, und ihnen zu versichern, daß Washington alles tue, um ihre Abreise zu beschleunigen. Aber die Tatsache blieb bestehen, daß auf einem costaricanischen Territorium viele Leute umgekommen waren; die Tatsache blieb bestehen, daß man ein ökologisches Desaster nur mit knapper Not hatte abwenden können. Die Regierung von Costa Rica fühlte sich von John Hammond und seinen Plänen für die Insel hinters Licht geführt und getäuscht. Unter diesen Umständen war die Regierung nicht geneigt, Überlebende vorschnell freizulassen. Sie gestattete nicht einmal Hammonds und Ian Malcolms Beerdigung. Sie wartete einfach ab.

Grant kam es so vor, als würde er jeden Tag zu einer anderen Regierungsstelle gebracht und dort von immer neuen, höflichen und intelligenten Regierungsbeamten befragt. Immer und immer wieder ließen sie ihn seine Geschichte erzählen. Wie Grant John Hammond kennengelernt hatte; was Grant von dem Projekt wußte; wie Grant das Fax aus New York erhalten hatte; warum Grant auf die Insel geflogen war; was auf der Insel passiert war. Dieselben Einzelheiten, immer und immer wieder, Tag für Tag. Lange Zeit war Grant der Ansicht, sie glaubten, daß er sie belüge

und daß es etwas gebe, was sie von ihm hören wollten, obwohl er sich nicht vorstellen konnte, was das sein könnte. Andererseits schien es aber auch, als würden sie einfach abwarten.
Schließlich kam eines Nachmittags, als Grant am Swimmingpool des Hotels saß und Lex und Tim beim Planschen zuschaute, ein bärtiger Amerikaner auf ihn zu.
»Wir sind uns nie begegnet«, sagte der Amerikaner. »Mein Name ist Marty Guitierrez. Ich bin Wissenschaftler an der Forschungsstation in Carara.«
»Sie sind der, der die Überreste dieses ersten Procompsognathen gefunden hat«, erwiderte Grant.
»Das stimmt, ja.« Guitierrez setzte sich neben ihn. »Sie warten doch bestimmt ungeduldig darauf, nach Hause zu können.«
»Ja«, sagte Grant. »Mir bleiben nur noch wenige Tage für meine Ausgrabungen, bevor der Winter einsetzt. Wissen Sie, in Montana fällt meistens schon im August der erste Schnee.«
»Ist das der Grund, warum die Hammond-Stiftung Ausgrabungen in nördlichen Gegenden gefördert hat?« fragte Guitierrez. »Weil es wahrscheinlicher ist, daß man in kalten Klimazonen intaktes Genmaterial von Dinosauriern findet?«
»Ja, das nehme ich an.«
Guitierrez nickte. »Er war ein intelligenter Mann, dieser Mr. Hammond.«
Grant erwiderte nichts. Guitierrez lehnte sich in seinem Gartenstuhl zurück.
»Die Behörden werden es Ihnen nicht sagen«, sagte Guitierrez schließlich, »weil sie Angst haben und weil sie Ihnen möglicherweise übelnehmen, was Sie getan haben. Aber in den ländlichen Regionen passiert etwas sehr Eigenartiges.«
»Werden wieder Babys gebissen?«
»Nein, das ist Gott sei Dank vorbei. Aber etwas anderes. Dieses Frühjahr haben sich in der Region Ismaloya, das ist nördlich von Puntarenas, einige unbekannte Tiere auf eine sehr eigenartige Art durch die Felder gefressen. Sie bewegten sich über Tage hinweg in

gerader Linie - fast *schnur*gerade - von der Küste zu den Bergen, in den Dschungel hinein.«
Grant setzte sich aufrecht.
»Eine zielgerichtete Wanderung, fast wie bei Zugvögeln«, sagte Guitierrez. »Meinen Sie nicht auch?«
»Was haben sie gefressen?« fragte Grant.
»Na, das war eigenartig. Sie fraßen nur Agama- und Sojabohnen, und manchmal Hühner.«
»Lysinreiche Nahrung«, sagte Grant. »Was ist mit diesen Tieren passiert?«
»Wahrscheinlich sind sie im Dschungel verschwunden. Gefunden hat man sie auf jeden Fall nicht. Und eine Suche im Dschungel wäre natürlich schwierig. Ein Suchtrupp könnte Jahre in den Bergen von Ismaloya zubringen. Und mit leeren Händen zurückkehren.«
»Und wir werden hier festgehalten, weil...«
Guitierrez zuckte die Achseln. »Die Regierung ist besorgt. Vielleicht gibt es noch andere Tiere. Und neue Probleme. Die Behörden sind einfach vorsichtig.«
»Glauben Sie, daß es noch andere Tiere gibt?« fragte Grant.
»Das kann ich nicht sagen. Können Sie es?«
»Nein«, entgegnete Grant. »Das kann ich nicht.«
»Aber Sie vermuten es?«
Grant nickte. »Vielleicht gibt es welche. Ja.«
»Ich bin Ihrer Meinung.«
Guitierrez stand auf und winkte Tim und Lex zu, die im Pool spielten. »Wahrscheinlich schicken sie die Kinder nach Hause«, sagte er. »Es gibt keinen Grund, es nicht zu tun.« Er setzte die Sonnenbrille auf. »Genießen Sie Ihren Aufenthalt bei uns, Dr. Grant. Es ist ein wunderbares Land.«
»Wollen Sie mir damit sagen, daß wir nicht gehen dürfen?« fragte Grant.
»Keiner von uns geht irgendwohin«, erwiderte Guitierrez lächelnd. Dann drehte er sich um und ging zum Hoteleingang zurück.

Danksagung

Bei der Vorbereitung dieses Romans habe ich mich auf die Arbeit vieler hervorragender Paläontologen gestützt, allen voran Robert Bakker, John Homer, John Ostrom und Gregory Paul. Sehr hilfreich waren mir auch die Bemühungen einer neuen Generation von Illustratoren, darunter Kenneth Carpenter, Margaret Colbert, Stephen und Sylvia Czerkas, John Gurche, Mark Hallett, Douglas Henderson und William Stout, die bei ihren Rekonstruktionen neue Erkenntnisse über das Verhalten der Dinosaurier mit einarbeiten.

Gewisse in diesem Buch vorgestellte Ideen über die Paläo-DNS, das Genmaterial ausgestorbener Tiere also, wurden als erstes von Charles Pellegrino formuliert, basierend auf den Forschungen von George O. Poinar Jr. und Roberta Hess. Diese beiden bildeten die Extinct DNA Study Group in Berkeley. Die Darstellung der Chaostheorie stützt sich zum Teil auf die Kommentare von Ivar Ekeland und James Gleick. Die Computerprogramme von Bob Gross inspirierten mich zu einigen der Grafiken, die Arbeit des verstorbenen Heinz Pageis zu der Figur Ian Malcolms.

Dennoch ist dieses Buch reine Fiktion, und die darin ausgedrückten Ansichten sind meine eigenen, wie auch alle sachlichen Fehler, soweit sie im Text vorkommen.